BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy
54958
E 3363 I
6220

AUS DEUTSCHEM SCHRIFTTUM

135./137. BAND

Aus Ostpreußens Geschichte

Von Albert Strukat

UND DEUTSCHER KULTUR

17.9.1938.

Ed 1930

BIBLIOTEKA WOJEWÓDZKA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA PUBLICZNA

Stadt-Bibliothek Elbing

-90

E 33631

Aus deutschem Schrifttum
und deutscher Kultur
Band 135/137

Aus Ostpreußens Geschichte

Von Albert Strukat
Rektor

Langensalza
Verlag von Julius Beltz
Berlin – Leipzig

1938.709

CZYTELNIA REGIONALNA IV.4.3

34845

BIBLIOTEKA PUBLICZNA MIEJSKA W ELBLĄGU

54958

6220

538

Alle Rechte vorbehalten

Stadt-Bibliothek Elbing

Ed 1930

Druck von Julius Beltz in Langensalza.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Aus grauer Vorzeit	5
1. Bei den Bronzezeit-Menschen (A. Strukat)	5
2. Ein Tag im Germanenhause (A. Strukat)	7
Sitten und Gebräuche der Preußen (Joh. Voigt)	10
Religion und Götterdienst der Preußen (Joh. Voigt)	13
Der älteste Bericht über das Preußenland und seine Bewohner (Peter von Duisburg)	17
Altlitauische Befestigungsanlagen (A. Strukat)	19
Ostpreußische Ortsnamen (A. Strukat)	21
Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen (Günther und Strübing)	23
Der Einzug der Deutschordensritter in Preußen (Gustav Freytag)	26
Das Leben der Ordensritter (Oskar Hahn)	29
Die Ordensburgen (E. Popp)	31
Die Gründung des Bistums Ermland (Josef Buchholz)	34
Die litauische Wildnis (Buchholz)	36
Die adligen Güter und Dörfer (Buchholz)	39
Die Gründung von deutschen Städten (Buchholz)	43
Die Bürger (Buchholz)	45
Die Verwaltung der deutschen Städte (Buchholz)	47
Die Gründung deutscher Dörfer (Buchholz)	50
Die Bauern (Buchholz)	54
Die preußischen Dörfer (Buchholz)	56
Der Retter von Christburg (Ritter)	58
Gründung und Entwicklung Königsbergs (Emil Hollack)	60
Hans von Sagan in der Schlacht bei Rudau (Aug. Freudenthal)	64
Heiligenlinde (v. Tettau und Temme)	68
Der reiche Bauer in Nicklaswalde (v. Tettau und Temme)	69
Kriegsrüstungen auf der Marienburg (Ernst Wichert)	70
Die erste Schlacht bei Tannenberg (Wichert)	74
Ein Meisterschuß (Wichert)	79
Der Hungerkrieg (Buchholz)	83
Nikolaus Kopernikus (Hassenstein)	86
Der Reiterkrieg (Buchholz)	87
Königsberger Strietzel- und Wurstumzüge (Gerd Dameran)	91
Simon Dach (A. Strukat)	92
Der Tataren-Einfall in Preußen (Nach verschiedenem)	94
Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt (Pierson u. a.)	97
Löhne und Preise im 17. und 18. Jahrhundert (Eismann)	99
Die Krönung des ersten Königs von Preußen (Ferd. Schmidt)	99
Die Pest in Ostpreußen (Sahm)	102
Die Salzburger Protestanten in Ostpreußen (Richter)	110

Seite

Ostpreußen im Siebenjährigen Kriege 88
1. Der Zug des russischen Heeres durch die Provinz. (Nach verschiedenen) 112
2. Königsberg unter russischer Herrschaft (Friedr. Tromnau) 114
Die Begründung des Postwesens in Ostpreußen (Tromnau) . . . 121
Königsberger Kaufmannsreichtum im 18. Jahrhundert (Bock) . . . 124
Immanuel Kant (Tromnau) 125
Johann Gottfried Herder (Fr. Schmidt u. a.) 129
Nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau (Pertz) 132
Erlaß über das Grundeigentum und die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit (Pertz) 133
Die Flucht der Königin Luise (Hufeland) 134
Die Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit (Gräfin v. Voß) 135
Die feierliche Einführung der neuen Stadtobrigkeit in Preußen (E. Petersilie) 136
Stein kommt nach Königsberg (E. M. Arndt) 138
Die „Große Armee" zieht durch Ostpreußen (Stettiner) 140
Die Rückkehr der „Großen Armee" (v. Leszczynski) 143
Preußischer Landsturm 1812 (Hans Hoffmann) 147
Die Russen in Königsberg 1813 (Stettiner) 150
Die Erhebung Ostpreußens im Frühling 1813 (Stettiner) 151
Königsberger Landwehr bei der Erstürmung des Grimmaer Tores nach der Schlacht bei Leipzig am 19. Oktober 1813 (Friccius) 154
Rückkehr der ostpreußischen Landwehr (Rosenwall) 157
Auf der Wanderschaft (M. und J. Rehsener) 161
Masuren nach den Befreiungskriegen (F. Skowronneck) 166
Mit dem Postwagen durchs Land (Bernstein) 168
Chausseen und Eisenbahnen (Richard Pape) 172
Löhne und Preise im 19. Jahrhundert (Nach Pape und Strukat) 173
Die Mobilmachung in Königsberg (Königsberger Anzeiger) . . . 176
Wie die Russen in Ostpreußen hausten (Nach verschiedenen) . . . 177
Aufruf des Kommandierenden Generals des 2. russ. Armeekorps an die Bevölkerung von Angerburg 181
Die Russen vor der Feste Boyen (A. Strukat) 183
Die zweite Schlacht bei Tannenberg (F. Requadt) 185
Ostpreußisch (R. Herzog) 193
Die Winterschlacht in Ostpreußen (A. Strukat) 194
Ostpreußische Flüchtlinge (A. Strukat) 199
Ostpreußens Wiederaufbau (A. Strukat) 201
Die Heimkehr der Königsberger Truppen (Königsberger Hart. Ztg.) 203
Aus dem Friedensvertrage von Versailles 204
Abschiedsgruß der preußischen Staatsregierung an die Ostmarkdeutschen 205
Die Volksabstimmung am 11. Juli 1920 206
1. Im Bezirk Allenstein (Max Worgitzki) 206
2. Im Bezirk Marienwerder (Gerhard Lawin) 212

Aus grauer Vorzeit.

(A. Strukat.)

1. Bei den Bronzezeit-Menschen.

Es ist Abend geworden. Die letzten Sonnenstrahlen verschwinden hinter den mächtigen Stämmen des Urwaldes, der vor mehr als dreitausend Jahren den größten Teil des Landes zwischen Memel und Weichsel bedeckte. Eine dünne Rauchsäule steigt zwischen den Bäumen auf, und dorthin führt ein schmaler Weg.

Auf einer Waldlichtung, dicht neben dem großen Strome, erhebt sich eine kleine Hütte. Aus grob behauenen Baumstämmen hat man sie errichtet und das Dach mit Rohr und Schilf gedeckt. Eine Tür, die sich in einem Geflecht von Ruten bewegen läßt, führt ins Innere. Der Fußboden besteht aus Lehm, und damit sind auch die Spalten der Wände bestrichen. Durch die kleinen Fensterlöcher, die man bei schlechtem Wetter mit Klappen verschließt, scheinen die letzten Sonnenstrahlen hinein und zeigen die dürftige Inneneinrichtung: einen Tisch, mehrere Stühle und einen Herd in der Mitte des Raumes. An den Wänden liegen einige Haufen Felle, die als Lagerstellen dienen, und in einer Ecke eine große flache Steinplatte. Daran ist ein junges Mädchen beschäftigt. Auf die Platte hat es Gerstenkörner geschüttet und zerquetscht sie mit einem schweren, runden Stein zu Mehl, aus dem nachher Brot gebacken werden soll. Drei Kinder, die Geschwister, spielen mit einem Eichhörnchen. Des Spielens müde, fordern sie ihr Abendbrot. Noch ist die Schwester aber mit der Arbeit nicht fertig, und die Mutter, die in einer Ecke

sitzt und spinnt, will das letzte Tageslicht auch noch ausnutzen. Um einen Stock, den sie mit den Knien festhält, hat sie Flachs gewunden. Davon zupft sie den Faden ab, dreht ihn mit den Fingern zusammen und wickelt ihn auf ein Holzstück. Morgen wird mit dem Weben begonnen. Dann werden in einen Rahmen Fäden gespannt und das „Webeschiffchen", auf das sie jetzt den Faden wickelt, zwischen ihnen hindurchgeführt.

Endlich wendet sich die Schwester zu den ungeduldigen Kleinen. Vom Wandbrett nimmt sie ein Brot, das ziemlich verkohlt aussieht und teilt es mit einem Messer aus rötlichem Metall. Bronze nennen sie es im Westen, von wo der fremde Händler herkam und es mitbrachte. Unlängst hat Vater es von ihm erhalten und dafür eine Menge der schönsten Felle gegeben. Es ist doch etwas anderes, als die Messer aus Stein, von denen Großvater erzählte, die man sich in tagelanger mühsamer Arbeit selbst herstellen mußte. Indessen hat die Mutter die Spindel bei Seite gestellt und nimmt vom Wandbrett eine Tonschale mit Butter und eine andere mit Mus, gekocht aus wilden Äpfeln und Pflaumen und mit Honig gesüßt. Mit einem Holzlöffel werden sie auf das Brot gestrichen, und bald sitzt die Familie beim Abendbrot. Auch das Eichhörnchen wird nicht vergessen und erhält einige Haselnüsse.

Mit mehreren größeren Tongefäßen in der Hand geht die Schwester aus dem Hause. Unweit desselben, auf einer grasreichen Stelle, die von einem Zaun von Stangen eingeschlossen ist, weiden einige Kühe. Im Winter sind sie in dem Stalle untergebracht, der sich an die Rückwand des Hauses anschließt. Die Schalen mit Milch gefüllt, kehrt das junge Mädchen wieder heim.

Schon senkt sich die Dämmerung herab, da nähern sich zwei Männer der Hütte; es ist der Vater mit dem ältesten Sohne. An einer Stange tragen sie einen erlegten Elch. Schwer hängt der Kopf mit den mächtigen Geweihschaufeln zur Erde. Neugierig kommen die Kinder hinzugelaufen.

Es ist dunkel geworden. Der Elch hängt ausgeweidet in der Hütte, und auf dem Tische liegt das blutige Bronzemesser. Der älteste Sohn arbeitet mit den kleineren Geschwistern an dem auf dem Boden ausgespannten Fell. Mit dem Gehirn des Tieres wird es eingerieben, um die Haut zu gerben. Das gibt dann einen neuen Fellrock oder eine Decke. Am Herdfeuer sitzt der Vater und erzählt von den Jagderlebnissen des heutigen Tages. Das kurze Bronzeschwert und die Axt, die er im Gürtel trug, hängen an der Wand, und in einer Ecke lehnen die Spieße mit den Stein- oder Bronzespitzen. Auch den kurzen Fellrock hat er abgelegt. Nachdenklich betrachtet er die Leinenbinden, mit denen Unter- und Oberschenkel bewickelt sind. Die Dornsträucher des Urwaldes haben arge Risse gemacht, und auch die Schuhe haben einige Schäden erlitten. Daran wird Mutter noch manche Arbeit haben.

Morgen werden Waffen und Kleidung in Ordnung gebracht, und dann wollen die beiden Männer gemeinsam nach den Hütten eines benachbarten Stammes wandern, der ebenso wie sie der großen finnischen Völkerfamilie angehört, welche damals den ganzen Norden Europas bewohnte. Eine große Jagd sollte abgehalten werden, um sich für den kommenden Winter mit Fleisch und Fellen zu versorgen.

2. Ein Tag im Germanenhause.

Der Tag bricht an. Die Sonne steigt über den Hügeln auf und vertreibt die wallenden Nebel im Tale. Da wird es in dem Blockhause am See lebendig. Rasch erhebt sich die Hausfrau von der erhöhten Eichenbank, auf welcher aus weichen Fellen ein Lager bereitet war. Sie wirft das kurze leinene Unterkleid und das lange Obergewand über und zieht die Schuhe an. Ihr erster Blick fällt auf das Herdfeuer, das man auch in der Nacht glimmend erhalten hatte; durch trockenes Reisig entfacht sie es zu heller Flamme. Indessen haben sich auch die beiden älteren Kinder erhoben und helfen nun der Mutter, den schweren

Querbalken wegheben, der die feste Eichentür verschloß. Endlich erhebt sich auch der Hausherr, denn bald kommen die Genossen, um ihn zur Jagd zu holen. In kurzer Zeit ist er mit dem Ankleiden fertig. In enganliegender Leinenhose, die bis zu den Schuhen reicht, welche mit langen Riemen am Unterschenkel befestigt waren, in einem Rock aus gegerbtem Leder und umgürtet mit kurzem Eisenschwerte, seiner besten Waffe, tritt er an den Frühstückstisch, auf dem Haferbrei und Sauermilch in Schalen stehen und Butter und Brot liegen. Aufmerksam prüft er dann seinen Waffenvorrat. Wohl stehen da einige Holzspieße, deren Spitze man in Feuer gehärtet hat, andere tragen eine solche aus scharfen Steinen oder Knochen. Aber nicht diese sucht der Mann, sondern er greift nach einem Ger mit scharfer Eisenspitze, die er selbst vor wenigen Tagen gefertigt hat.

Da schlägt Wacker (d. h. der Wachsame) an. Stimmengewirr hört man, und schon treten die Sippen durch das Hoftor. Mit Heil und Handschlag begrüßt man sich. Bald ist der Hausherr zum Aufbruch fertig, und nun ertönt das große Auerhorn, und mit Speer und Armbrust, die Hunde an der Leine, gehts durch das Tor. Vorbei führt der Weg an dem Ackerfelde, wo ein Unfreier mit der Bestellung beschäftigt ist und ein anderer das Vieh hütet. Nach kurzer Zeit nimmt der dunkele Wald die Jäger auf. Vielleicht gibt Wodan ihnen Glück bei der Jagd auf den Bären, den Auerochsen, den Elch und das Wildpferd.

Zu Hause herrscht indessen emsige Tätigkeit. In der Vorhalle, durch welche man in den Wohnraum tritt, sitzt die Mutter und unterweist die älteste Tochter im Gebrauch der großen Eisenschere und der langen Bronzenadel. Auf dem Hofe wirft der Sohn, ein gesunder und kräftiger Junge, unermüdlich seinen Spieß nach einem großen Schilde aus Weidenruten, den er an einen Baum gehängt hat. Eine Magd, notdürftig mit einem Schaffelle bekleidet, zerreibt Getreidekörner zwischen zwei Steinen, und dort ist ein Unfreier mit der Ausbesserung des Hoftores beschäftigt. Dicht am Hause im Sonnenschein sitzt Groß-

mutter und dreht den um die Kunkel gewundenen Flachs zu festen Fäden, und Großvater schnitzt dem Enkel einen neuen Speer.

Schon versinkt die Sonne hinter den fernen Hügeln, da ertönt fröhlicher Jagdruf, und herein durch das Hoftor ziehen die Weidgesellen. Einen Bären und einen Elch bringen sie als Beute, und den Auerochsen, den Theodulf erlegt hat, müssen die Unfreien noch heute abholen. Freudig folgt man der Einladung des Hausherrn, den Tag mit einem fröhlichen Gelage zu beschließen, und bald sitzen alle in der großen Wohnhalle um den mächtigen Eichentisch. Vom Wandbrett nimmt die Hausfrau die Trinkgefäße: das mächtige Horn des Auerochsen, am Rande breit mit Silber beschlagen und mit geheimnisvollen Runenzeichen versehen, Becher aus Holz geschnitzt und solche aus Ton. Der riesige Bärenschinken, am Spieß über dem Herdfeuer gebraten, wird auf den Tisch gesetzt, dazu mächtige Brote. Emsig kreisen die Becher und Trinkhörner, gefüllt mit schäumendem Met, das man aus Gerste hergestellt hat. Immer lauter werden die Reden, und nun greift man zu den Würfeln; eifrig, als gelte es die ernsteste Arbeit, so beteiligt sich jeder der Männer daran.

Bis jetzt hat auch die Hausfrau an der Seite ihres Mannes am Feste teilgenommen. Nun verläßt sie den Wohnraum und geht auf den Hof, wo der Lärm nur undeutlich herüberschallt. Da sitzt Großvater unter der wuchtigen Eiche und erzählt den horchenden Enkeln, wie das große Volk der Goten, zu dem sie gehören, vor vielen Jahren (400 v. Chr.) in dieses Land gekommen sei und da einen fremden Völkerstamm (Finnen) vorgefunden habe, der aber nun fortgezogen ist nach Morgen; wie man an breite Sümpfe und Flüsse gekommen, welche den Weg versperrten und wie kräftige Männer dann große Brücken gebaut haben. (Zwei Moorbrücken über das Tal der Sorge und das weiche Uferland — Zufluß des Drausensees — je 1213 Meter lang, länger als die Weichselbrücken bei Dirschau und Graudenz — nach Art der Knüppeldämme erbaut. Sie lagen im Zuge einer großen

Handelsstraße, die von der südlichen Weichsel nach dem Bernsteinlande führte.)

Leise sinkt die Dämmerung nieder. Schon flattert eine Eule über den Hof. Da rücken die Kinder enger zusammen, denn das ist die Zeit, wo die bösen Geister ihr Wesen treiben, bis mit dem Aufgang der Sonne der Lichtgott wieder Macht gewinnt und sie vertreibt.

Sitten und Gebräuche der Preußen.

(Nach Johannes Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens. 1. Band. 8. Kapitel.)

Um das Jahr 200 nach Chr. waren die Goten fortgezogen, aber ein großer Teil von ihnen blieb zurück und unterwarf sich dem neuen Volke, den Preußen. Das Land war in 11 Gaue eingeteilt, deren Namen folgende waren: Kulmerland, Pomesanien, Pogesanien, Ermland, Natangen, Barten, Galindien, Sudauen, Nadrauen, Samland und Schalauen. An der Spitze jeder Landschaft standen zwei leitende Oberhäupter, der Reiks oder König und der Griwe oder Oberpriester. Die Aufgabe des Reiks war Landesverteidigung und Kriegführung, der Griwe war oberster Priester und Gesetzgeber; sogar der Reiks hatte sich nach diesen Gesetzen zu richten. Bei der Einfachheit des Lebens gab es allerdings nur wenige Gesetze im Lande, und meistens mochten die alten Sitten und Gebräuche, wie sie im Volke fortlebten, wohl ausreichen.

Der Mann durfte drei Ehefrauen haben, aber das war nicht immer der Fall, sondern wie bei den Germanen hatten die meisten nur eine Frau. Sie diente dem Hausherrn wie eine Sklavin, und mit Strenge hielt er sie zur Besorgung der häuslichen Arbeiten an. Auch über die Kinder hatte der Vater unumschränkte Gewalt, durfte sie sogar töten. Die Braut wurde ihrem Vater vom Bräutigam abgekauft. Dann versammelte sie zum letzten Male im Elternhause ihre Freundinnen, und alle stimmten eine Klage an, daß Eltern, Vieh und Feuer nun keine

Pflege mehr haben würden. Indessen hatte der Bräutigam einen Wagen gesandt, die Braut heimzuführen. Wenn sie die Grenze ihres neuen Besitztums erreicht hatte, kam ihr der Bräutigam entgegengeritten. In einer Hand einen Feuerbrand, in der andern eine gefüllte Schale schwingend, sprengte er dreimal um den Wagen und dann der Jungfrau das Getränk überreichend rief er ihr zu: Wie sonst in deines Vaters Hause, so bewahre nun das Feuer in deinem eigenen! Zu Hause wurde die Braut ehrenvoll empfangen. Man bestrich ihr den Mund mit Honig und führte sie mit verbundenen Augen an jede Tür des Hauses. Auf den Zuruf des Brautführers: Stoß auf! stieß sie mit dem Fuße an die Türe, und jede öffnete sich. Dann mit Getreide jeder Art sie bestreuend, rief man ihr entgegen: Halte fest am Glauben unserer Götter, so werden sie dir alles geben! Nun folgte ein heiteres Mahl und Tanz bis zum späten Abend.

Ackerbau war die hauptsächlichste Beschäftigung der Preußen, und sie betrieben diese mit solchem Eifer, daß Fremde sich darüber sehr wunderten. Auch Viehzucht kam in späterer Zeit hinzu. Es war ein fleißiges Volk, dem Trägheit und Arbeitsscheu als größte Laster galten. Nur das Alter befreite von der Arbeit. Arme Greise wurden im Dorfe unentgeltlich verpflegt. Im ganzen Lande gab es keine Bettler, und Diebstahl wurde sehr selten verübt. Der Fremde, der ins Haus kam, galt von den Göttern gesandt. Ihn gegen Gewalt zu schützen, war oberste Pflicht, und eine Beleidigung des Gastes wurde mit dem Tode bestraft. Bis zur völligen Trunkenheit saß man mit dem Gaste beim Trinkgelage.

Gesund und kräftig, von hohem, schlankem Wuchse waren die Preußen. Blaue Augen und lange blonde Haare sowie die blendend weiße Hautfarbe deuteten auf ihre Verwandtschaft mit den nordischen Germanen hin. Der Bart blieb ungeschoren und galt für des Mannes Schmuck. Einfach war die Kleidung, die man sowohl an Werk- wie an Festtagen trug: ein enger Rock, bei den Ärmeren von Leinwand, bei den Reichen von schlechtem

weißem Tuche, der von einem ledernen Gürtel zusammengehalten wurde und bis zum Knie reichte. Hals, Kopf und Brust blieben im Sommer unbedeckt, nur im Winter trug man eine Mütze von Pelzwerk und noch einige Fellkleider. Den Unterleib bis an die Fußknöchel bedeckten weite Beinkleider, den Fuß Schuhe aus rauhem Leder oder Bast. Die Frauen trugen ein langes bis zu den Knöcheln reichendes Linnenkleid von bleigrauer Farbe, das Brust und Arme unbedeckt ließ. Als Schmuck hatten sie nicht nur Bernsteinschnüre an Hals und Brust, sondern an Fingern und Ohren trugen sie gern ausländische Ringe, auf der Brust kunstvolle Ketten, Spangen an den Armen, im Haar eine zierliche Haarnadel und am Kleide noch mancherlei Schnallen und Spangen, oft aus Silber. Geld war weniger im Gebrauch; man gab Erzeugnisse der eigenen Arbeit für die fremden Waren.

Ebenso einfach war auch die Wohnung. Von Holz oder Stein waren die Häuser gebaut, und in der Mitte des großen Wohnraumes diente ein großer, ausgehöhlter Stein als Feuerherd. Dörfer hatte es schon gegeben, aber Städte, wie sie später bestanden, gab es in Preußen noch nicht.

Sparsam und einfach war auch die Kost. Fleisch der wilden und zahmen Tiere war das Hauptgericht. Milch- und Haferspeisen wechselten mit dem, was Acker, Wald und Wasser sonst darboten. Nur Kräuterspeisen genossen sie nicht und wunderten sich, daß die Ordensritter Kraut als Nahrung benutzten. Schon in früher Zeit waren Bier und Met beliebte Getränke, aber auch gegorene Milch und Rinderblut.

Schreiben und Lesen war ihnen unbekannt, vielleicht hatten aber die Priester eine Art Runenschrift. Die Leichen wurden mit mancherlei Feierlichkeiten verbrannt, und die Asche in eine Urne gefüllt, wozu man noch die Schmucksachen des Verstorbenen legte. In einer mit Steinen ausgelegten Grube wurde die Urne beigesetzt, einige Gefäße mit Nahrungsmitteln und Getränken wurden dazugestellt, dann ein großer Deckstein aufgelegt, und auf das ganze schüttete man einen Hügel, oft von beträchtlicher Höhe.

Jeder sollte im Jenseits seiner bisherigen Beschäftigung nachgehen; der Reiche blieb reich und der Arme arm. Aber wer die Gebote befolgt und den Göttern sowie dem Griwen Gehorsam gezeigt hatte, den würde dort viel Gutes erwarten, auch wenn er auf Erden arm war. Wer aber böse war auf Erden, den würden die Götter, auch wenn er reich gewesen, mit Angst und Qual plagen, daß er die Hände ringen müsse vor großem Weh.

Religion und Götterdienst der Preußen.

(Nach Johannes Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens. 1. Band. 11. Kapitel.)

Die ältesten Bewohner Preußens verehrten Sonne, Mond und Sterne als ihre Gottheiten, und auch die Naturerscheinungen, die von diesen Gottheiten ausgehen sollten, wurden verehrt, Blitz und Donner, Feuer und Gewässer. So kam man auch zur Heilighaltung der Flüsse, Quellen, Haine und Wälder. Die aus dem Norden eingewanderten Goten hatten dort die Wälder als Sitz der Gottheiten angesehen, in denen ihre Standbilder untergebracht waren. So wurde es auch hier gehalten. In dem heiligen Walde Romowe stand ein mächtiger, uralter Eichbaum, dessen Äste ringsumher einen großen Raum beschatteten und gegen Regen und Sonnenglut beschützten. In drei in den Stamm gehauenen Nischen wurden die Bildnisse der drei obersten Götter zur Verehrung aufgestellt.

Perkunos, des gewaltigen Donnerers, des Feuergottes und Götterkönigs Bild war das eines zornigen Mannes, sein Gesicht feuerfarbig mit krausem Barte, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt. Im ganzen Preußenlande wurden ihm Opfer gebracht. Ihm zu Ehren brannte in Romowe vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer aus geheiligtem Eichenholze, bei dessen Verlöschen die Priester, welche es zu unterhalten hatten, mit dem Tode bestraft wurden. Der Donner, seine Sprache, in welcher er den

Prieſtern ſeinen Willen verkündete, war ein Schrecken für die Menſchen, und wenn er ſich vernehmen ließ, fiel alles Volk vor Furcht auf die Erde, laut rufend: Diewas Perkunos abgehle nus! (Gott Perkunos erbarme dich unſer!) Dann folgten fröhliche Gaſtgelage, und reiche Opfer wurden ins Feuer geworfen. Wen ſein im Blitzſtrahl geſchleuderter Donnerkeil traf, den hatte der Gott zu ſich gerufen, und das galt als höchſtes Glück. Auch als Spender von Sonnenſchein und Regen und als Gott der Geſundheit wurde Perkunos angeſehen; die Aſche ſeines heiligen Feuers galt als Mittel gegen Krankheiten.

Potrimpos, der Spender des Glückes in Krieg und Frieden, der Geber der Fruchtbarkeit und des Gedeihens, der Beſchützer der Saaten und des Ackerbaues, der Gott des Wohlſtandes und des Segens, war die zweite Gottheit, deren Bildnis an der heiligen Eiche in Romowe ſtand: ein blühender Jüngling, deſſen Haupt mit einem Kranze von Getreideähren geſchmückt war. Als Opfer brachte man ihm Getreidegarben und Weihrauch, in brennendes Wachs geſtreut, aber auch Kinder, denn er hatte Gefallen an Menſchenblut. Ihm zu Ehren wurde in einer großen Urne eine Schlange von den Prieſtern ernährt. Milch war ihre Nahrung, und unter Getreideähren wurde ſie verborgen gehalten. Daher galt die Schlange den Preußen als ein heiliges Tier, den zum Kampfe ausziehenden Kriegern als Zeichen ihres freundlichen Gottes Potrimpos.

Das dritte Bild an der heiligen Eiche war das des Gottes Pikollos, Patello oder Potollos, des Oberherrn des Todes und der Vernichtung, denn was Potrimpos geſchaffen hatte, wurde durch ihn zerſtört. Sein Bild ſtellte ihn dar als einen Greis mit langem, grauem Barte, die Geſichtsfarbe totenbleich, das Haupt mit einem weißen Tuche umwunden. Drei Totenköpfe, die eines Menſchen, eines Pferdes und einer Kuh waren ſeine Sinnbilder. Beim Opferfeſte brannte ihm ein Topf voll Talg, aber auch Menſchen, Rinder, Pferde, Schweine und Böcke opferte man ihm und goß deren Blut am Fuße der

heiligen Eiche aus, wodurch dieſe ewig grün geblieben ſein ſoll. Wie Potrimpos von ſeinen Verehrern allgemein geliebt wurde, ſo fürchtete man ihn, denn er verlangte ſtets das Teuerſte als Opfergabe. Qual und Angſt der Menſchen waren ſeine Freude. War in einem Hauſe jemand geſtorben, ſo mußte dem Gotte ſofort geopfert werden; geſchah das nicht bis zum dritten Tage, ſo konnte der erzürnte Gott nur durch Blut verſöhnt werden. Auch diejenigen beſtrafte er, welche in ihren Opfern zu ſparſam waren oder der Prieſter Gebote nicht befolgten. Im ganzen Lande waren ihm häufig heilige Orte geweiht, und überall brannten ihm Feuer zur Verſöhnung und zur Abwehr ſeiner Strafen. Manche Orte ſeines Namens erinnern an die allgemeine Verehrung.

Ein vierter Gott war Kurche, der freundliche Spender der Speiſen und Getränke. Sein Bild ſtand nicht in Romowe ſondern unter einer großen heiligen Eiche, da, wo jetzt die Stadt Heiligenbeil liegt; früher lag hier der Ort Swentomaſt. Auch Kurche war ein Landesgott. Überall lagen ſeine Opferſteine, auf denen man ihm Fiſche, Fleiſch, Mehl, Honig, Bier und Met darbrachte. Spuren ſeiner Verehrung findet man zwiſchen Tolkemit und Frauenburg, an den Seen von Hohenſtein, wo ein See ihm heilig war und ein Ort ſeinen Namen führte. Jene Gegend hieß Kurchenfeld oder Kurkoſadel. Ein anderer heiliger Opferſtein lag unweit Gumbinnen, wo noch der Ortsname Kurpchen daran erinnert, andere befanden ſich hinter Nordenburg, zwiſchen Biſchofsburg und Wartenburg, hinter Johannisburg, bei Kreuzburg, Chriſtburg, bei Wargen im Samlande und an vielen anderen Orten. Zur Erntezeit wurde ſein Bild auf einer hohen Stange aufgeſtellt, mit einem Ziegenfelle bekleidet und mit allerlei Früchten und Kräutern geſchmückt. Während die Prieſter opferten, tanzte das Volk um das aufgeſtellte Götterbild.

Außer dieſen vier Hauptgöttern verehrte man noch eine Menge Nebengottheiten, die draußen in Feld und Wald oder im Hauſe wirkten.

Der heilige Wald Romowe war der Wohnort des Griwen, des Oberpriesters. Kein Ungeweihter durfte den Wald betreten, nur die Landesfürsten, die Reiks, durften manchmal den Griwen besuchen. Aber auch ihnen blieben die heiligen Bilder verborgen, denn stets waren sie rings mit hohen Tüchern verhängt. Wer den heiligen Wald sonst betrat, wurde getötet, und auch der, welcher einen Baum oder auch nur einen Zweig abhieb. So war es bei allen heiligen Wäldern, im Samland bei Pobethen, bei Tapiau, Christburg, Mehlsack, Schippenbeil und an andern Orten. Vielleicht hatte jeder Gau sein Romowe, denn dieser Name steckt in einer Menge ostpreußischer Namen, z. B. Romitten (bei Pr. Eylau) Rombitten (bei Saalfeld), Romansgut (bei Heiligenbeil), Rohmsdorf (bei Schippenbeil), Romahnen (bei Ortelsburg), Rombinus, Rominten u. a. Kein Fremder, der von dem Griwe Rat begehrte, durfte den Wald betreten. Er mußte außerhalb desselben warten, bis ihm die Priester die Antwort überbracht hatten. So selten zeigte sich der Oberpriester, daß der ein großes Glück erlebte, der ihn einmal sehen durfte. Selten, fast nie erteilte er dem Volke die nötigen Gebote und Befehle selbst. Er sandte seine Boten aus, die seinen Gebieterstab, den Griwule, trugen, denn der Griwe war auch oberster Richter. Bis in späte Zeiten hat sich dieser Brauch erhalten, und der Griwule, der aus der krummen Wurzel eines jungen Baumstammes genommen wurde, war später der Schulzenstab, der durch das Dorf gesandt wurde. Der Griwe war stets ein alter Mann, der von den Priestern auf Lebenszeit gewählt wurde. Es war Brauch geworden, daß sich die Griwen zu Ende ihres Lebens lebendig auf einem geheiligten Scheiterhaufen verbrennen ließen.

Eine Menge Priester verschiedener Klassen unterstand dem Griwen, die alle zusammen Waidelotten hießen. Die nächsten waren die Griwaiten, welche im heiligen Haine selbst wohnten und dort den Götterdienst versahen. Sie waren die nächsten Berater des Griwen, der aus ihrer Mitte gewählt wurde. Ihnen leistete man auch Ge-

horsam, wenn sie nicht den Griwule vorzeigten. Nach ihnen folgten im Range die Siggonoten, die auch in der Umgebung der heiligen Haine lebten und dort Dienst taten. Einer von ihnen hatte Adalbert von Prag erschlagen, als dieser ahnungslos einen heiligen Wald betreten hatte. Ihr Name deutet darauf hin, daß die Erteilung des Segens an das Volk ihr wichtigstes Amtsgeschäft war. Die Wurskaiten endlich heiligten und weihten die Opfertiere.

Außer diesen drei Gruppen, welche als Hauptpriester des Landes anzusehen waren, gab es eine Menge Unterwaidelotten, die nicht in der Nähe des Griwen und der heiligen Wälder lebten sondern zerstreut in den Dörfern. Jedes Dorf scheint einen solchen Unterpriester gehabt zu haben, der über die Befolgung der gottesdienstlichen Bräuche und Gesetze wachte und belehrte. Dazu kamen noch Heil- und Leichenpriester, Wahrsager und andere; sogar Frauen bekleideten hin und wieder das Priesteramt. Als eine solche wird die Wahrsagerin Pogezana im Pogesanienlande genannt.

Der älteste Bericht über das Preußenland und seine Bewohner.

Nach der Chronik Peters von Duisburg: Scriptores rerum Prussicarum herausgegeben von Hirsch, Töppen und Strehlke.)

(Bericht des angelsächsischen Seefahrers Wulfsten, der im 9. Jahrhundert von Hydaby [Schleswig] aus die östlichen Länder der Ostsee bereiste. Das Preußenland nennt er Estenland und die Bewohner Astier oder Esten, d. h. Ostleute. Der wertvolle Bericht ist von dem angelsächsischen Könige Alfred dem Großen von England [871—901] in seine Übersetzung der Weltgeschichte des Orisius in der Sprache seines Volkes aufgenommen.)

Die Weichsel ist ein sehr großer Strom, und sie fließt an Witland (so nennt Wulfsten das Land zwischen Ostsee und den von ihm bis zum Haff durchfahrenen Armen der Danziger und Elbinger Weichsel, also die ganze westliche Nehrung) und Wendenland, und das Witland

gehört zum Eſtenlande. Die Weichſel fließt vom Wendenland aus und läuft ins Eſtenmeer (das Friſche Haff), und dieſes iſt wenigſtens fünfzehn Meilen breit. Dann kommt die Ilfing (Elbinger Weichſel) von Oſten in das Eſtenmeer aus dem See, an deſſen Geſtade Truſo liegt. (Dieſer am Drauſenſee befindliche alte preußiſche Handelsort hat wahrſcheinlich bei dem Dorfe Meislatein in der Nähe von Elbing gelegen — Ausgrabungen im Sommer 1925.) Es kommen zuſammen ins Eſtenmeer Ilfing von Oſten her aus dem Eſtenlande und die Weichſel von Süden aus dem Wendenlande. Dieſe nimmt dann der Ilfing ihren Namen und ſtreckt ſich vom Meere nach Weſten und Norden in die See, daher nennt man dies Weichſelmünde.

Das Eſtenland iſt ſehr groß mit vielen Städten, und in jeder iſt ein König. Viel Honig und Fiſchfang iſt da; der König und die reichſten Leute trinken Pferdemilch, die Armen und die Sklaven Met, während Bier nicht gebraut wird[1]), Met aber ſehr viel. Auch führen ſie viel Krieg.

Unter den Eſten iſt Sitte, daß ein verſtorbener unverbrannt unter ſeinen Verwandten einen Monat, oft auch zwei liegen bleibt, Könige und reiche Leute um ſo länger, je mehr Reichtümer ſie haben. Bis zu ihrer Verbrennung liegen ſie in den Häuſern, und ſo lange muß alle Tage Spiel und Trinken ſein.

An dem Tage, wo ſie ihn zum Scheiterhaufen bringen wollen, teilen ſie ſein Eigentum, ſoweit nach dem Trinken und Spielen noch etwas übrig geblieben iſt, in fünf, ſechs oder mehr Teile, je nach der Größe des Beſitzes. Den größten Teil legen ſie innerhalb einer Meile von der Stadt aus, dann den andern und darauf den dritten, bis alles auf die Strecke von einer Meile ausgelegt iſt. Es muß ſich der kleinſte am nächſten dem Hauſe des Verſtorbenen befinden. Alle Leute des Landes, welche die ſchnellſten Roſſe haben, verſammeln ſich etwa fünf bis

[1]) Es wurde Bier gebraut, was dem Verfaſſer des Berichts nicht bekannt war.

ſechs Meilen von den Habſeligkeiten, dann ſprengen ſie alle auf die Habe los, wobei der Reiter mit dem ſchnellſten Pferd zu dem erſten und größten Teile gelangt, und ſo einer nach dem andern, bis alles genommen iſt. Den kleinſten Teil bekommt derjenige, welcher am nächſten an den Hof gekommen iſt. Schnelle Pferde ſind daher beſonders teuer. Mit dem Gewinn reitet jeder ſeines Weges und darf ihn behalten. Nach Aufteilung des Nachlaſſes tragen ſie den Toten hinaus und verbrennen ihn mit ſeinen Waffen und Kleidern. Das ganze Vermögen iſt aber verſchwunden, teils durch die Feſtlichkeiten im Hauſe, teils durch das Wettreiten. Alles von dem Toten muß verbrannt werden. Findet ſich auch nur ein einzelner Knochen unter der Aſche, ſo gilt das als große Sünde, die geſühnt werden muß. Die Eſten verſtehen auch die Kunſt, Kälte hervorzubringen; daher können auch die Toten ſo lange liegen, ohne zu verweſen. Wenn man zwei Gefäße mit Waſſer oder Bier hinſetzt, ſo verſtehen ſie es, die Flüſſigkeiten zum Gefrieren zu bringen, ſei es im Sommer oder Winter.

Altlitauiſche Befeſtigungsanlagen.

(A. Strukat.)

Häufig finden ſich im nördlichen Teile Oſtpreußens ſeltſam geformte Hügel, die mit dem Namen Pilkalnis bezeichnet werden. Das Wort iſt litauiſcher Herkunft und bedeutet Schloßberg, denn pilas iſt das Schloß und kalnas der Berg. Der Name iſt auch auf Orte, die in der Nähe eines ſolchen Hügels liegen, übertragen worden und findet ſich in Pillau, Pillkallen, Pillupönen und anderen. Von oben geſehen, zeigt der Hügel eine eiförmige Geſtalt, doch findet man auch die Form eines Rechtecks mit abgerundeten Ecken. Er fällt nach außen ſteil ab und war ehemals noch von einem tiefen Graben umgeben. Stets lag der Pilkalnis in der Nähe von Waſſer, manchmal auch mitten in einem Sumpf.

Diese Hügel waren Befestigungsanlagen der Litauer, die sie aufführten, lange bevor die Deutschen in das Land kamen. Erhebungen, die sich im Flachlande vorfanden, wurden umgestaltet, manchmal auch von Grund auf gebaut. Dann arbeitete die Bevölkerung der ganzen Gegend angestrengt monatelang, bis nach mühevoller Arbeit der Berg geschaffen war. Noch schwieriger war der Bau auf Sumpfboden. Dann fällte man jahrhunderte alte Eichen und trieb sie als riesige Pfähle in den Boden. Auf diesen Pfahlrost wurde dann die Erde geschüttet und die Hochfläche auf dem Hügel durch einen Zaun von starken, dicht nebeneinander eingeschlagenen Pfählen geschützt. Innerhalb desselben befanden sich die Gebäude, durchweg aus Baumstämmen erbaut. Spuren von Ziegeln oder Feldsteinen haben sich bis jetzt nirgends gefunden. Sicher lag eine große Zahl von Wurfgeschossen zur Verteidigung neben den Gebäuden bereit, aber auch ein großer Scheiterhaufen, stets fertig zum Anzünden, war auf jedem Pilkalnis gebaut.

Drang der Feind ins Land, so zündete der erste Pilkalnis seinen Scheiterhaufen an, der nächste gab das Feuerzeichen weiter, und in wenigen Stunden flammte das ganze Land, denn die Berge lagen so, daß man das Feuer des einen auf dem andern sehen konnte. Dann flüchteten die Frauen, Kinder und Greise mit der besten Habe in die unermeßlichen Wälder, die Männer aber eilten mit ihren Waffen und mit Nahrung versehen zum nächsten Pilkalnis, um den Feind zu erwarten und abzuwehren. Ist heute schon die Ersteigung eines solchen steilen Hügels nicht leicht, so war es damals noch schwerer, besonders für die schwerbewaffneten Angreifer, denen man Baumstämme und Steine, Feuerbrände und kochendes Wasser auf die Köpfe warf. Gelang es aber dem Feind, die Feste zu erobern, so brannte er die Befestigungen schonungslos nieder. Bei dem großen Waldreichtum des Landes war das kein großer Schaden, denn nach dem Abzug des Feindes hatten die Einheimischen ihre Feste oft in wenigen Monaten wieder aufgebaut.

Oſtpreußiſche Ortsnamen.

(A. Strukat.)

Viele oſtpreußiſche Städte und Dörfer führen Namen, welche der altpreußiſchen oder litauiſchen Sprache entnommen ſind. Das Altpreußiſche iſt ſchon ſeit zwei Jahrhunderten verſchwunden, während das Litauiſche, beſonders im Memellande, noch fortbeſteht.

So iſt die häufig vorkommende Endung „kallen“ abgeleitet von kalnas = Berg. Pillkallen heißt Schloßberg (pilas = Schloß), Kallen, Kallkeim und Keimkallen bedeutet Hügelberg oder Dorfsberg; Warnakallen = Rabenberg (warnas = Rabe), Augskallen = Hochberg, (augsztas = hoch). Dagegen iſt gal die altpreußiſche Bezeichnung für einen überragenden Berg, während Garbs den Berg im allgemeinen bezeichnet. Darnach bedeutet Galtgarben Hauptberg, während Gallhöfen, Garbſeiden und Gallehnen einen Bergort oder doch Hügelort bezeichnen. Warnicken heißt Rabenau, Palmnicken, von Palwe oder Heide, bedeutet Heidefeld oder Heideau. Wangen heißt Buſch, Abſchwangen = Eſpenbuſch, Alexwangen = Erlenbuſch, Alknicken und Alkehnen = Elchfeld und Aweiken = Fohlenhof (von awaykis = Fohlen). Das Dorf heißt im Litauiſchen kiemas und im Altpreußiſchen kaimis; daher ſind als litauiſche Ortſchaften anzuſehen Chriſtiankehmen (Chriſtiansdorf) und Eßerkehmen (Teichdorf; eszeras = Teich), als altpreußiſche aber Kaymen (Dorf), Kunzkeim (Kunzendorf), Starkeim (Altdorf). Das Wort eszeras in der Bedeutung von Teich kommt aber noch häufig vor, ſo in Eßergallen (Teichende) und Eßeruppen (Teichfluß). Auf das litauiſche Wort upe = Fluß deuten hin, Lepupu = Lindenfluß (lepa, die Linde), Scheſchuppe = Sechsfluß, Jodup = Schwarzwaſſer (jodas = ſchwarz). Für Bach oder Fluß hat die altpreußiſche Sprache das Wort ape, alſo Angerapp = Aalbach (angarys, der Aal). Schmalleninken iſt abgeleitet von smalleninkai, das Teerbrenner bedeutet; Smaledarßen iſt der Teegarten (darsza, der Garten) und Smaledumen ein von Teerauch erfüllter Ort (dumas = Rauch). An laukas das Feld er-

innern Lauknen, Schwirgslauken = Kiesfeld (Zwirgsdas, der Kies), Stablauken = Steinfeld (stabs = Stein pr.) und Plicklauken = Kahlfeld (plikas = graslos). Aus lauken wird oft lacken (Taplacken). Alle mit dem altpreußischen median zusammengesetzten Namen wie Medenau, Mednicken, Pomedien bedeuten Walddörfer, auch Mehlaucken=Waldacker, wo der Buchstabe „d" weggefallen ist, während die litauische Sprache dafür die Endung „girren" hat. Skaisgirren, ein lichter Wald, Bersgirren = Birkenwald (beros = Birke), Szallgirren = Grünwalde (szales = grün). Von paustre, die deutsche Wildnis, sind abgeleitet Paustern und Pusterort. In Samitten steckt same, der Acker, die Endung ballen bedeutet Moor (Wirballen), und von tilte, die Brücke, ist Perteltnicken abgeleitet. Damerow ist die preußische Bezeichnung für Eichwald und kaporne für einen kleinen Hügel auf der Wiese. (Kaporner Heide.) Powayen ist abgeleitet von wayos, die Wiese; po bedeutet nahe bei. Im Litauischen heißt die Wiese lasaka (Lankeninken) und lenke das Tal (Lenkeningken). Die Endungen „ninken" (Kallninken = Bergbewohner, Eßerninken = Teichbewohner) aber auch „minkai" sowie „pönen" (Stallupönen, Garrupönen = Mühlenbewohner) weisen auf die Bewohner der Orte selbst hin. Wundu = Wasser kommt vor in Powunden und Wundlaken.

Mit beros (pr.) oder berse (lit.), die Birke, sind zusammengesetzt Bersgirren (Birkenwald), Bersnicken, Brasnicken (Birkenfeld). Von lazda, (lit) Haselnuß, kommt her Lasdehnen. Kamstigal heißt Schafberg, Corwingen und alle mit curwis oder corwis zusammengesetzten Namen bedeuten Ochsenhof. Von gau, (pr.) die Kuh, stammen Gauten, Pogauen; dagegen von karwe (lit.), die Kuh, Karwen. Gaidys heißt litauisch der Hahn, in der preußischen Sprache aber Weizen und findet sich in Gaidlauken, wiszta, das Huhn, in Wysthten. Kobel nannte man die Stute, und Kobbelbude heißt Stuthof. Von lapa, der Fuchs stammen Lapkeim, Lappienen und Lappöhnen; von posty, die Viehweide Postnicken und von prapolis, Wiedehopf der Name für Prappeln. Sasin,

die preußiſche Bezeichnung für Haſe, kommt vor in Saſſau. Der preußiſche Name schokis, die Gans, findet ſich in Schocken, jetzt Schaken. Liska = Schaken iſt die Verbindung von schokis mit iskis, die Anſiedlung. Andere Tiernamen ſtecken in den Namen Uderwangen (udwo, der Otter), Wilky, Wilkaimen, Wilkau, Wilkienen (wilkas = Wolf), Woſegau, Wuſen, Wuslak (wose, die Ziege). Es bedeuten ferner Beberhof oder Bewernick = Biberhof oder Biberfeld. Gulbin oder Golbitten = Schwandorf; Pempen und Pempinen = Kiebitzdorf; Tauerlauken = Büffelfeld. Liep und Liepnicken ſind Lindendörfer; peise iſt die Fichte, von der Namen wie Peiſe und Peiskeim abſtammen, und von prassan = Hirſe kommt Praßnicken her. In Taukitten, das mit Schmeerfeld überſetzt wird, ſteckt taukis = Fett.

Adalbert von Prag, der Apoſtel der Preußen.

(Nach Günther und Strübing, Preußiſcher Kinderfreund.)

Adalbert, 950 in Böhmen geboren, wurde von ſeinen gräflichen Eltern, als er von einer ſchweren Krankheit geneſen, dem Dienſte der Kirche geweiht. In Magdeburg, zum Geiſtlichen fromm erzogen, kam er als Prieſter nach ſeinem Vaterlande zurück und wurde bald zum Biſchofe erkoren. Voll Demutſinn zog er barfuß unter dem zujauchzenden Volke in Prag ein, das er aber bald wieder verließ, weil die vor kurzem erſt zum Chriſtentum bekehrten Böhmen hartnäckig an ihren heidniſchen Sitten feſthielten und ſeiner Ermahnungen nicht achteten. Des Biſchofs abermalige Sendung hatte keinen beſſeren Erfolg, und er vertauſcht von neuem in Italien den biſchöflichen Stuhl mit der klöſterlichen Zelle. Nach zehn Jahren finden wir ihn in Mainz in nächſter Umgebung des Kaiſers Otto des Dritten, der an den erwecklichen Geſprächen mit dem frommen Manne große Freude hatte. Hier reifte in ihm der lange genährte Wunſch, unter den Heiden des Nordens das Chriſtentum zu verbreiten.

Adalbert begab sich zunächst nach Polen und bereitete sich vor, seine Botschaft nach Preußen anzutreten. Von Herzog Boleslaw dem Tapferen erhielt er ein Schiff mit dreißig bewaffneten Begleitern. Der fromme Gaudentius, der bisher alle seine Schicksale mit ihm geteilt hatte, blieb auch auf dieser Pilgerfahrt an seiner Seite; mit ihm der Priester Benedikt. Er fuhr die Weichsel hinab bis Danzig. Große Scharen, die sich um ihn versammelten, empfingen von ihm in der Taufe die Weihe des Christentums. Nachdem er sie am folgenden Tage gesegnet hatte, erreichte er auf dem Weichselstrome die offene See und gelangte an das Ufer des Haffs, wo er landend das Schiff nebst den bewaffneten Begleitern zurücksandte. Voll Vertrauen auf den Beistand des Erlösers betrat er eine Insel, die ein heranströmender Fluß (mutmaßlich der Pregel) umschloß. Kaum aber hatten die Bewohner den Zweck der angekommenen Fremdlinge vernommen, als sie in Haufen herbeieilten und sie vertrieben. Da begab sich Adalbert auf das andere Ufer des Flusses. Es war an einem Feiertage, und da der Abend herankam, führte der Herr des Dorfes ihn und seine Gefährten in seine Besitzung. Als aber der Bischof seine apostolische Sendung offen kundgab, wurde er auch hier mit dem Tode bedroht.

In folgender Nacht fuhren die Vertriebenen auf einem Schifflein von dannen und landeten auf der südwestlichen Küste Samlands, wo sie in einem Dorfe fünf Tage lang verweilten. Hier offenbarte sich Adalberts nahes Schicksal dem Gaudentius in einem Traumgesicht. Er sah einen goldenen Kelch halb voll Wein auf dem Altare. Da er des Weines kosten wollte, wehrte ein Altardiener ihm mit Ernst, den Kelch zu berühren, und sprach: „Dieser Kelch ist am nächsten Tage für Adalbert bestimmt.“ Bei diesen Worten erwachte Gaudentius und erzählte zitternd das Traumgesicht. „Füge es Gott, mein Sohn,“ rief Adalbert, „daß deine Ahnung in Erfüllung gehe; doch soll man dem trügerischen Traume nicht trauen.“

Als nun der Morgen anbrach, wanderten sie weiter; sie beteten und priesen den Heiland durch den Gesang

eines Pſalmes. Es war Mittag, als ſie aus der wilden Waldgegend auf ein freies, angebautes Feld heraustraten. Nachdem ſie hier das heilige Mahl genoſſen, legten ſie ſich nieder, ſich zur neuen Reiſe durch einen kurzen Schlummer zu ſtärken. Adalbert lag eines Steinwurfs weit von den Freunden. Ohne es zu ahnen, hatten ſie den heiligen Wald durchwandert und das heilige Feld von Romowe betreten. Da ſchreckte ſie plötzlich ein wildes Geſchrei auf. Ein Haufe heranſtürmender Heiden ſtürzte über ſie her, umringte und feſſelte ſie in ſchrecklichem Ungeſtüm. Adalbert, in Banden, gedachte des Kelches; doch unverzagt und ſtandhaften Geiſtes ſprach er: „Trauert nicht meine Brüder! wir erleiden ſolches alles für den glorreichen Namen Gottes und unſers Herrn Jeſu Chriſti, welcher allein Herr iſt über Leben und Tod.“

Kaum waren dieſe Worte des Troſtes geſprochen, da ſtürzte plötzlich aus dem ergrimmten Haufen ein Prieſter und ſtößt mit aller Kraft einen ſtarken Wurfſpieß durch Adalberts Bruſt, dann ſtürzen alle herbei und kühlen ihre Rache in dem Blute des Heiligen, das aus ſieben Wunden rinnt. Noch ſteht er aufrecht, Augen und Hände betend gen Himmel erhoben. Entfeſſelt breitet er die Arme aus, bittet für ſeine Mörder bei Gott um Gnade, ſtürzt zu Boden und gibt ſeinen Geiſt auf. So ſtarb Adalbert am 23. April 997 bei Tenkitten am Oſtſeeſtrande unweit Fiſchhauſen.

Gaudentius und Benedikt, ſpäter freigelaſſen, verkündeten dem frommen Herzog Boleslaw des frommen Märtyrers Tod. Boleslaw erkaufte den Leichnam und ließ ihn in feierlichem Zuge nach Gneſen bringen, wo er im Dome beigeſetzt wurde. — Ein Kreuz bedeutet die Todesſtätte auf den Trümmern einer Kapelle, die lange ein Wallfahrtsort pilgernder Chriſten geweſen iſt. Von nun an überzogen die Polen das Preußenland mit Krieg, ohne es dauernd zu unterwerfen.

Der Einzug der Deutschordensritter in Preußen.

(Gustav Freytag, Die Brüder vom Deutschen Hause.)

Aus dem Hügellande Thüringen bewegte sich ein riesiger Zug ostwärts nach den Ufern der Weichsel. In der Urzeit hatte das gelbe Wasser des großen Stromes die Vandalen und Burgunder getrennt von Slawen und anderen Völkern fremden Stammes. Damals hatten sich die Germanenkrieger aus ihren östlichen Sitzen erhoben und waren wie Meereswogen eingebrochen in die Länder des Westens, mildere Sonne und ein reicheres Leben begehrend. Jetzt strömte die Volkskraft der Deutschen in vielen kleinen Wellen wieder zurück von Westen nach Osten, und tausend Jahre nach der Auswanderung jener alten Germanen begannen die Thüringer und Sachsen an der Stromgrenze aufs neue den Kampf gegen die Fremden, mit stärkeren Waffen und festerer Kraft.

Der Haufe, welcher von den roten Bergen über die Saale zog, glich in vielem den Schwärmen alter Germanen, welche tausend Jahre vorher aus dem Osten gekommen waren; denn nicht nur gewappnete Krieger bildete die Schar, ein langer Troß von Wagen und Karren folgten mit Kindern und Frauen, gezogen durch starke Rinder, beladen mit Saatkorn, Hausrat und Feldgeräten. Und es war nicht allein die unruhige Jugend, welche auszog, auch grauhaarige Bauern mit ihren Hausfrauen saßen auf den Wagen oder schritten, das Kreuzlied singend, nebenher. Der alte Hartmann aus Friemar ritt in dem Haufen, der Freischöffe Isenhard und andre ansehnliche Leute von der Nesse, welche Baugrund in einem Lande begehrten, wo sie als Christen ehrwürdig waren. Auch deutsche Ordensleute zogen in der Schar, Bruder Sibold führte sie, und Ivo ritt als Mitbruder neben seinem Gemahl Friderun.

Je weiter die Fahrenden nach Osten drangen, desto größer wurde die Schar, mehr als einmal kamen sie bei ähnlichen Haufen gerüsteter Auswanderer vorüber, dann liefen die Fahrenden mit frohem Gruß zusammen als

künftige Nachbarn und Streitgenossen. Während der Nächte rasteten sie in der Wagenburg, die sie aus ihren Karren zusammenstießen, auf einem Dorfanger oder in der Nähe einer ummauerten Stadt, bis sie das wilde Wasser der Weichsel erreichten. Dort lagerten sie am Ufer und zimmerten Fähren. Bruder Sibold aber fuhr mit Ivo über den Strom zu der Stelle, wo andre Brüder bereits von einem alten Eichbaum die kleine Holzburg gezimmert hatten. Dort steckten die beiden mit ihren Genossen Pfähle für ein Standlager, welches zu einer festen Stadt werden sollte und zu einer neuen Grenzburg der Deutschen. Den Brüdern gefiel, die neue Stätte Toran zu nennen, und sie dachten dabei mit Freude an einen Berg bei Akkon, unter dem die Bremer vor vierzig Jahren das erste Spital des Ordens aus Segeltuch errichtet hatten. Die Kreuzfahrer erhöhten den Wall, richteten darüber aus Pfählen den Zaun einer Stadt und bauten in dem umschanzten Raum ihre Hütten. Fehlten ihnen in dem Flachland die Steine, so schichteten sie die Baumstämme des Waldes. Wie durch Zauber wuchs das neue Menschenwerk aus dem Boden, und auf dem Markt und in den Straßen der Stadt bewegte sich wenige Monate nach der Ankunft geschäftig die wohlgeordnete Gemeinde, der Kaufmann bot seine Waren feil, der Handwerker schnitt und hämmerte, der Landbauer fuhr auf seinem Erntewagen den ersten Hafer ein.

In dem neuen deutschen Lager gründete Ivo sein Heimwesen. Zuerst war es ein Blockhaus, bald wurde es ein künstlicher Bau, welcher ansehnlich unter den Hütten ragte. Als Kriegsmann ritt er mit dem Kreuzheer gegen die Heiden, und bei der ersten Ausfahrt führte er das Banner der thüringischen Pilger, wie meist seine Ahnen in den Kämpfen des Reiches das Banner ihrer Landschaft getragen hatten. Bald wurde er im Grenzland ein vielgenannter Held, die Freude seiner Nachbarn und den Feinden furchtbar. Und ihm selbst hob sich das Herz im stolzen Behagen, als er sah, wie hier das Heidenland sich ganz nach dem Willen des weisen Sibold mit Burgen

und Städten füllte, denn jeder Kreuzhaufe, der über die Weichsel kam, zimmerte eine neue Burg oder Feste und ließ Ansiedler für Dörfer oder eine neue Stadt zurück, und durch jede dieser Ansiedelungen wurden neun Meilen des Bodens den Heiden entrissen und mit deutschen Ansiedlern besetzt.

Als endlich der große Ordensmeister Hermann über die Weichsel kam, da war Ivos Haus die erste Herberge, welche er auf dem neuen Grunde der Deutschen besuchte. Darauf erzählte er, daß Kaiser Friedrich über die Alpen nach Deutschland gekommen sei. „Wie war sein Heergefolge, Meister?“ fragte Ivo.

„Er zog ohne Heer. Dreißige Kamele trugen ihm Kisten nach, darunter einige mit Gold gefüllte für die deutschen Fürsten.“

„Die Leute hier sagen oft, daß die Herrlichkeit des Reiches klein werde, und sie fürchten Unheil auch für unsre Burgen im Preußenlande.“

„Der bescheidene Mann meidet vergebliche Sorge. Du weißt, wir Brüder deuten nicht und grübeln nicht, wir schaffen schweigsam und warten all unseres Amtes. Hier im Lande säen wir deutsche Saat. Wenn einst die Zeit der Ernte kommt, dann mögen andere zusehen, die nach uns leben.“ Er wies auf zwei blondhaarige Knaben, welche an die Knie der Mutter geschmiegt, den fremden Herrn anstarrten.

Auch die deutsche Saat, bei welcher Ivo tätig war, wurde zuweilen durch die Kriegsrosse der heidnischen Preußen nieder getreten. Es war ein harter Kampf, und es war ein sorgenreiches Wachstum, aber ihm erschien es als groß und als heilsam für alle, die er lieb hatte. Wenn er mit seinem getreuen Gesellen Lutz gegen die Feinde ritt oder wenn er im Rate der Ansiedler tagte, so oft er den alten Sibold gleich einem Ahnherrn zwischen der Kinderschar sitzen sah, welche in seinem Hause aufblühte, und immer, wenn er das mutige und hochgesinnte Weib im Arme hielt, welches sich ihm in der Todesnot verlobt

hatte, freute er sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden war und aus einem thüringischen Edlen der Ivo, den sie König nannten, ein Burgmann von Thorn.

Das Leben der Ordensritter.

(Nach Oskar Hahn, Aus Altpreußens Vergangenheit.)

Die Mitglieder des Deutschen Ritterordens waren verpflichtet zu Ehelosigkeit, Gehorsam und Armut. Außer den Ritterbrüdern waren Priesterbrüder für die geistlichen Amtshandlungen vorhanden und dienende Brüder oder Graumäntler, nach ihrer vorgeschriebenen Tracht so bezeichnet. Sie waren meist niederer Herkunft und verrichteten Dienste, welche ritterlichen Personen nicht anstanden: im Hause, beim Ackerbau und bei Viehzucht sowie beim Handel. Aus den ältesten Regeln des Deutschen Ordens seien folgende Bestimmungen hervorgehoben: „Die Brüder sollen Hemden, Unterkleid und Beinstrümpfe sowie das Bettgewand von Leinwand tragen; Pelz und Bettdecke sollen nur von Schaf- oder Geißfell sein. Wer neues Gewams erhält, gibt das alte zurück für die Knechte und Armen. Bei Tische sprechen die Geistlichen den Segen, die Laien ein Paternoster (Vaterunser) und Ave-Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise. Wo ein Konvent der Brüder ist, soll man eine Vorlesung bei Tische halten und alle Essenden schweigen. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben, dazu den zehnten Teil alles Brotes, was im Hause gebacken wird. Alle Brüder sollen in einem Raum schlafen, begürtet mit Hemd, Unterkleid und Hosen. Kein Bruder darf ein Siegel haben, Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis der Vorgesetzten. Keiner darf im Hause ein Schloß an Truhe und Schrein legen. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch andern geben. Die Brüder sollen einträchtig leben, von niemandem Übles raunen. Hat ein Bruder den andern

erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, ehe die Sonne untergeht. Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben, schlechte Herbergen meiden. Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Rute führen. Diesen ältesten Bestimmungen wurden spätere Gesetze angehängt: drei Tische sollen im Konvent sein, der Meister und alle gesunden Brüder sitzen an der Konventstafel, alle erhalten gleiche Speise, der Meister vierfache Portionen, damit er Armen und Büßenden davon spende. Am zweiten Tisch sitzen die dienenden Brüder, am dritten die Knechte, welche auf Arbeit waren. Außerdem gibt es eine Tafel für Kranke mit besserer Krankenkost. Bedarf der Meister besserer Speise, so mag er an der Krankentafel essen oder allein. Jedermann, der in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Credo (Glaubensbekenntnis) und das Paternoster kann. Sonst soll er es bei den Priestern feierlich lernen in dem ersten Halbjahr.

Die Ritter waren die vornehmsten Mitglieder des Ordens; der Ritterschmuck war ihnen aber versagt. Sie kämpften in besonderer Schar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen. An der Spitze des Ordens stand der Hochmeister, der von den Rittern auf Lebenszeit gewählt war. Die Ordensbesitzungen in fremden Ländern wurden, wenn sie größer waren, von Landmeistern verwaltet. Jede größere Ordensburg wurde von einem Komtur geleitet. Ihm war die Verwaltung und Verteidigung des zur Burg gehörigen Gebiets übertragen, besonders die Einziehung der Geldeinkünfte und Naturalabgaben (Getreide, Hühner), die Besiedelung, Verpachtung und Bewirtschaftung der Ordensländereien.

Die nächsten Ratgeber des Hochmeisters waren die fünf Gebietiger. Der Großkomtur führte die Oberaufsicht über den Ordensschatz, über alle Vorräte und über die Schiffe; auch war er der Vertreter des Hochmeisters bei längerer Abwesenheit. Der Ordensmarschall verwaltete das gesamte

Kriegswesen, also die Befestigung und Ausrüstung der Burgen, die Kriegsgeräte, Rüstungen und Waffen sowie alle Anstalten, in denen diese Gegenstände gefertigt wurden, endlich die Pferde und Wagen. Im Felde und in der Schlacht war er oberster Anführer, falls der Meister nicht selbst zur Stelle war. Der Spittler hatte die Krankenpflege unter sich. Der Treßler endlich stand an der Spitze des Tressels oder Schatzes. Er sah die Rechnungen der unteren Verwaltungsbeamten durch und hatte selbst dem Hochmeister und dem Großkomtur alle Monate Rechnung zu legen.

Jeder Ordensbruder war zu strengem Gehorsam gegen einen Höherstehenden verpflichtet. Darum hatte auch jeder Beamte alljährlich Rechenschaft abzulegen und das Urteil abzuwarten, ob er würdig sei, sein Amt weiterzuführen oder nicht. Neben den regelmäßigen fanden auch außerordentliche Prüfungen und Rechnungslegungen statt.

In jedem Jahre einmal, am Feste der Kreuzerhöhung (14. September), hielt der Hochmeister im Ordenshauptshause ein großes oder Generalkapitel ab, an welchem die fünf obersten Gebietiger und die Landmeister oder ihre Vertreter teilnahmen. Einsetzung, Versetzung und Absetzung der Beamten wurden hier besprochen, aber auch manche andere wichtige Beschlüsse, besonders Änderung der Ordensregeln. Endlich fand hier auch die Wahl des neuen Hochmeisters statt, wenn diese nicht wegen besonderer Umstände früher geschehen mußte.

Die Ordensburgen.

(Nach E. Popp, Burg Allenstein.)

Überall, wo der Orden Fuß faßte, errichtete er sofort in der feindlichen Landschaft eine Burg. In ihr blieb eine Besatzung zurück, die in ständigem Kleinkriege die Bevölkerung unterjochte und vielfach ausrottete. Der Orden verfuhr hierbei so wie er es in Syrien, seiner ersten Heimat, getan hatte. Weil die Burgen oft in aller Eile aufgeführt werden mußten, bestanden sie zunächst nur aus

festem Holzwerk, etwa Blockhäusern vergleichbar. Ein starker Plankenzaun und ein Erdwall vermehrten die Befestigung. Es sind dieses die sogenannten Wallburgen. Die erste Burg in Thorn errichtete der Orden in der Weise, daß er eine mächtige Eiche zu einem Wartturm ausbaute und dann mit einem Wall und Graben umzog. Es steht fest, daß die Burgen zu Königsberg, Osterode, Heilsberg, Rössel und Seeburg anfänglich auch nur Holzbauten waren. Erst später wurden feste Steinhäuser errichtet, besonders großartig dort, wo die Burg Sitz des obersten Beamten der Landschaft werden sollte. Zur Zeit des Kampfes aber brauchten die Eroberer vor allem Zwingburgen, also solche Wallburgen, die möglichst schnell und doch fest genug errichtet werden konnten. In der Tat haben sie ihren Zweck bei der Niederwerfung der Preußen erfüllt.

Eine wichtige Bedeutung hatten die Ordenshäuser für die Mobilmachung und Kriegführung. War von den Spähern, welche der Orden an der äußersten Grenze des Landes unterhielt, des Feindes Ankunft gemeldet, so strömte die waffenfähige Mannschaft zur nächsten Burg, um hier die schon in Friedenszeiten bereitgestellte Ausrüstung, Waffen und Lebensmittel zu erhalten. Kranke und Verwundete fanden in ihr Aufnahme. Besonders aber bot die Burg im Falle der Niederlage dem fliehenden Heere einen starken Rückhalt. Sie schützte ferner die Bevölkerung der nächsten Umgebung, weniger freilich die des platten Landes, denn dazu fehlte der Platz. Die Leute suchten darum Schutz im Walde an Orten, deren Zugang nur Eingeweihten bekannt war. Wo es nötig war, umgab man diese Schlupfwinkel mit einem Walle und einem starken Verhau, dessen Durchbrechung unter den geschleuderten Spießen und Steinen für den Feind sehr schwierig und zeitraubend war. „Fliehburgen“ dieser Art gab es in jeder Gegend. Gelang es den Bewohnern, rechtzeitig diese verborgenen Plätze zu erreichen, so war die Gefahr für sie meistens nicht groß, wohl aber für den Feind, der das Land von allen Lebensmitteln entblößt fand und da-

durch dem Hunger ausgesetzt war. Wehe aber, wenn der Feind unvermutet ins Land brach! Für die Bevölkerung blieb dann nur übrig Tod oder Sklaverei. Mehr Schutz hatte man durch die breite ostpreußische Wildnis, welche das Land gegen Osten und Süden schützte. Meilenweit ziehen sich noch heute die Befestigungswälle derselben durch die Neidenburger Wälder oft in schnurgerader Richtung hin. Die Ordenshäuser aber waren in erster Linie Zwingburgen, dann Stützpunkte für die Kriegführung und endlich letzte Zuflucht. Hierin lag ihre Bedeutung.

Für die Erbauung der Burg war der geeignete Platz von großer Wichtigkeit. Manchmal baute der Orden die im ganzen Lande in großer Zahl befindlichen Preußenburgen für seine Zwecke um, z. B. Balga. Dann kam die Entfernung zu mindestens zwei andern Burgen in Frage. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Entfernung zwischen den einzelnen Ordenshäusern oft dieselbe ist. Über Willenberg führt eine alte Straße aus dem Innern Polens zum Pregel hinauf. An ihr liegen in fast gleichem Zwischenraume die Burgen Willenberg, Ortelsburg, Passenheim, Allenstein, das befestigte Guttstadt, Heilsberg usw. Westlich geht eine Burgenlinie von Soldau, Neidenburg, Gilgenburg, Hohenstein, Osterode nach Elbing, östlich davon eine andere über Johannisburg, Sensburg, Rössel, Rastenburg, Bartenstein wieder nach Königsberg. Auch diese Burgreihen haben voneinander ziemlich gleichen Abstand.

Da es bei uns keine Bergeshöhen wie in Süddeutschland gibt, so legte der Orden seine Bauten nur in der Nähe eines Flusses an. Erfahrene Baumeister mit geschickten Maurern und Zimmerern führten den Bau aus. Die eingeborene Bevölkerung wurde nur zu Handlangerdiensten verwendet; sie wurde gut behandelt, und nur selten hörte man von Gewalttätigkeiten. Die Vornehmen des Landes schützten den Bau vor räuberischen Überfällen, und die Kirche gab reichen Ablaß allen, die sich am Burgenbau beteiligten.

Der Orden verwandte zum Bau hauptsächlich Ziegel, weil Steine in größeren Massen bei uns nicht vorkommen.

Er mußte sie aus weiter Ferne bis aus Gotland holen, und das kostete viel Zeit und Geld. Ziegel waren bedeutend billiger, denn Lehm zu ihrer Herstellung ist überall zu finden. Gleich neben der Baustelle war der Ziegelofen. Die Ziegel sind größer, als wie man sie heute fertigt, gewöhnlich 27—31 Zentimeter lang und 14—15 Zentimeter breit, oft noch größer. Besonders sorgfältig wurden Kalk und Mörtel zubereitet. Sehr dick waren die Außenmauern der Burg, denn sie hatten ja die wuchtigen Stöße der Belagerungsmaschinen, mit denen man Bresche legen wollte, auszuhalten. In der Allensteiner Burg ist der Mauerkranz auf der Plattform des großen Turms 1,30 Meter breit. Zwei Stockwerke tiefer mißt die Außenwand fast 4 Meter und nimmt an Umfang zu, je tiefer man steigt. Die Grundmauer ist etwa 5—6 Meter dick. Diese mächtigen Mauern ruhten natürlich auf festen Fundamenten.

Während bei neueren Bauten eine Reihe von Längsziegeln und darüber eine Reihe von Querziegeln folgte, wechselt in den Mauern der Ordensburgen gewöhnlich in derselben Reihe ein Längsziegel mit einem Querziegel ab. Es macht von außen den Eindruck, als ob auf einen langen Ziegel ein kurzer, dann wieder ein langer folgt usw. Drei übereinander liegende Ziegel bilden ein Kreuz. Es ist dieses der sogenannte Kreuzverband, welchen der Orden anwandte. Später, bei Ausbesserungen, hat man sich nicht danach gerichtet sondern die Ziegel regellos aneinandergelegt.

Mit ihren Schießscharten und kleinen Fenstern, mit den Türmen und Wehrgängen wirkten die Burgen mehr wuchtig als gefällig; sie sollten eben Festungen sein und keine Schmuckbauten.

Die Gründung des Bistums Ermland.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Kaiser Friedrich II. hatte im Jahre 1226 dem Orden alle Eroberungen, die er im Preußenlande machen würde, als Lehen übergeben. Der Hochmeister war selbständiger

Fürst, und seine Stellung entsprach dem des Markgrafen im 10. Jahrhundert. Doch stand der Orden als geistliche Genossenschaft auch unter dem Papste und war von diesem ebenso abhängig wie vom Kaiser. Einen seiner Gesandten beauftragte der Papst mit der Einrichtung von Bistümern. So entstanden am 4. Juli 1243 die vier preußischen Bistümer Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Das ermländische Bistum umfaßte die altpreußischen Landschaften Warmien, Pogesanien, Natangen, Barten und Galindien und lag zwischen der Weeske, dem Drausensee, dem Haff und dem Pregel. Die Urkunde bestimmte, daß die Bischöfe in einem Drittel der Diözösen Landesherr sein sollten, in zwei Drittel der Orden.

Erst nachdem friedliche Jahre kamen, 1250, trat der Ordenspriester Anselmus seinen Dienst als Bischof an. Der größeren Sicherheit wegen wählte er das ihm zustehende Drittel so aus, daß es ringsum von Ordensgebiet umgeben war. Das Bistum bestand aus den heutigen Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rössel und Allenstein. In den zehn folgenden Friedensjahren wurden Stadt und Burg Braunsberg neu gegründet, die Burgen Heilsberg und Rössel entstanden aus der Asche. Die Zahl der Pfarrkirchen wuchs so, daß man im Jahre 1260 an den Bau der Domkirche ging. Das Ermland war das einzige der drei Bistümer, dessen Bischof nicht aus den Reihen der Ordensbrüder genommen zu werden brauchte, und das hat ihm später seine Selbständigkeit bewahrt. Nur Anselmus war Ordensbruder. Später wurde der Bischof alleiniger Landesherr im Bistum; der Orden führte für ihn die Verhandlungen mit fremden Ländern und schützte ihn gegen Feinde.

In dem großen Aufstande von 1260—1275 war die bisher geleistete Kulturarbeit vernichtet worden. Von den überlebenden Preußen hatten nur diejenigen, welche dem Orden treu geblieben, Besitz und Freiheit gerettet; das Los der anderen war die Knechtschaft. Scheu zogen sie sich in die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe des

Innern zurück und führten hier noch lange das gewohnte Leben nach der Väter Weise, indem sie ihren Göttern opferten und von Jagd, Fischerei und Vogelfang lebten. Von den neuen Herren Preußens aber gingen Boten in die deutsche Heimat, die Fruchtbarkeit der Erde, den Reichtum der Flüsse, Seen und Wälder an Fischen und edlem Wilde zu preisen und zur Einwanderung in das neue Kolonialland einzuladen. Sie würden größeren Besitz als in der Heimat an Ackerland, fetten Wiesen und Weiden, größere Freiheiten, auch auf wirtschaftlichem Gebiete, erhalten. Und sie folgten der Einladung, die jüngeren Söhne der Bauern, die Bürger, Büdner und Kossäten. So konnte das, was das Schwert erobert, behauptet, gesichert und schließlich dem Deutschtum gewonnen werden.

Die litauische Wildnis.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Gegen das feindliche Litauen hatte der Orden sein Land durch „die Wildnis" abgeschlossen. Sie war die erste und beste Verteidigungsmauer, ein einziger, zusammenhängender Wald von vielen Meilen Breite, welcher den ganzen östlichen und südlichen Teil Preußens bedeckte. Selbst an der schmalsten Stelle war er 75 Kilometer breit. Diese Wildnis war wegen der vielen Seen, Flüsse, Sümpfe und Moräste undurchdringlich. Etwa bestehende Lichtungen, oder wo sonst ein Durchgang möglich schien, waren durch künstliche Verhaue, sogenannte Hagen, geschlossen worden. Diese Art der Befestigung durch Hagen war im Mittelalter in ganz Deutschland und auch bei den alten Preußen üblich gewesen. Es wurden Eichen-, Buchen- und Fichtenstämme bis zu einer gewissen Höhe und Breite (bis zu 20 Fuß) aufeinander geschichtet und an den Rändern mit Dornsträuchen oder Buchen bepflanzt, welche regelmäßig gekappt und zu einer Hecke gezogen wurden. Statt der Aufschichtung von Baumstämmen pflanzte man auch künstliche Baumgruppen, stumpfte dieselben in jedem Jahre ab und flocht die Äste ineinander,

ſo daß ſie ſich zu einer undurchdringlichen Hecke geſtalteten. Insbeſondere wählte man gern Buchen, welche das Kappen gut vertragen. Dieſe Anlagen wurden noch mit Erdwällen und Gräben umgeben. Auch dieſe Baumgruppen ſelbſt waren mit Wällen, Gräben und Gruben durchkreuzt. Oft ſtanden zwei, drei, ja zehn Hagen hintereinander. Außer in der Grenzwildnis waren auch in den öſtlich von den Städten gelegenen Wäldern Hagen eingerichtet, woran heute noch der Name Hegewald erinnert, z. B. der Hegenwald bei Seeburg. Auch der Name mancher Ortſchaften auf — hagen erinnert an dieſelben, z. B. Rehagen, Reuſchhagen.

Durch die Wildnis führten nur zwei Straßen, welche allein für größere Heeresmaſſen in Betracht kamen: eine nördliche, welche längs der Memel auf Kowno zulief und eine ſüdliche, welche aus der Südoſtecke Ermlands (bei Röſſel und Heiligelinde) nach Grodno hinführte. Dieſe Straßen waren befeſtigt durch Hagen, Schanzen, Gräben und Blockhäuſer. Wenn der Orden ſelbſt einen Kriegszug nach Litauen unternahm, ſo mußten dieſe Hinderniſſe erſt weggeräumt werden. Bei der Rückkehr wurde dieſe Straße wieder geſchloſſen. Die Sicherheit, welche die Wildnis ſchon an und für ſich gewährte, wurde noch erhöht durch kleine Burgen, welche am weſtlichen Rande derſelben in fortlaufender Reihe, oft mehrere nebeneinander, angelegt waren. Die bedeutendſten derſelben waren: Tammow, Inſterburg und Norkitten am Pregel; ferner Wohnsdorf, Allenburg, Barten, Lötzenburg, Raſtenburg, Seeſten, Johannisburg, Eckersberg, Ortelsburg, und Willenberg. Um gegen einen feindlichen Einfall ſich rechtzeitig zur Abwehr rüſten zu können, wurden Kundſchafter und Späher in feſten Dienſt genommen, welche den Feind in ſeinem eigenen Lande zu beobachten und bei einem drohenden Einfall zu warnen hatten. Für den Fall, daß ihre Warnung zu ſpät kam oder ganz ausblieb, waren Fliehburgen eingerichtet. Als ſolche dienten entweder die alten heidniſchen Wallburgen oder neu angelegte Blockhäuſer, um welche ein geräumiger Platz mit Wall, Graben und Hagen

eingefriedigt wurde. Hier fanden die Landbewohner bei plötzlichem Einfall mit ihrem Vieh und mit ihrer sonstigen Habe Zuflucht. Der Befestigung der Städte ist schon früher gedacht worden. Aber auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutz; auch sie waren mit einem Wall und Hagen umgeben. Insbesondere waren die Kirchdörfer, wo irgend möglich, an einer Stelle angelegt, welche schon einen natürlichen Schutz gewährte. Die Kirche selbst wurde meist auf einer Erhöhung, an einem Flusse und dergl. gebaut. Der mit einer Mauer umgebene Friedhof bildete die letzte Zuflucht der Dorfbewohner samt ihrer Habe.

War nun bei einem beabsichtigten feindlichen Einfall die Warnung der Späher rechtzeitig eingetroffen, so rückte das Ordensheer in die Verhaue und Burgen der Wildnis, und der Feind mußte unverrichteter Sache abziehen oder konnte doch, wenn der Einfall trotzdem gelang, nicht viel schaden, da die Landbewohner sich und ihre Habe in den Städten, Fliehburgen und Verstecken der Wälder in Sicherheit gebracht hatten. Kam aber die Warnung zu spät oder unterblieb sie ganz, gelang es dem Feinde vielleicht, die Späher zu überrumpeln, so gelang der Einfall. Es wurde an verschiedenen Stellen der Wildnis Proviant für den Rückweg niedergelegt und eine Bedeckungsmannschaft zurückgelassen. Sobald die Wildnis durchschritten und Kriegsrat gehalten war, teilte sich das Heer in mehrere Haufen und stürmte nun auf windschnellen Rossen in das offene Land hinein. Alle männlichen Einwohner wurden niedergehauen, Jungfrauen und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt, das Vieh zusammengetrieben und als Beute mitgenommen und die Häuser, namentlich Kirchen und Kapellen, in Brand gesteckt. Das war damals die gewöhnliche Art der Kriegführung. So machten es die Litauer und so auch der Orden in Feindesland. Mit Beute beladen wurde nun der Rückzug angetreten. Doch war jetzt der Einfall noch keineswegs glücklich zu Ende geführt. War es während der Zeit der Plünderung gelungen, schnell ein Heer zusammenzubringen und dem Feinde an geeigneter Stelle einen Hinterhalt zu legen

oder die Hagen zu schließen, so wurde er leicht ganz aufgerieben oder doch wenigstens die Beute ihm abgenommen. Dasselbe war der Fall, wenn es gelang, die beim Proviant in der Wildnis zurückgelassenen Mannschaften niederzumachen und den Proviant zu vernichten. Vor Hunger und Erschöpfung mußte dann der Feind zu Grunde gehen.

Die adligen Güter und Dörfer.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

In der ersten Zeit nach Beendigung des Eroberungskrieges wurden nur Güter ausgegeben, teils, weil Deutsche noch nicht in genügender Zahl vorhanden waren, um Dörfer zu gründen, teils weil auch diejenigen Männer, die in den langen Kriegen sich verdient gemacht hatten, belohnt werden mußten, was am besten durch Verleihung eines Gutes geschah. Auch eingesessene vornehme Preußengeschlechter, welche in den Aufständen treu zum Orden gehalten hatten, wurden in ihrem alteingesessenen Besitz bestätigt. Der Landesherr hatte nämlich ein Obereigentum an sämtlichem Grund und Boden. Rechtlich war aller Besitz an ihn gefallen; deshalb mußte den Eingeborenen ihr Erbe noch besonders verliehen werden, oder er mußte sie in ihrem angestammten Besitz bestätigen. Wie es in der deutschen Heimat war, so richtete der Orden es auch hier ein. In dem neuen Besitztum wurde die Hufenzahl bestimmt, die Grenzen abgesteckt und die Grenzhügel aufgeworfen. Der Besitzer erhielt dann die Handfeste, das war die Urkunde, welche ihm den Besitz zusicherte und auch alle Rechte und Pflichten aufzählte. Nach dem kulmischen Recht ging das Gut nach dem Tode des Besitzers an seine Kinder über, in Ermangelung von Söhnen an die Töchter. Anders war das preußische Erbrecht, nach welchem die weibliche Erbfolge ausgeschlossen war. Nach preußischem Erbrechte erhielten die meisten preußischen Gutsbesitzer ihr Besitztum; sie hießen die preußischen Freien. Wenn der Landesherr ihnen kulmisches Recht gab, so war das eine besondere Auszeichnung.

Sie waren dann ganz den deutschen Gutsbesitzern gleichgestellt. Waren keine gesetzlichen Erben vorhanden, so fiel das Gut an den Landesherrn zurück, der es zu neuen Bedingungen ausgeben konnte. Es war also ein Leihgut oder Lehen, und die Besitzer hießen Lehnsleute oder Vasallen. Nach kulmischem Rechte durfte der Besitzer das Gut auch verkaufen, aber dazu mußte er die Erlaubnis des Landesherrn haben, denn dieser mußte wissen, ob der neue Besitzer kein Landesfeind sei und seinen Verpflichtungen auch nachkommen könne. Wenn es sich um verdiente Männer handelte, fiel dieser Vorbehalt auch fort.

Das kulmische Recht gewährte auch volle Ausnutzung des Gutes. Der ganze Ertrag gehörte dem Gutsherrn mit Ausnahme einiger Rechte, die sich der Landesherr vorbehalten hatte. Dazu gehörten Gewinn von Gold, Silber und Salz aus dem Boden, Jagd, besonders auf Biber, Fischerei, Vogelfang, Mühlen- und Krugrecht. Aber viele dieser Rechte erhielten die Gutsbesitzer zugewiesen, fast immer die Jagd auf ihrem Gebiete, die Fischerei, aber nur zum eigenen Gebrauch, nicht zum Verkauf, ebenso Vogelfang und Mühlenbau.

Die größte Vergünstigung des kulmischen Rechts war aber die Gerichtsbarkeit über die Gutsbewohner im Namen des Landesherrn und die Geldstrafen dieser Gerichte. Der Gutsbesitzer hatte aber nur die Gerichtsbarkeit über die Gewalttätigkeiten, die von seinen eigenen Gutsleuten innerhalb der Gutsgrenzen verübt wurden, und auch nur dann, wenn der Verbrecher innerhalb der Gutsgrenzen ergriffen und festgenommen war. Wurde er anderswo verhaftet, oder ergriff man auswärtige Missetäter, so gehörten sie vor das Gericht des Landesherrn oder seines Vogtes. Auch über solche Fälle wurde dem Gutsherren das Gericht übertragen, das sogenannte Straßengericht. Außer der Todesstrafe und der Gliedverstümmelung wurden Geldstrafen verhängt, deren Ertrag dem Gutsherrn zustand. Gefängnisse und Zuchthäuser gab es damals nicht.

Die Gutsbesitzer standen unmittelbar unter dem Landesherrn, ebenso die Besitzer von kleineren Gütern, die Köl-

mer, welche in allem den Rittergutsbesitzern gleich waren, nur daß sie keine eigene Gerichtsbarkeit hatten, weil sie ihre Güter allein bewirtschafteten und niemand hatten, über den sie hätten richten können. Häufig hatten die Güter auch das Kirchenpatronat, also das Recht, den Pfarrer zu wählen.

Zu den Verpflichtungen der kulmischen Güter gehörte eine Getreideabgabe an den Landesherrn, das Pflugkorn. Von je vier Hufen, Unland, Wiesen und Weiden mit eingerechnet, mußte ein Scheffel Weizen und ein Scheffel Roggen geliefert werden. Die preußischen Freien hatten von je vier Hufen einen Scheffel Weizen zu liefern. Dann mußten zu Martini 6 kulmische Pfennige (etwa 25 Goldpfennige) und ein Pfund Wachs entrichtet werden. Durch diese Abgabe, wenn sie auch unbedeutend war, sollte das Obereigentum des Landesherrn an Grund und Boden anerkannt werden. Die schwerste Verpflichtung war der Kriegsdienst. Wer 40 Hufen hatte oder mehr, mußte zwei oder mehrere leichte Reiter zur Verteidigung des Landes stellen, aber nur innerhalb desselben. Die preußischen Freien mußten ihre Reiter auch zu auswärtigen Kriegsreisen bereit halten. Wer weniger als 40 Hufen hatte, mußte wenigstens einen leichten Reiter stellen. Die Waffen desselben waren Brustharnisch, Eisenhut, Schild und Lanze. So wurde eine ansehnliche Kriegsmacht geschaffen. Zum Kriegsdienst gehörte auch, daß die Ritter bewaffnet zum Burgenbau kommen mußten, um die Arbeiter die ihre Hintersassen waren, zu schützen, aber nur, wenn die Burgen in einem Umkreis von zwei Meilen gebaut waren. Noch zwei andere Abgaben kamen hinzu, die aber nicht sehr bedeutend waren: der Wartlohn, eine Geldabgabe, und das Schalauerkorn, eine Getreidelieferung. Ersterer diente zur Unterhaltung der Späher, welche in den Grenzgebieten zur Beobachtung der Feinde, Auskundschaftung der Wege und Ankündigung eines feindlichen Einfalles angestellt waren. Das Schalauerkorn war bestimmt zur Unterhaltung der Burgen an der Landesgrenze im Schalauerlande.

Während der ersten 8 bis 13 Jahre nach Verleihung des Gutes ruhten alle diese Leistungen, damit das Land erst in Kultur gebracht wurde. Oft erhielten verdiente Männer ihre Güter zu vollem Eigentum, ohne jede Verpflichtung. Die Besitzer konnten ihr Gut nach Belieben verkaufen, waren frei von jeder Abgabe in Getreide, Geld und jedem Kriegsdienst, ebenso ihre Hintersassen. Der Landesherr hatte hier auf sein Obereigentum verzichtet. Ein solches Gut hieß Allodgut. Es gab dann noch die Zinsgüter, die statt des Kriegsdienstes und aller anderen Abgaben einen Zins zahlten, etwa ½ Mark (18 Goldmark) für jede Hufe.

Einen freien Arbeiterstand wie heute zur Bewirtschaftung der Güter gab es damals noch nicht, sondern nur leibeigene Scharwerker und unfreie Hintersassen, und dieses waren die unterjochten Preußen. Entweder hatten sie schon früher den preußischen Edeln Scharwerksdienste geleistet, oder sie hatten Freiheit und Besitz wegen Beteiligung an den Aufständen verloren. Es wurde dem Gutsherren überlassen, welche Dienste er von ihnen verlangte; nur die Kriegsdienste der Hintersassen behielt sich der Landesherr gewöhnlich vor. Manchmal überließen die Gutsherren ihren ganzen Landbesitz den Hintersassen zur Bewirtschaftung unter der Bedingung, daß sie von dem Lande, das sie selbst bewirtschafteten, dem Herrn zehnten mußten, also von dem wirklichen Ertrag den zehnten Teil ablieferten. Andere überließen nur einen Teil ihres Landes zu den genannten Bedingungen und bewirtschafteten den anderen selbst, wobei die Hintersassen Scharwerksdienste zu leisten hatten, also zu säen, zu ernten, Fuhren zu stellen usw. Die Scharwerkshufen, gewöhnlich ein bis zwei, konnten wieder eingezogen werden, besonders wenn der Scharwerksbauer ohne Erben starb. Sie hatten auch das Meßkorn, jetzt Dezem genannt, an den Pfarrer zu zahlen, und zwar für die Hufe einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer. Ohne Erlaubnis der Gutsherrn durften sie ihren Wohnsitz nicht wechseln. Andere Gutsbesitzer taten wieder einen Teil

ihres Besitzers zu Dörfern aus und nahmen für jede Hufe einen festen Zins. So sind die adeligen Dörfer entstanden.

Die Gründung von deutschen Städten.

(Josef Buchholz Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Sobald der Zuzug von Kolonisten aus Deutschland größer wurde, konnte an die Gründung von Städten gegangen werden. Seit dem Begin des 14. Jahrhunderts begann der Strom deutscher Ansiedler besonders reichlich zu fließen. Die Herrschaft des Ordens über die Eingeborenen war fest begründet. Die Ausbreitung des Christentums machte unter denselben Fortschritte, so daß Aufstände und Kriege nicht mehr zu befürchten waren. Dazu kam, daß auch mittellose Einwanderer in dem neuen Koloniallande zu Besitz und Wohlstand gelangen konnten. Das Ermland wurde besonders von den Kolonisten bevorzugt, da die geistlichen Landesfürsten mit der Gewährung von Freiheiten nicht geizten. Die Kolonisation schritt von Norden nach Süden vor, wie es die Jahreszahl der Städtegründungen zeigt. Es erhielten ihre Handfesten (Gründungsurkunden): Heilsberg 1308, Mehlsack (schon weit früher angelegt) 1312, Wormditt 1316, Guttstadt 1329, Wartenburg wurde 1325 als Burg am Nordufer des Wadangsees angelegt, 1354 durch die Litauerfürsten Olgierd und Kinstut zerstört und 1364 an die Stelle verlegt, wo sie heute steht; in diesem Jahre erhielt sie die Handfeste. Rössel erhielt sie 1337, Seeburg 1338, Neustadt Braunsberg 1346, Allenstein 1353, Bischofstein, schon 1346 als Dorf Schönfließ angelegt, erhielt sie 1385 und damit den Charakter als Stadt. Im Jahre 1395 erhielt Bischofsburg die Handfeste.

Die Anlage einer Stadt geschah immer nur da, wo schon eine Burg stand. Die Burgen waren durchaus notwendig zur Sicherung der Herrschaft über die unterworfenen Preußen und zum Schutze bei feindlichen Einfällen. Daher ist nie eine Stadt angelegt worden, ohne daß vorher eine Burg da war. Nur Frauenburg hat,

wenn man von dem festungsartig umschlossenen Dom absieht, weder Burg noch Stadtmauern gehabt. Dieselben wurden meistens an Stellen angelegt, wo schon vorher preußische Burgen gestanden hatten, die nur weiter ausgebaut und stärker befestigt wurden. Im Umkreise der Burg wurde dann um einen Feldplan, welcher groß genug für eine Stadt zu sein schien, ein Erdwall aufgeworfen, ein Graben gezogen und ein Plankenzaun errichtet. Das war die erste Befestigung der jungen Stadt. Erst später wurde der Plankenzaun durch eine Ringmauer von Ziegeln oder Steinen mit Wachtürmen ersetzt und ein tiefer Stadtgraben ausgehoben. Ebenso war die Burg anfänglich von Holz und auch die Bürgerhäuser. Nun wurde ein wohlhabender und zuverlässiger Mann mit der Anlage und Gründung der Stadt selbst betraut, der sogenannte Lokator. Für seine Mühe erhielt er große Vergünstigungen, so zunächst den zehnten Teil der Stadtfeldmark zu zinsfreiem Eigentum, während die Bürger von jeder Hufe einen Zins zahlen mußten. Er war auch der Schultheiß (der die Schuld oder Steuer heischt oder fordert) und Richter der Stadt, und dieses Amt war in seiner Familie erblich. Von den Geldstrafen der Gerichte floß ein Teil in seine Tasche. Der zu gründenden Stadt wurde ein Landgebiet ringsum zugewiesen. Davon war ein Teil zinsfrei, nämlich der zehnte Teil für den Lokator, dann eine bestimmte Hufenzahl, gewöhnlich vier bis sechs, für den Pfarrer und das Gemeindeland zur gemeinsamen Benutzung für die Bürger als Wiesen, Weide usw. Jedem, der sich als Bürger, deren Heranziehung dem Lokator oblag, in einer Stadt niederlassen wollte, wurde zunächst innerhalb der Stadtmauer ein Baugrundstück zu Haus und Hof, eine Hofstelle zugewiesen. Diese war an bevorzugten Stellen, z. B. am Markt kleiner, an den Seitenstraßen größer. Den weniger Bemittelten wurden halbe Hofstellen, Buden genannt, an den abgelegenen Stellen zugeteilt. Dann wurde das Stadtland, das nach Abzug jener zinsfreien Hufen übrig war, unter die Bürger verteilt. Die Besitzer ganzer Hofstellen,

die Groß- oder Vollbürger, erhielten den Hauptanteil, jeder eine oder mehrere Hufen, die Besitzer halber Hofstellen nur einige Morgen. Die Angesehensten oder Verdientesten der Ansiedler erhielten größere Güter auf dem Stadtlande, wo sie auch, also außerhalb der Stadtmauern, wohnten. Stand der Stadt sehr viel Land zu Gebote, wie z. B. Braunsberg, das über 300 Hufen besaß, so gab sie Teile davon zu Stadtdörfern aus, welche der Stadt Zins zu zahlen und Scharwerk zu leisten hatten. Jedes Haus erhielt vom zinsfreien Gemeindeland einige Morgen als Gartenland zugewiesen, den sogenannten Morgenplan. Das übrige Gemeindeland sowie die Brache des Ackerlandes diente als gemeinsames Weideland, wohin jeder Bürger sein Vieh in gesetzlicher, genau abgemessener Anzahl auf die Weide treiben konnte. Auch einen Wald erhielten die meisten Städte zu gemeinsamer Nutzung zugewiesen, mit Holz- und Weiderecht.

Die Bürger.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Die Bürger in den Städten mußten anfänglich ihren Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft bestreiten, aber bald blühten Gewerbe und Handel auf. Das Handwerk war in Gilden und Innungen zusammengefaßt. Die einzelnen Gewerke boten ihre Waren zum Verkauf aus auf den sogenannten Buden oder Bänken. Es waren dies öffentliche Gebäude, die als gemeinsame Verkaufsstellen der Gewerke wie der Bäcker, Fleischer, Schuster, Schmiede, Kürschner und Krämer dienten. Niemand durfte in seinem eigenen Hause etwas verkaufen, sondern jeder war an jene gemeinsamen Verkaufsstellen gebunden. Hier wurde vom Gewerke eine Kontrolle ausgeübt, und schlechte Waren wurden zurückgewiesen. Für jede Bank war ein Zins zu zahlen. So hatten die Schuster und Bäcker in Mehlsack für jede Bank einen Vierdung, also etwa 9 Mark zu zahlen. In Braunsberg und Frauenburg nahm die Bürgerschaft diesen Zins, sonst wurde er geteilt zwischen Stadt

und Landesherrn oder zwischen Stadt, Landesherrn und Lokator. Noch heute erinnern in Königsberg und Danzig die Brodbänken- und die Fleischbänkenstraße an die Stelle, wo die betreffenden Bänke gestanden haben. Außer den genannten Gewerben blühte in den ermländischen Städten besonders die Tuch- und Hutmacherindustrie. Sie ist hierher gekommen aus Flandern, wo diese Industrie in hoher Blüte stand. Besonders war Mecheln ein berühmter Handelsplatz für Tuchwaren. Von dort bezogen die Ordensritter das weiße Tuch für ihre Mäntel, die ihnen die Ordensregel vorschrieb. Die ermländischen Städte eroberten sich als Absatzgebiet für ihre Tuchwaren nicht nur das platte Land des Bistums sondern auch das ganze Gebiet des Ordensstaates, das spätere Herzogtum Preußen. Auf den Märkten aller Städte boten sie ihre Waren feil. Auch das Bierbrauen und Branntweinbrennen wurde eifrig betrieben. Die Brau- und Brennereigerechtigkeit stand allen ganzen und halben Hofstellen zu. Der Verkauf geschah wieder wegen der Kontrolle gemeinschaftlich wie bei allen Gewerben. Die Krüger auf den umliegenden Dörfern durften nicht Bier brauen oder Branntwein brennen sondern mußten beides in den Städten ankaufen, wodurch letzteren ein festes Absatzgebiet gesichert war.

Der Handel ging besonders nach Flandern, aber auch nach Schweden und Norwegen, die wegen der Armut des Landes an Naturprodukten einer großen Zufuhr bedurften. Auch nach Frankreich, Dänemark und England gingen preußische Seefahrer. Zur Einfuhr kamen Salz, Heringe, Erz, Eisen, Wolle und Scharlach. Zur Ausfuhr kam zuerst Getreide. Als mit der Gründung von Städten und Dörfern eine höhere Kultur in das Land gekommen war, wurde auch viel Getreide ausgeführt, besonders von der Landesherrschaft, welche davon mehr erhielt, als sie brauchte. Auch Holz für Schiffsmasten kam zur Ausfuhr. Besonders viel Holz bot die Wildnis, der zusammenhängende Wald an der Landesgrenze. Auf den Flüssen wurde es abwärts geflößt und dann auf Schiffe verladen. In denselben Wäldern betrieben auch Beutner mit ihrer

Bienenwirtschaft, Teerkocher und Aschenbrenner ihr Handwerk und verkauften ihre Erzeugnisse auch außerhalb des Landes. Flachs-, Leinwand- und Garnhandel waren ebenfalls sehr bedeutend.

Für jede Hufe des zinspflichtigen Stadtackers war ein Zins zu zahlen in verschiedener Höhe. So zahlten Braunsberg und Frauenburg einen Vierdung, also 9 Mark, sonst gewöhnlich ½ Mark, das sind 18 Goldmark. Die ersten 8 bis 13 Jahre waren frei.

Auch zum Kriegsdienst waren alle Stände verpflichtet. Die Stadt hatte die Stadtmauern zu unterhalten und den Wachtdienst auszuüben, der wohl der Reihe nach von den Bürgern versehen wurde. Ebenso mußten sie sich an der Landwehr und bei Kriegsreisen beteiligen, die Besitzer der Höfe mit Streitroß sowie die kulmischen Großgrundbesitzer. Die Gewerke hatten eine Anzahl Bewaffneter, Schützen und bald auch Wagen zu stellen. Wer nicht persönlich Kriegsdienste leisten wollte, hatte eine Geldsumme zu zahlen, für welche der Rat Stellvertreter besorgte. Die Anzahl der zu stellenden Kräfte war verschieden. Der Rat erhielt die Mitteilung über die gewünschte Zahl von Kriegsleuten und hatte diese zu beschaffen. In Braunsberg war der Anführer ein selbstgewählter Hauptmann; sonst wurde er vom Burggrafen bestimmt. Über dem Hauptmann stand der Vogt, und der Hochmeister war der Oberbefehlshaber der Streitkräfte des ganzen Landes.

Die Verwaltung der deutschen Städte.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

An der Spitze der neugegründeten Städte stand der Rat, eine Vereinigung von Ratmannen, deren Vorsteher der Bürgermeister war. Der Rat war die Regierung der Stadt und verwaltete die städtischen Angelegenheiten. Vor ihm fand der Kauf, Verkauf, Tausch und jede Schenkung des

Besitzes der Bürger statt. Mit Zustimmung der Gemeinde bestimmte er über die Stadtländereien. Er hatte die Ordnung im ganzen Stadtbezirk aufrecht zu erhalten, Streitigkeiten zwischen den Bürgern zu schlichten, öffentliche Bauten auszuführen, Brücken und Landstraßen in Stand zu halten. Nach außen hin vertrat er die Stadt in Streitigkeiten mit anderen Gemeinden, in Handelsangelegenheiten u. dergl. Er übte auch die Markt- und Straßenpolizei aus und erließ die Ordnungen und Willküren für die Handwerker.

Die Mitglieder der verschiedenen Zweige des Handwerks taten sich bald zu Gewerken und Innungen zusammen. Die Satzungen, welche die Verhältnisse der Gewerksmitglieder zueinander, ihre Rechte und Pflichten regelten, hießen Ordnungen oder Willküren. Diese erließ der Rat, war aber an die Zustimmung der Landesherrschaft gebunden, nur nicht in Braunsberg, das in allem eine bevorzugte Stellung genoß. Die Willküren für die Gesellen erließ der Rat selbständig. Nicht auf einmal, sondern allmählich haben sich diese Verwaltungseinrichtungen gebildet, je nachdem es die immer mehr sich entwickelnden Verhältnisse der Stadt erforderten. Als die Zweige der Verwaltung immer mehr anwuchsen, teilten sich die Ratmannen in die Geschäfte und nahmen auch einen juristisch gebildeten Stadtschreiber, den Notarius, in ihre Mitte auf.

Das Recht, die Ratmannen zu wählen, die nach kulmischem Rechte ein Jahr, nach lübischem zeitlebens im Amte blieben, hatte anfangs die Bürgerschaft, später der Rat selbst. Aber auch die Landesherrschaft hatte Einfluß auf die Wahl, indem ihr entweder die Bestätigung zustand oder das Wahlrecht aus mehreren vom Rate vorgeschlagenen Kandidaten. Nur Braunsbergs Ratmannen brauchten keine Bestätigung durch die Landesherrschaft.

Dem Rat zur Seite standen die Älterleute, gewählt von den Bürgern. Sie vertraten die Gesamtbürgerschaft und wurden zu wichtigen Ratssitzungen hinzugezogen.

Braunsberg und Frauenburg hatten lübisches, die anderen kulmisches Recht. Das Bürgerrecht wurde bald ein Ehrenrecht. Nur Deutsche, nicht Stammpreußen, konnten es erwerben. Nur ein Bürger konnte ein Amt verwalten, ein städtisches Grundstück kaufen, Handel treiben oder als Handwerker einem Gewerke angehören.

Das Richteramt innerhalb der Stadtmauer übte anfänglich der Lokator aus, der städtische Schultheiß, dessen Amt erblich war. Ihm stand auch ein Teil der Geldbußen zu. Bald aber brachten die Städte das Schulzenamt an sich, indem sie es mit seinen Befugnissen und Einkünften von dem Berechtigten kauften, so zuerst Braunsberg vor 1284, zuletzt Rössel 1595. Die Strafgelder fielen zum Teil an die Landesherrschaft, zum Teil an den Magistrat. Nachdem das Richteramt vom Schulzen an die Stadt übergegangen war, wurde es von dem sogenannten Schöppengericht ausgeübt, bestehend aus einem Ratsherrn und mehreren Schöppen. Die Schöppen wurden auf Lebenszeit von dem Rate aus der Bürgerschaft gewählt. Der Schöppenstuhl setzte sich anfänglich aus drei, später aus acht Schöppen zusammen, unter ihnen dem Schöppenmeister. Der Notarius oder Stadtschreiber hatte die Verhandlungen zu Protokoll zu nehmen. Der zum Richter bestimmte Ratsherr hatte die Prozesse und die Untersuchung einzuleiten und führte beim Gerichte den Vorsitz. Als „gehegtes Ding" fand dieses regelmäßig dreimal im Jahre statt. Das städtische Schöppengericht war nur zuständig bei Verbrechen, die innerhalb der Stadtmauern stattfanden. Bei Gewalttätigkeiten auf Wegen und Straßen im Stadtgebiete stand dem Vogte das „Straßengericht" zu. Nur Braunsberg erhielt das Straßengericht. Die hohe oder Blutgerichtsbarkeit, die Urteile über „Hals und Hand" unterstanden anfänglich den Landgerichten, die in jedem Kammeramte unter dem Vorsitze des Landvogtes abgehalten wurden. Erst in späterer Zeit erhielt das städtische Gericht auch die „peinlichen und Halssachen", doch verblieb dem Vogte das Recht, die Urteile zu bestätigen oder zu verwerfen, sie zu lindern oder zu verschärfen.

Die Gründung deutſcher Dörfer.

(Joſef Buchholz, Abriß einer Geſchichte des Ermlandes.)

Die eingeborenen Preußen hatten wegen Beteiligung am zweiten Aufſtande Freiheit und Beſitz verloren. Während der Ritterorden früher die Abſicht hatte, ſie in dem bisherigen Beſitzſtande zu laſſen, die Adeligen ſogar in den Ritterſtand zu erheben, änderte er nach Niederwerfung des Aufſtandes dieſe Meinung und überließ nur den wenigen, die während des Aufſtandes treu zu ihm gehalten, den vorigen Beſitz, ja er vermehrte denſelben noch. Die große Maſſe aber verlor ihre perſönliche Freiheit. Sie wurden leibeigene Untertanen der Herrſchaft und durften ohne Erlaubnis derſelben ihren Wohnſitz nicht wechſeln. Dazu verloren ſie ihren Beſitz an Grund und Boden, welcher an die Landesherrſchaft fiel. Zwar durften ſie die Hufen, die ſie beſaßen, weiter beackern, aber das geſchah nun für die neuen Herren, denen ſie zehnten und ſcharwerken mußten. Von dem wirklichen Ernteertrag mußte der zehnte Teil abgeliefert werden. Für ihre Herren mußten ſie ſcharwerken, d. h. Hand- und Spanndienſte leiſten, wo dieſe verlangt wurden, alſo ſäen, ernten, ackern, Fuhren ſtellen. An dem Acker hatten ſie kein Beſitzrecht; er konnte ihnen jederzeit abgenommen werden. Entweder wohnten die Bauern in geſchloſſenen Dörfern, wo ſie vorher ihre Hufen frei beſeſſen hatten, nun aber als leibeigene Bauern mit Dezem- und Scharwerkspflicht belaſtet waren, oder ſie waren auf den Vorwerken ihrer Herren mit geringem Beſitz angeſiedelt um hier zu ſcharwerken. Ihre nächſten Herren waren die Landesherrſchaft ſelber oder Gutsbeſitzer, welche das frühere Preußengut als Lehn, d. h. mit Grund- und Gerichtsherrlichkeit erhalten hatten, aber auch Städte, die auf dem Stadtacker Vorwerke eingerichtet hatten. Viele Preußen hatten ſich der Macht des Landesherrn entzogen und führten noch lange im Innern der Wälder ein unſtetes Leben als Jäger und Fiſcher. Viel Land lag wüſt und öde. Entweder war der Urwald noch nicht gelichtet, da ja die Preußen nur das notdürftigſte Getreide an-

bauten, oder das Land war in dem langen Kriege wüst geworden und wieder mit Wald bewachsen.

So waren die Zustände auf dem Lande, als gegen Ende des 13. Jahrhunderts das erste deutsche Dorf im Ermlande gegründet wurde, Tolksdorf, welches am 10. November 1300 seine Handfeste erhielt. Hier machte die Landesherrschaft, also Bischof und Domkapitel, von dem Rechte der Dorfsgründung Gebrauch, legte Dörfer an und rief deutsche Kolonisten herbei. Immer zahlreicher kamen diese aus ihrer Heimat nach dem fernen Osten, um hier eine neue Heimat zu gründen. Es mögen wohl nur kleine Freie gewesen sein, welche sich hier mehr Freiheit und größeren Besitz erwerben wollten. Etwas Vermögen war aber zur ersten Einrichtung der Wirtschaft nötig. Die Gebäude wurden alle aus Holz gebaut, das ja in reicher Fülle vorhanden war. Die Anlage der Dörfer geschah in ähnlicher Weise wie die der Städte. Ein Unternehmer übernahm die Anlage und erhielt dafür beträchtliche Vorteile. Er mußte wohlhabend sein und das Vertrauen der Landesherrschaft besitzen. Die Größe der ihm zur Besiedelung zugewiesenen Dorfmark richtete sich nach der Zahl der Ansiedler, welche er zusammengebracht hatte, von denen jeder drei bis vier Hufen erhielt. Er selbst erhielt gewöhnlich den zehnten Teil der Dorfmark zu abgabenfreiem Besitz. Schon deshalb suchte er soviel Ansiedler als möglich herbeizuziehen, denn je größer die Dorfmark, desto größer war auch sein Besitz. Als weiteren Lohn erhielt er das Schulzenamt, war also Richter über die Dorfbewohner. Dieses Amt war in seiner Familie erblich. Das Dorfsgericht bestand aus dem Schulzen, der Vorsitz und Untersuchung führte, und den beiden Schöffen als Beisitzern. Die im Dorfgerichte verhängten Strafen waren außer Todesstrafe und Gliedverstümmelung immer Geldstrafen. Je nach ihrer Hufe gab es kleine und große Gerichte; bei den ersteren wurden Strafen bis zu vier Schillingen erhoben. Nur hierbei wirkte der Schulze mit und erhielt auch die Geldstrafen. Bei den großen Gerichten führte der oberste landesherrliche Richter, der Vogt, den Vorsitz,

leitete die Unterſuchung, fällte das Urteil und ſetzte die Strafe feſt. Es mußte aber der Schulze desjenigen Dorfes, in welchem das Verbrechen geſchehen war, zum Gericht zugezogen werden und den dritten Teil der Geldſtrafe erhalten. Der Vogt konnte im Gnadenwege die Strafe ganz oder teilweiſe erlaſſen, ohne daß der Schulze Einſpruch erheben durfte.

Die Schulzen erhielten auch noch das Krug- und Mühlenrecht, welche dem Landesherren zuſtanden, hatten aber dafür eine halbe Mark jährlichen Zins zu zahlen. Der Schulze durfte im Kruge Lebensmittel verkaufen, Bier ſchenken, im Dorfe allein eine Mühle anlegen und in Betrieb halten. Oft erhielten die Schulzen auch die Fiſchereigerechtigkeit, aber nur für die eigene Küche, nicht für den Verkauf. Vom Schulzengrundſtück war ein leichter Reiter zur Landwehr zu ſtellen, ſonſt war es zinsfrei.

Hatte der Unternehmer, der ſpätere Schultheiß, die Koloniſten in einer Stadt, welche als Ausgangspunkt für die Anſiedlung diente, verſammelt, ſo wurden ſie von dem Vogte als oberſten Richter und Verwaltungsbeamten in ihre neuen Beſitzungen eingewieſen, die Hufenzahl beſtimmt und die Grenzen durch Umritt feſtgelegt. Stellte ſich nach genauer Vermeſſung heraus, daß das Dorf zu viel Land erhalten hatte, ſo durfte es doch den Anſiedlern verbleiben; zu welchen Bedingungen, das wurde von dem Vogt und ſeinem Notar gleich an Ort und Stelle feſtgeſetzt. Sobald ſich die Anſiedler in die neuen Verhältniſſe eingelebt hatten, erhielt die junge Anſiedlung ihre Verfaſſungsurkunde, die Handfeſte, durch welche jene vorläufigen Vereinbarungen mit dem Vogt volle Rechtskraft erlangten. Im Dorfe regelte der Schulze die Beſitzanteile der Einzelnen.

Die Angeſiedelten, die Bauern, erhielten immer, wie die Güter und Städte, kulmiſches Recht. Eingeborene Preußen durften nur dann in den Dorfverband aufgenommen werden, wenn ſie auch das kulmiſche Recht bekamen, durch welches ſie nicht mehr Preußen blieben, ſondern als Deutſche galten. Nach preußiſchem Recht durfte das Grund-

stück nicht verkauft werden sondern fiel an den Landesherrn zurück, wenn es kein Sohn oder Enkel erben konnte. Dagegen erlaubte das kulmische Recht, das Grundstück an beide Geschlechter zu vererben, es auch zu verkaufen oder zu verschenken. Der Verkauf mußte aber vor dem Schulzen und dem Dorfgerichte geschehen. Der Schulze mußte dafür aufkommen, daß der Zins rechtzeitig und in vorgeschriebener Menge gezahlt wurde, daher sorgte er dafür, daß Grundstücke nur an solche Käufer abgegeben wurden, die in der Lage waren, ihre Abgaben zu zahlen.

Auch die Dorfpolizei übte er aus, hatte für Sicherheit des Lebens und Besitzes im Dorfe zu sorgen, für Beachtung der Vorsichtsmaßregeln gegen Wasser- und Feuersgefahr, hatte Maße und Gewichte zu revidieren, die Instandhaltung der Wege und Brücken, Gräben und Zäune zu besorgen auf Kosten der Gemeinde. Wie der Bürgermeister in den Städten seine Ratmannen hatte, so hatte sie auch der Schulze. Zusammen mit ihnen vertrat er das Dorf.

Außer der Landesherrschaft hatten auch die Städte das Recht, auf ihrem Stadtacker Dörfer anzulegen. Davon machten sie auch Gebrauch, z. B. Braunsberg, das mehrere Dörfer auf den Stadtländereien gründete. Dasselbe taten auch die Gutsherren auf ihrem Gutsland, das sie als Lehen erhalten hatten, d. h. mit voller Grund- und Gerichtsherrlichkeit. Sie hatten oft das ganze Gut oder doch einen Teil desselben zum Dorfe ausgebaut. Das geschah genau so, wie es der Landesherr tat. Sie übergaben Land dem Schulzen und den Ansiedlern und stellten auch die Handfeste aus. Natürlich zogen sie auch die Abgaben vom Dorfe: den Hufen-, Krug- und Mühlenzins, besaßen die hohe Gerichtsbarkeit und zogen zwei Drittel der Geldstrafen von den hohen Gerichten. Die Bauern mußten ihnen scharwerken, kurz alles leisten, was die andern Dörfer der Landesherrschaft leisteten. Auch aus kulmischen Gütern sind durch Erbteilung Dörfer entstanden. Die einzelnen Anteilbesitzer behielten aber das kulmische Recht und wurden Kölmer genannt.

Die Bauern.

(Joſef Buchholz, Abriß einer Geſchichte des Ermlandes.)

Die deutſchen Bauern hatten von jeder Hufe einen Zins zu zahlen, gewöhnlich eine halbe Mark. Zinsfrei waren die Hufen des Schulzen, die Hufen für den Pfarrer, gewöhnlich vier, wenn in dem Dorfe eine Kirche errichtet werden ſollte und meiſtens auch eine oder mehrere Hufen zu Weiden und zum Dorfanger, d. h. zu dem Platz, auf welchem die Dorfgebäude ſtehen ſollten. Die erſten Jahre, bis zu 15 je nach dem Kulturzuſtande des Bodens, waren frei von allen Abgaben.

Die zweite Leiſtung der Bauern beſtand in dem Scharwerke, d. h. dem Hand- und Spanndienſt für die Landesherrſchaft. Dieſe Art des Scharwerks war aber verſchieden von dem der preußiſchen Bauern. Dieſe waren unfrei, durften ihren Wohnort nicht wechſeln und mußten Scharwerk leiſten, ganz wie es ihren Herrn paßte. Dagegen waren die deutſchen Bauern frei durch kulmiſches Recht. Ihr Scharwerk laſtete auf dem Grundſtück, und es war genau vorgeſchrieben, worin es beſtand. Manchmal wurde es abgelöſt durch Zahlung von 4 Skot, das ſind 6 Goldmark, für die Hufe und das Jahr. Anfangs war das Scharwerk gering und wurde nur ſelten verlangt; allmählich ſteigerten ſich aber die Anforderungen. So mußten die Bauern Brennholz, Heu, Zinshafer und Fiſche zu den Wohnſitzen der Landesherrſchaft anfahren. Im 15. Jahrhundert hatten ſie noch Holz zum Verkauf zu fällen, die Flüſſe hinabzuflößen und abzufahren, Honig aus den Bienendörfern, z. B. bei Allenſtein, abzuholen, Lehmfuhren nach den Ziegelſcheunen und Hilfe bei der Fiſcherei in den herrſchaftlichen Seen zu leiſten. Jede Ortſchaft hatte nur eine beſtimmte Art der Hand- und Spanndienſte zu leiſten, z. B. die eine das Einfahren des Getreides, die andere die Heuernte, eine dritte das Fiſchen, eine vierte die Anfuhr von Holz und ſo fort.

Eine andere Leiſtung der Bauern, die auch auf den Grundſtücken ruhte, war der Kriegsdienſt. Anfangs mußs-

ten bei Kriegsgeschrei, d. h. wenn die in den Grenzgebieten befindlichen Späher einen feindlichen Einfall angekündet hatten, alle waffenfähigen Männer der Ansiedlung zu den Waffen zu greifen. Das war in ihrem eigenen Nutzen, denn es galt ja das eigene Leben und Eigentum gegen die Feinde zu verteidigen. Während des ganzen 14. Jahrhunderts hatte Preußen sehr unter den Litauer-Einfällen zu leiden. Zuerst war der Kriegsdienst nur eine Landwehr innerhalb der Landesgrenzen. Als aber seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die feindlichen Einfälle häufiger wurden, wurde der Kriegsdienst ungemessen, d. h. er verpflichtete auch zu Kriegsreisen ins feindliche Land. Je nach der Größe des Dorfes war die Anzahl der für die Kriegsreisen zu stellenden Mannschaften verschieden hoch. Während des 15. Jahrhunderts war von je 10 Hufen ein leichter Reiter zu stellen. Von da ab mußte von je 30 bis 40 Hufen ein Fußsoldat gestellt werden. Im Weigerungsfalle trat Verlust des Hofbesitzes ein. Der Schulze hatte von seinen Freihufen immer einen leichten Reiter zu stellen. Zum Kriegsdienste gehörte auch die Pflicht, beim Burgenbau Hand- und Spannarbeiten zu leisten, also Fuhren zu stellen, Holz, Steine und Ziegel anzufahren und selbst Hand anzulegen, aber nur bei bestimmten Burgen oder bei solchen im Umkreis von zwei Meilen.

Wie die Gutsbesitzer, so hatten auch die Bauern das Wartegeld und Schalauerkorn (für die Grenzburgen im Schalauerland) zum Unterhalt der Späher an der Grenze zu leisten.

Endlich war noch der Dezem an den Pfarrer zu zahlen. Auch diese Abgabe lastete auf dem Grundstück. Es war aber nicht der wirkliche zehnte Teil von der Ernte, wie ihn die preußischen Bauern zu zahlen hatten, sondern er betrug nur ein Scheffel Roggen und ein Scheffel Hafer von jeder Hufe, auch vom Schulzengrundstück. Die kulmischen Güter zahlten von je vier Hufen einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer.

Im ersten Jahrhundert nach ihrer Ansiedlung gelangten, wie alle Stände, so auch die Bauern zum Wohlstande.

Da in den Städten ein lebhafter Handel herrschte, fehlte es nicht an Absatzgelegenheit für die landwirtschaftlichen Produkte, Getreide, Vieh, Wolle, Leinwand usw. Die Einnahme dafür überstieg die Ausgaben für den Zins und für den Haushalt, so daß auch im Lande der Wohlstand bald allgemein wurde.

Die preußischen Dörfer.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Bei Ankunft der Deutschen saßen die Preußen schon in Dörfern oder auf Vorwerken. Die Einkünfte der von ihnen bewirtschafteten Besitzungen wurden immer geringer, denn jetzt, wo sie den zehnten Teil ihrer Ackerfrüchte abliefern sollten, leisteten sie die Arbeit sehr widerwillig und die Dörfer, in denen Preußen wohnten, kamen immer mehr herunter. Daher mußte ihnen durch preußisches oder kulmisches Recht ein Besitzrecht an ihren Hufen gegeben werden. So wurden preußische Dörfer durch deutsche oder auch durch preußische Schulzen nach deutschem Muster eingerichtet.

Auch zur Anlegung neuer Dörfer wurden preußische Schulzen herangezogen, weil sie sich besondere Verdienste erworben hatten, oder weil es an deutschen Schulzen fehlte. Natürlich zogen sie ihre Stammesgenossen als Ansiedler heran. Deutsche hätten sich schon deshalb in solchen Dörfern nicht niedergelassen, um nicht einen Preußen als Richter über sich zu haben. Voraussetzung war stets, daß sie das Christentum annahmen. Nur dann wurde ihnen ihr angestammter Besitz bestätigt oder ein anderer verliehen. So wurden die Preußen allmählich an das Christentum, an Kultur und Sitte gewöhnt. An den deutschen Ansiedlern sahen sie, daß Fleiß, Arbeit und festes Leben mehr Vorteile und einen höhern Genuß gewähren als das unstete Jägerleben; deshalb fanden sie sich in die neuen Verhältnisse und wandten sich mehr dem Ackerbau zu. Die Landesherrschaft kam ihnen entgegen, indem sie Stammpreußen, also Männer ihres Vertrauens mit der Anlegung der Preußendörfer betraute.

Über die preußischen Dörfer eines Gaues war ein besonderer Beamter gesetzt, der Kämmerer, der unter Aufsicht des Vogtes die Abgaben einzuziehen hatte. Er nahm also eine ähnliche Stellung ein, wie der Schulz in deutschen Dörfern, nur daß sich seine Amtstätigkeit über einen Gau erstreckte. Er hatte auch die Bewirtschaftung der herrschaftlichen Vorwerke zu leiten, auf denen ja Preußen wohnten. Wenigstens in der ersten Zeit war er ein Preuße, welcher Sprache, Sitte und Sinnesart seiner Stammesgenossen kannte und ihr Vertrauen genoß, aber auch der Herrschaft treu ergeben und zuverlässig sein mußte.

Noch eine Klasse von Nationalpreußen war von Bedeutung, „die preußischen Reiter", die in alter Zeit den Mittelstand gebildet und eine besondere Stellung zwischen Adel und unfreien Bauern eingenommen hatten. Sie besaßen zwei bis fünf Hufen in Dörfern oder auf einzelnen Höfen. In der Zeit der Kolonisation bestätigte der Landesherr sie in ihrem Besitz, aber nach preußischem Rechte und legte ihnen einen Reiterdienst und ungemessenen Kriegsdienst auf, der auch zu Kriegsreisen ins feindliche Land verpflichtete. Dafür waren sie vom Zins befreit und hatten nur einen Scheffel Weizen als Abgabe zu liefern. Sie müssen vortreffliche Krieger gewesen sein, denn aus ihnen wurden immer die Soldaten genommen, welche den Hochmeister zu Kriegsreisen ins Feindesland begleiteten. Andere wurden zu Dienstleistungen auf den Schlössern verwendet und waren da Landreiter, Postmeister, Hofmeister oder Stallmeister. Sie waren wie alle andern Preußen, die nicht kulmisches Recht hatten, von der Gerichtsbarkeit des Schulzen ausgenommen und unterstanden dem Vogte.

Auch in den deutschen Dörfern fand man Preußen, hauptsächlich unfreie, besonders als landwirtschaftliche Arbeiter. Auch erhielten sie oft einige Morgen Land gegen Zins und wurden nun Gärtner genannt. Daß Arbeiter und Dienstboten aus den Preußen genommen wurden, geht aus einem Gesetz des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen hervor: „Wer preußisches Gesinde hält, soll

nicht viel preußisch mit ihm reden, sondern soviel wie immer möglich es an die deutsche Sprache gewöhnen.“ Die Gerichtsbarkeit über das Gesinde stand dem Vogte zu.

Der Retter von Christburg.

(Gustav A. Ritter, Deutsches Historienbuch.)

In jahrelangen Kämpfen hatten die Ordensritter das Preußenland erobert, aber im Jahre 1266 brach noch einmal ein wilder Sturm der empörten Stämme los. Die Härte und Bedrückungen durch die Landmeister, die sich fast bis zur Unmenschlichkeit steigerten, hatten zur Folge, daß fast das ganze Land vom Orden und auch vom Christentum wieder abfiel, und es kostete unsägliche Mühe, diesen gefährlichsten aller preußischen Aufstände niederzuschlagen.

In diese Zeit fällt die Geschichte von einem heldenmütigen Preußen, der zum Christentum übergetreten war. Der Mann hieß Syrene, war ein treuer Christ und mochte sich an dem allgemeinen Aufstande nicht beteiligen, sondern war nach der Komturei Christburg gekommen, um auf der Seite der Ritter gegen seine Landsleute zu kämpfen. Die Christburger trauten ihm jedoch nicht sondern hielten ihn für einen Spion und setzten ihn gefangen.

Da brachen die wilden Horden in das Kulmerland ein. Ein Teil von ihnen wußte das Heer der Ordensritter, welches sofort von Christburg aufgebrochen war, um ihnen entgegenzutreten, listig hinter sich herzulocken, während ein anderer Teil die wichtige Burg Tappeinen eingeschlossen hatte. Hierher wurde auch das Christburger Heer gelockt, bei dessen Erscheinen die Aufständischen scheinbar in wilder Flucht auseinanderstoben.

Die Führer des Ordensheeres hielten den Kampf damit für erledigt. Sie lagerten sich an den Fluß Sirgune und überließen sich sorglos der Ruhe. Die auseinander geflüchteten Preußen hatten sich inzwischen wieder gesammelt, überfielen das Ordensheer und töteten zwölf Ordensritter und weitere fünfhundert Streiter. Dann zogen sie gegen Christburg, das sie nun leicht zu nehmen dachten.

Hier waren die wenigen zurückgebliebenen Ritter nicht minder sorglos gewesen. Sie hatten von der schweren Niederlage ihres Heeres keine Ahnung sondern glaubten es siegreich in der Verfolgung des Feindes begriffen. In ihrer Arglosigkeit hatten sie es nicht einmal für nötig befunden, die Zugbrücken aufzuziehen. Sie wären unrettbar verloren gewesen, wenn der gefangene Syrene nicht für sie gewacht hätte.

Die Feinde hatten sich heimlich bis an die Burg geschlichen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie hier die Zugbrücke niedergelassen. Schon waren sie über diese bereits bis in die Vorburg eingedrungen, als den Gefangenen das Getrappel auf der Brücke aufmerksam machte; er sah durch das kleine Fenster seines Gefängnisses die schleichenden Gestalten und begriff sogleich, was im Werke sei. Mit fast übermenschlicher Anstreugung sprengte er die Tür seines Kerkers, ergriff eine dort liegende Keule und sprang ihnen in dem engen Zugang zu dem Tore, das sie schon fast erreicht hatten, entgegen.

Syrene war ein Mann von ungewöhnlichen Körperkräften. Er ließ die schwere Keule um seinen Kopf schwirren, und es gelang ihm, die Feinde zurückzudrängen. Von dem Kampflärm waren inzwischen auch die Ritter erwacht, eilten herbei und sahen noch, wie Syrene soeben die Feinde über die Brücke hinweg weitertrieb. Statt ihm nun aber zur Hilfe zu eilen, zogen sie feigerweise die Brücke hinter ihm in die Höhe, so daß sich der heldenmütige Retter abgeschnitten sah und der wilden Feindeshorde ganz allein gegenüberstand.

Hier wäre er nun sehr bald der Übermacht erlegen, aber die Geistesgegenwart verließ ihn keinen Augenblick. Noch einmal schaffte er sich mit der wuchtigen Keule Luft von den ihn schon hart umdrängenden Feinden, sprang dann in den Graben, schwamm hinüber, und der zahllosen Pfeile, die ihn umschwirrten, nicht achtend, klomm er droben an dem Bollwerk und danach sogar an den Ketten der aufgezogenen Zugbrücke in die Höhe und gelangte so glücklich wieder in die Burg.

Was für ein Lohn ihm für diese heldenmütige Tat geworden, davon schweigt die Geschichte.

Gründung und Entwicklung Königsbergs.

(Emil Hollack.)

Vor Jahren war da, wo heute die Stadt Königsberg liegt, ein großer Wald, den man Twangste nannte. Mitten in demselben erhob sich eine heidnische Wallburg. Unter einer solchen darf man sich jedoch nicht ein Schloß vorstellen, wie z. B. das Schloß in Königsberg oder die Marienburg. Die alten Preußen hatten vielmehr nur hohe Erdwälle aufgeschüttet, um dieselben einen breiten, tiefen Graben gezogen und um letzteren einen hohen Zaun aus starken Planken — sogenannte Pallisaden — errichtet.

Solcher Wallburgen oder Burgwälle gab es viele im Samlande, wie z. B. den Galtgarben, die Hausenberge, den Hünenberg bei Ekritten, den Pillberg bei Plinken und noch so manchen andern. Auch das übrige Preußenland war in der Vorzeit reich an solchen Befestigungen. Noch heute stößt man bei Wanderungen durch die Provinzen Ost- und Westpreußen an den verschiedensten Stellen auf Berge, denen man es ansehen kann, daß sie ehemals befestigte Plätze gewesen sind. Diese Burgwälle legen Zeugnis davon ab, daß die alten Landesbewohner ein tapferes Volk waren, das sich seiner Haut wehrte, wenn der Feind es bedrängte.

Nun weilte seit 1228 der deutsche Ritterorden im Lande. Derselbe wollte Preußen erobern und seiner Herrschaft untertan machen, was ihm nach langen Kämpfen auch gelang. Allmählich war er von der Weichsel aus nach Norden vorgedrungen und bis an den Pregel gekommen. Hier aber war seinem Vordringen ein Ziel gesetzt; denn die Samländer waren ein sehr kriegstüchtiges Volk und verteidigten ihre Freiheit mit großem Erfolge.

Im Jahre 1255 jedoch erhielt der Orden Hilfe durch den König Ottokar von Böhmen. Dieser kam im Winter des

genannten Jahres nach Preußen und vereinigte seine Mannschaft mit dem Ordensheer. Wie es heißt, sollen auf diese Weise seine Streitkräfte über 60 000 Mann betragen haben. Von Balga aus drang Ottokars Macht, einem Heuschreckenschwarm vergleichbar, über das Eis des Frischen Haffes nach dem Samlande. Mit Feuer und Schwert wurde das Gebiet von Medenau und tags darauf das von Rudau erobert. Dann zog er siegreich nach Quednau, Waldau, Caymen und Tapiau. Die Unterworfenen ließen sich taufen und stellten ihm als Beweis der Treue Geiseln. So war schon im Januar 1255 das Samland unter die Herrschaft des Ordens gekommen.

Von Tapiau aus zog Ottokar den Pregel abwärts und gab den Ordensbrüdern den Rat, eine Burg anzulegen, von welcher aus das Samland beherrscht werden könnte. Auch bezeichnete er die Stelle, auf der man dieselbe anlegen sollte. Der Orden befolgte seinen Rat und erbaute eine Burg, und zwar auf dem Twangste. Mittlerweile war der König schon abgezogen, doch hatte er für den Bau reiche Geschenke hinterlassen. Deshalb nannte man ihm zu Ehren die Burg „Königsberg".

Die Wahl des Platzes war sehr glücklich, denn er lag an drei uralten, sehr wichtigen Verkehrsstraßen. Die eine war die Wasserstraße des tiefen und wasserreichen Pregelstromes, der die Verbindung mit dem Frischen Haff und der Ostsee herstellte. Die zweite war ein Landweg, der von Litauen kam, den Fluß auf seiner rechten Seite bis zur Mündung begleitete und dann in das Samland hineinführte. Die dritte Straße führte von Natangen nach Samland und kreuzte den Pregel an der Stelle, wo heute der Kneiphof liegt. So wurde die Burg also an einem Punkte angelegt, von dem aus man mit leichter Mühe die übrigen Teile des Landes erreichen konnte. diese erste Burganlage haben wir ungefähr da zu suchen, wo heute das Gebäude der Reichsbank steht (dem Schlosse gegenüber). Sie unterschied sich wohl nicht viel von der alten heidnischen Wallburg.

Es iſt ſogar anzunehmen, daß der Orden ſich in letztere geſetzt und ſie nur etwas ausgebaut hat; denn als im Jahre 1889 an dieſer Stelle eine Ausgrabung vorgenommen wurde, fand man noch Überreſte von der heidniſchen Burg vor. Bereits im Jahre 1257 ſchritt man zu dem Aufbau eines kleinen Ordenshauſes und wählte dazu den weſtlichſten Teil des Schloßberges.

In der Nähe des Schloſſes entſtand bald eine ſtädtiſche Anſiedlung. Das war der Anfang der Stadt Königsberg. An welcher Stelle dieſelbe gelegen hat, weiß man jedoch nicht genau. Manche nehmen an, es ſei da geweſen, wo heute der Steindamm liegt; denn hier befand ſich die uralte Landſtraße, die von Natangen nach dem Samlande führte. Soviel ſteht feſt, daß die heutige Altſtadt nicht der Anfang der Stadt Königsberg geweſen iſt.

Dieſer älteſten Anlage war jedoch keine lange Dauer beſchieden; denn im Jahre 1263 fiel Nalubo, ein Fürſt der Samländer, in die Stadt ein, zerſtörte ſie und zog mit Beute beladen ab. Jedoch das Ordensheer jagte ihm nach und lieferte ihm eine Schlacht, in der er beſiegt wurde. Seit der Zeit verging den Samländern die Luſt, noch einmal ſich zu empören. Sie gewöhnten ſich an die neuen Verhältniſſe und wurden im Laufe der Zeit treue Untertanen des Ordens.

Als man in Königsberg daran ging, die Stadt neu aufzubauen, ſiedelte man ſich im Pregeltal an. Das war der Anfang der Altſtadt. Der Raum für dieſelbe war jedoch recht beſchränkt; im Norden wurde er durch den ſteilen Schloßberg und im Süden durch den Pregel begrenzt; im Oſten bildete der Löbebach, die ſpätere Katzbach am heutigen Münchenhofplatz, und im Weſten ein Fließ, das aus dem Oberteich kam, die Grenze. Bald trat innerhalb der engen Stadtgrenze Mangel an Raum ein; denn es kamen fortwährend Zuzüge von Anſiedlern, die ſich niederlaſſen wollten.

Es entſtand deshalb im Oſten an der nach Litauen führenden alten Landſtraße eine neue Anſiedlung, die den

Namen Neustadt, auch Neu-Königsberg, erhielt. Diese Benennung hielt sich jedoch nicht; denn das Volk nannte die neu entstandene Stadt „Löbenicht". Dieser Ausdruck entstammt der altpreußischen Landessprache und bedeutet soviel als „Anwohner der Löbe".

Den beiden Städten Altstadt und Löbenicht, die sich auf der nördlichen Seite des Pregels befanden, war eine Insel zwischen den beiden Pregelarmen vorgelagert. Sie hieß Voigtswerder und war sehr niedrig und sumpfig, so daß anfänglich nur einige Fischer dort wohnten. Aber bald erhob sich hier eine dritte Stadt, die den Namen „Pregormunde" (Pregelmünde) erhielt. Allein auch dieser Name bürgerte sich nicht ein; denn das Volk nannte diese dritte Stadt „Knipabe", woraus im Laufe der Zeit „Kneiphof" entstanden ist.

Jede der drei Städte war von der anderen anfänglich abgesondert. Zur Sicherheit gegen auswärtige und einheimische Feinde hatten sie ihre eigenen Ringmauern, Türme und Tore, die aber später nach und nach abgebrochen wurden.

Sowohl zum Schloß, wie zu jeder der drei Städte Königsbergs gehörten noch sogenannte Freiheiten, d. h. Niederlassungen, die entweder vom Schloß oder von derjenigen Stadt verwaltet wurden, zu der sie gehörten. Eine solche Freiheit waren beispielsweise der Haberberg, der zum Kneiphof gehörte, der neue Roßgarten, welcher von der Altstadt abhängig war, der zum Löbenicht gehörige Anger, die der Schloßverwaltung unterstellte Burgfreiheit usw.

Im Jahre 1724 wurden die drei Städte Königsberg von König Friedrich Wilhelm I. zu einer Stadt vereinigt und die Stadtfreiheiten hierin mit einbegriffen. Das ganze Gemeinwesen stand fortan unter einem Magistrat, der seinen Sitz im Kneiphöfischen Rathause nahm.

Hans von Sagan in der Schlacht bei Rudau.

17. Februar 1370.

August Freudenthal. (Aus Richard Pape, Hans von Sagan.)

Gar seltne Tat soll künden euch heute mein Gesang,
davon aus alten Zeiten zu uns die Kunde drang;
hört, was im Schlachtgewitter bei Rudau auf dem Plan
ein Königsberger Schuster, Hans von Sagan, getan.

Als Kaiser Karl der Vierte gebot im deutschen Land,
war an des Ostens Grenze ein heißer Kampf entbrannt;
des Deutschen Ordens Brüder, sie schwangen dort das Schwert
wohl 'gen Litauens Fürsten, Kynstud und Oldegerd.

So oft auch sie besiegte des Ordens Ritterschaft,
stets rafften sich die Heiden empor mit neuer Kraft;
sie brachen sengend, plündernd und mordend in das Land,
das unter treuer Obhut Hochmeister Winrichs stand.

Schon zwanzig Jahre wogte die Kriegsflut hin und her,
da kam auf's neue Kynstud mit einem mächt'gen Heer;
Litauer und Tartaren wohl siebzigtausend Mann,
so zogen sie in Scharen, 'gen Königsberg heran.

Hochmeister Winrich weilte auf der Marienburg,
„sie nah'n wie Sand am Meere," seufzt er, „wer hilft uns durch?"
Das hört sein wackrer Marschall, Henning von Schindekopf,
„seid unbesorget," spricht er, „wir nehmen sie beim Schopf!
Wir bringen zwar zusammen kaum vierzigtausend Mann,
allein es sind auch Leute, auf die man zählen kann!
Will unser Herrgott droben dann noch ein Weitres tun,
so werden bald die Heiden im Schnee gebettet ruhn."

Vor Rudau war's im Felde auf Sexagesima,
als fern das Heer des Ordens die Heiden vor sich sah;
Herr Winrich las die Messe und kniete in dem Schnee,
„Exurge," rief er, „quare obdormis, Domine?"[1])

Dann zog der Marschall Henning sein siegerprobtes Schwert,
er brach mit seinen Scharen auf gegen Oldegerd;
nicht eher ruht sein Eifer, bis kämpfend er erreicht,
daß die Tartarenrotte vor ihm zurücke weicht.

Herr Winrich greift entschlossen den andern Flügel an,
doch Kynstud und die Seinen stehn wackrer ihren Mann;
Litauens tapfere Krieger, erprobt in manchem Streit,
sie wollen nimmer weichen dem Schwert der Christenheit.

Schon fühlt sich Meister Winrich vom Feinde hart bedroht,
da wird ihm noch die Kunde von Marschall Hennings Tod;
von Feindes Pfeil getroffen hinsank er in der Schlacht,
als das Visir des Helmes er lüftet unbedacht.

Und wieder stürmt gewaltig die Heidenschar heran,
das gibt ein grausig Ringen, ein Würgen Mann an [Mann;
es färbt das Blut der Tapferen wie Rosen rot den Schnee,
und Meister Winrich betet: „Exurge Domine!"

Da sieh, welch seltner Haufe dem Christenheere naht,
das sind nicht Ordensbrüder in Rüstung und Ornat;
nicht Söldnerscharen sind es, geübt im Waffenstand,
nein, biedre Handwerksleute in schlichtem Hausgewand.

Sie schwingen Beil und Lanze, die Sense und das Schwert,
mit dem, was just zu Handen, hat jeder sich bewehrt,
sie nahn in starkem Haufen, der Erste auf dem Plan,
ein Banner lustig schwingend, das ist Hans von Sagan.

[1]) Stehe auf, o Herr, warum schläfst du? Psalm 44, Vers 24.

Es litt ihn nicht am Leisten, den Altgesellen Hans,
als er die Christenritter sah ziehn zum Waffentanz;
„auf!“ rief er, „auf, Genossen, der Feinde sind gar viel,
es haben unsre Streiter vielleicht ein hartes Spiel.

Sie kämpfen drauß' im Felde auch für den Handwerks-
[stand,
vielleicht ist ihnen nütze Handwerkers harte Hand;
wohl oft schon gab den Ausschlag ein einz'ger richt'ger
[Hieb,
drum auf mit mir zum Kampfe, wem seine Ehre lieb!“

Des Altgesellen Rede hat sie zum Kampf entflammt,
die kräftigen Genossen vom Handwerk allesamt;
es rüsten die Gesellen sich eilig, Haus bei Haus,
und unter Hansens Führung geht's in die Schlacht hinaus.

Und wo der Heiden Scharen am stärksten widerstehn,
da sieht man bald das Banner des Schusterhandwerks
wehn;
da schwingt der Hans, der Brave, das Banner unversehrt,
indess' er mit der Rechten gar kräftig führt das Schwert.

Mit ihm die Werkgenossen, sie schlagen weidlich drein
und dringen wie ein Wetter auf Kynstuds Scharen ein;
mit Staunen schaut Herr Winrich, den banger Zweifel
[quält,
wie dieses seltne Beispiel den Mut der Seinen stählt.

Und siehe da, es wendet sich schnell das Waffenglück,
die Christen werfen kräftig die Heidenschar zurück,
und als, vom Schreck ergriffen, Kynstud das Weite sucht,
da folgen ihm die Seinen in angstvoll wilder Flucht.

So war die Schlacht gewonnen bei Rudau auf dem Plan,
da fragte Meister Winrich: „Sagt an, wo ist der Mann,
der gar ein seltsam Banner im Kampf uns zugeführt
und dem für seine Taten ein seltnes Lob gebührt?

Da tragen die Genossen den wackern Hans herbei,
„ein Bein ist mir zerschossen", lacht er, „sonst hatt ich zwei;
ein Glück nur, daß mein Handwerk das Sitzen mir erlaubt
Und daß der Feind, der schlimme, mir keinen Arm geraubt!"

Es reicht der Ordensmeister gerührt ihm seine Hand:
„Fürwahr, mein wackrer Kämpe, dich hat uns Gott [gesandt;
du kamst zur rechten Stunde und wendetest den Strauß,
drum bitte jetzt vom Orden den höchsten Lohn dir aus!"

„Ihr Herrn!" spricht Hans bedächtig, „ich tat es nicht [allein,
drum, darf ich etwas wünschen, so soll's für Alle sein;
ein Festmahl alle Jahre verschöne uns den Tag,
an dem durch unsre Hilfe Litauen unterlag!"

Erfüllt ward seine Bitte: in Königsberg der Stadt
man noch viel hundert Jahre das Fest gefeiert hat,
und Deutschlands Kaiser zierte noch in demselben Jahr
des Schusterhandwerks Banner mit seinem Doppelaar.

Zu Königsberg vom Brunnen schaut heut noch Hansens [Bild[1]),
der Stelzfuß schwingt die Fahne und blickt 'gen Osten wild;
gilt's noch einmal zu ringen mit fremder Barbarei,
So sind die tapfern Söhne des Handwerks auch dabei!

Ferner verlieh der Orden der Stadt Kneiphof in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Ärmel, die eine Krone trägt und auf grünem Felde aus den Wellen emporragt. Nach der Annahme soll Hans von Sagan in der Rudauer Schlacht ein Gewand mit blauem Ärmel getragen haben. Die Wellen weisen auf die Lage der Stadt auf einer Insel hin. Auf dem Schloß zu Königsberg,

[1]) Bis zum Jahre 1893, wo es durch unbekannte Täter entwendet wurde: Heute erinnert ein Denkmal am Kneiphöfschen Rathause an die wackere Tat des Königsberger Schuhmachers und an das von ihm erbetene Fest.

und zwar auf dem nach dem Schloßteiche zu stehenden Haberturme, stand eine Wetterfahne, die einen Mann mit einer Fahne, wie die Figur auf der Haberberger Pumpe, darstellte. Auch dieses war Hans von Sagan.

Heiligenlinde.

(W. J. A. v. Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litauens und Westpreußens.)

Heiligenlinde bei Rastenburg ist schon lange als Kapelle und Wallfahrtsort berühmt gewesen. Zur Zeit der Heiden stand daselbst eine übergroße Linde, unter welcher viele Götter verehrt wurden. Später ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden, und es wird da die Mutter Gottes verehrt. Darüber erzählt eine Sage folgendes:

Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Übeltäter ins Gefängnis gesetzt, welcher den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da ihm sein Recht geschehen sollte, ist ihm im Gefängnisse die heilige Jungfrau Maria erschienen und hat ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, aus dem Holze zu schnitzen, was er wolle. Dieses hat er getan. Wie nun der Morgen herankommt und der arme Sünder vor das Gericht gestellt wird, da zeigt er das Stücklein Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf dem zeigt sich ein wunderbar schönes und künstliches Marienbild, in dem Arme das Kindlein Jesus haltend. Als man dieses sahe und der Missetäter dabei erzählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwerk, so geschehen, und das Rastenburgische Gericht ließ den armen Sünder los. Darauf ging nun dieser, wie ihm gleichfalls die heilige Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Rössel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinen Wege zuerst antreffen würde. Er ist also gegangen 4 Tage in der Irre und hat eine Linde gesucht, bis er endlich unweit von Rössel eine gefunden; auf diese setzte er sein Bildchen, welches sodann große Wunderwerke getan. Es blieb nämlich von Stunde an die Linde grün, so im Winter wie

im Sommer. Es geschahe auch, daß bald darauf ein stockblinder Mann vorbeireisete; als dieser an die Linde kam, sahe er plötzlich ein hellglänzendes Licht; nach demselben faßte er mit den Händen; das Licht aber kam von dem Bilde, und wie er das letztere berührt hatte, wurde er sehend. Darauf wurde das Bild von vielen Leuten verehrt; selbst das Vieh, wenn es unter dem Bilde hergetrieben wurde, hat vor ihm die Knie gebogen. Als solches die Rastenburger hörten, gingen sie in großer Prozession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden und hat sich von selbst wieder zur Linde begeben. Alsbald sind die Rastenburger mit einer größeren Prozession nochmals hingegangen und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt.

Der reiche Bauer in Nicklaswalde.

(Eine Sage aus des Ordens goldener Zeit.)

(W. J. A. v. Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litauens und Westpreußens.)

Unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen hatte der Deutsche Orden den höchsten Grad von Macht und Reichtum erlangt, und auch das ganze Land war reich und zufrieden. Unter anderen lebte damals der reiche Bauer zu Nicklaswalde, der hernachmals durch seinen Reichtum berühmt geworden. Es trug sich nämlich zu, daß etliche Gäste und Fremde aus Deutschland zu dem Hochmeister kamen, ihn zu besuchen. Diese sahen überall Überfluß und Reichtum und priesen deshalb den Hochmeister glücklich in seinem Regiment. Das hörte der Treßler (Schatzmeister zu Marienburg), Bruder Heinrich von Plauen, und er sprach zu den fremden Herrn, der größte Reichtum des Hochmeisters sei der Reichtum seiner Untertanen, als welchen er einen Bauern hätte, der elf Tonnen Goldes besitze. Das nahmen die Gäste in Scherz auf, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen

führte die Gäste seines Herrn darauf einige Tage später spazieren und brachte sie nach Nicklaswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Bei diesem hatte er das Mittagsmahl bestellt. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen zwölf Tonnen, darauf waren die Bretter gelegt zum Sitzen für die Herrn. Wie sie nun am Speisen waren, da sagte der von Plauen, dies sei der reiche Bauer, von dem er ihnen erzählt. Der Hochmeister ließ also den Bauern kommen und fordert ihn auf, seinen Reichtum zu zeigen, dessen er sich nicht zu schämen habe. Der Bauer antwortete: „Ich weiß wohl, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehöret, darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern euch alles hingesetzt, was mir gehört". Er hieß nun besehen, auf was für Bänke sie gesessen. Und als nun die Bretter weggenommen waren, da sahen sie, daß sie auf Tonnen gesessen, von denen elf voll eitel Goldes waren, die zwölfte aber war noch leer. Die Gäste verwunderten sich des reichen Bauern, und dem Hochmeister gefiel es so wohl, daß er dem Bauern auch die zwölfte Tonne aus dem Schatze füllen ließ, damit es die Gäste in Wahrheit nachsagen konnten, der Hochmeister habe einen Bauern, der zwölf Tonnen Goldes vermöchte. — Allein der Bauer in Nicklaswalde hatte von seinem Reichtum keinen Segen, denn sein Herz wuchs ihm an sein Geld, und er wurde der größte Geizhals im Lande. Hernachmals aber, als Heinrich von Plauen Hochmeister geworden war, rupfte er ihm die Federn dermaßen, daß der alte Bauer in seinem Alter betteln gehen mußte.

Kriegsrüstungen auf der Marienburg.

(Ernst Wichert, Heinrich von Plauen. 1. Band.)

Junker Heinz von Waldstein war mit Briefen zum Hochmeister nach der Marienburg gesandt worden. — Wenn er gemeint hatte, wie in den Schlössern zu Danzig und Schwetz nur in den Schloßhof eintreten zu dürfen, um sogleich bemerkt und zurechtgewiesen zu werden, so irrte er sehr. Es gab da so verschiedene Burghöfe und Vorplätze

und Freiheiten, Durchgänge und Brücken, daß man ganz verwirrt werden konnte, und überall war das lebhafte Getriebe von Menschen, die mit sich selbst so sehr beschäftigt schienen, daß sie auf den jungen Gesellen, der sein Pferd am Zügel nach sich führte, gar nicht achteten. Da tummelten die Ritter ihre Rosse, da musterte der Pferdemarschall die Hengste, die auf den Vorwerken zum Kriegsdienst ausgewählt oder von anderen Komtureien hergeschickt waren. Da wurden die Söldner gemustert, die aus Schlesien und Mähren angelangt waren, da übten die Hauptleute ihre Haufen im Waffendienst. Auf einem Vorplatze schlug man Zelte auf, um sie sogleich wieder auseinanderzunehmen, wenn alle Stücke sich beisammenfanden und sie auf großen Wagen zu verpacken. An einer anderen Stelle arbeiteten die Stückknechte mit schweren Geschützen, die aus dem Gießhause gekommen waren, indem sie dieselben mit Windemaschinen auf Untergestelle mit Rädern heben ließen. Dann wurden acht, zehn oder mehr Pferde vorgespannt, um eine Fahrt rund um den Platz zu versuchen. Sie gelang nicht sogleich, denn die Pferde zogen ungleich an, bäumten sich, schlugen über die Stränge. Weiterhin vor den Speichern und Vorratshäusern war eine ganze Wagenburg aufgefahren. Hunderte von Händen waren damit beschäftigt, sie mit Lebensmitteln aller Art, Decken, Lanzen und Pfeilen zu beladen, die Aufseher trieben zur Eile an, Schreiber gingen ab und zu und notierten die einzelnen Ladungen. Heinz mußte froh sein, daß man ihn endlich nach langem Herumirren zu dem Marstall wies, wo er sein Pferd unterstellen könne. Der Raum war aber schon so angefüllt, daß er nur mit Mühe ein freies Plätzchen an einer Raufe ermitteln konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als selbst etwas Heu aufzuschütten und einen Stalleimer mit Wasser aus dem Brunnen zu füllen, damit sein müder Gaul sich erfrische.

Dann suchte er sich wieder den Weg zurück nach dem mittleren Hause, seine Briefe abzugeben. Dort war aber in den Korridoren und auf den Treppen ein solches Gedränge von Menschen, daß er lange zur Seite stand und

meinte, abwarten zu müssen, bis die Menge sich verzogen habe. Es war aber ein fortwährendes Gewoge auf und ab, so daß er sich endlich überzeugte, er würde so bis zum Abend stehen und warten können, ohne doch seinen Zweck zu erreichen. Deshalb brauchte er nun seine Schultern, zwängte sich in den Treppenaufgang hinein und ließ sich bis zum oberen Flur hinaufschieben. Dort war der Raum freier; in Gruppen standen Ritter, Priesterbrüder, Soldhauptleute, Bürgermeister und Ratmannen von verschiedenen Städten, die allerhand Anliegen an den Meister hatten, Withinge mit Botentaschen, Kämmerer und Hofleute. Die Türen zu den Gemächern des Hochmeisters waren belagert, immer drei und vier zu gleicher Zeit begehrten Einlaß; aber die Lanzenknechte hielten Ordnung und sorgten dafür, daß nicht mehr Leute in die Vorzimmer hineingehen durften, als sich daraus entfernten. Als Heinz endlich an die Reihe kam, half es ihm doch wenig, einige Schritte vorzudringen. Es hieß, die Gesandten des Königs von Ungarn, der Großgraf Nikolaus von Gera und der edele Stibor von Stiborzig seien beim Herrn Hochmeister und die Unterredung werde vermutlich lange dauern. Ihr Gefolge stand da in fremdartigen Trachten. Ein Hauskomtur suchte die Zudrängenden so viel als möglich abzufertigen, indem er sie anhörte und an die Ordensbeamten wies, die Geschäften ihrer Art vorstanden. Heinz wurde bedeutet, daß heute nicht die mindeste Aussicht sei, beim Hochmeister vorgelassen zu werden; er solle aber seine Briefe auf den Tisch legen, so werde er sie gelegentlich hineinschaffen. Das schien dem Junker zu unsicher.

Ein alter Ordensbruder nahm sich seiner an und wollte ihn am nächsten Tage dem Hochmeister zuführen.

Es war noch früh, auf die Vorlassung zu warten. Bruder Wigand zeigte seinem jungen Freunde die Bibliothek des Schlosses, in der sich gegen fünfzig geschriebene Bücher geistlichen und weltlichen Inhalts befanden, ein Schatz, den Junker Heinz schwerlich nach seinem vollen Werte zu würdigen verstand. Dann zeigte er ihm, daß er als ältester Herold die Anfertigung der Fahnen zu beaufsichtigen habe,

und gestattete seine Begleitung nach dem Raume der Vorburg, in welchem die Maler arbeiteten. Da waren zwei große seidene Fahnen mit des Hochmeisters Wappen schon fertig ausgehängt: sie zeigten auf weißem Grunde ein goldenes Kreuz mit schwarzen Rändern, an den Spitzen erweitert; mitten darauf lag ein goldenes Kreuz mit schwarzem Adler; die dem Fahnenstock abgewandte Seite des Tuches war zweimal geschlitzt. Prächtig glänzte die Goldstickerei. Ebenso kostbar waren vier kleinere Banner des Meisters hergestellt. Mehrere andere von Leinwand wurden mit des Meisters Wappen in Gold bemalt, eine größere Zahl begnügte sich mit einfacher Malerei in Farbe. Tücher, die bereits benutzt und verblichen waren, wurden sorgfältig übermalt. Die Arbeiter bewiesen viel Geschicklichkeit in ihrer Kunst; es waren, wie Bruder Wigand erzählte, dieselben, die auch im Kapitelsaal die großen Figuren aus der Heiligengeschichte auf die dreieckigen Wandabschnitte zwischen den Gewölbebogen künstlich aufgetragen hatten.

Im Vorbeigehen wurde dem Gießmeister Ambrosius aus Nürnberg im Gießhause ein Besuch abgestattet. Er verstand die Kunst, das Metall zu mischen und Geschütze in einer Größe herzustellen, wie man sie bisher nicht für möglich gehalten hatte. Freilich war es ihm noch nicht gelungen, den Guß aus einem Stück zu formen, aber er brachte die Teile geschickt und fest zusammen, so daß ein Springen bei angemessener Pulverladung nicht zu befürchten war. „Alle Ballisten und Katapulten und wie die Wurfmaschinen sonst heißen mögen, sind dagegen Kinderspiel," sagte er. „Mit zehn solcher Röhren will ich mir's wohl übernehmen, die festeste Mauer niederzuwerfen, und das aus einer Entfernung, wo auch kein Pfeil oder Schleuderwurf von den Zinnen her treffen soll."

„So sind auch unsre Schlösser nicht mehr sicher," meinte Wigand, „wenn der Polenkönig sich ähnliches Geschütz zu schaffen weiß."

Der Nürnberger zog die Achseln. „Es ist so," antwortete er. „Aber die Kunst, so große Stücke zu gießen, ist noch ein Geheimnis weniger Werkmeister, und die Kosten sind

ſo groß, daß nur ſehr reiche Fürſten ſie aufbringen können. Auch hat's erhebliche Schwierigkeiten, ſo ſchwere Maſſen von einem Ort zum andern zu bewegen, da die Räder der Wagen den Druck nicht aushalten oder auf ſchlechten Landſtraßen ſo tief einſinken, daß den Zugtieren die Kraft verſagt. Wäre das nicht zu bedenken, ſo könnten wir leicht noch mächtigere Röhren zuſammenſchweißen."

Die erſte Schlacht bei Tannenberg.

(Ernſt Wichert, Heinrich von Plauen. 1. Band.)

Es war eine ſchreckliche Nacht, die vom vierzehnten zum fünfzehnten Juli. Ein furchtbarer Sturm erhob ſich und brauſte über die Ebene dahin, mit immer heftigeren Stößen gegen die beiden feindlichen Lager anſtürmend, als wolle er ſie wegfegen vom Erdboden. Die Pflöcke wurden aus dem Boden geriſſen, die Zelte weit fortgetrieben, die Stangen zerbrochen. Der Himmel füllte ſich mit ſchwarzen Wolken, daraus zuckten von allen Seiten feurige Blitze, plötzlich die grauſe Finſternis über der Erde erhellend, Regenſtröme ſtürzten vom Sturme gepeitſcht nieder und überſchwemmten das Land. Entſetzt ſprangen die Krieger auf, die ſich nach den Marſchmühen des Tages zur Ruhe gelegt hatten; über kein Auge kam auch nur eine Stunde Schlaf.

Mit Morgengrauen brach das Ordensheer auf. Das Lager bei Frögenau blieb ſtehen. Die Kriegsſcharen marſchierten dem Dorfe Grünwalde zu. Von dort, aus mäßiger Höhe, konnte man über eine flache Talmulde hin drüben am Rande des Gehölzes die Vorpoſten Witowds erkennen.

Mit dem Rücken gegen Grünwalde gekehrt hatte der Meiſter vor ſich ein weites, ödes Feld, braune Heide zwiſchen fernem Gehölz. Links lag das Dorf Tannenberg auf einer ſanften Erderhöhung, die ſich nach rechts mit mancherlei Unterbrechungen bis zu einem Wäldchen fortſetzte. Dahinter, noch mehr rechts, lagen die Dörfer Schönwäldchen und Seemen an den ſumpfigen Ufern

des Semnitzflusses und des großen Damerau-Sees. Die Entfernung zwischen Dorf Tannenberg und dem Walde mochte 5000 Schritt und mehr messen. Dort stellte der Meister, bis gegen die Absenkung vorrückend, sein Heer in zwei Treffen hintereinander auf. Kleine Korps zur Beobachtung des Feindes, wenn derselbe etwa eine Umgehung versuchen sollte, schob er links über Tannenberg und rechts über den Wald hinaus. Eine Reserve postierte er in drei kurzen Linien vor das Dorf Grünwalde und hinter das zweite Treffen. Eine kleinere Abteilung wurde bei Seemen hinter den Semnitzfluß gelegt, für alle Fälle den dortigen Übergang zu decken. So stand nach einigen Stunden das Heer in Schlachtordnung und erwartete den Angriff. Die Banner und Fahnen flatterten in dem noch immer scharfen Winde. Vor das erste Treffen war das schwere Geschütz aufgepflanzt, wo irgend eine Erhöhung des Erdbodens seine Wirkung zu verstärken versprach. Der Hochmeister aber, in strahlender Rüstung ritt die langen Linien auf und ab mit zahlreichem Gefolge von Rittern, Knappen und Hauptleuten, überall freundlich grüßend und ermunternd.

So stand das Herr schon lange in Schlachtordnung, als die Polen erst drüben auf den Höfen am Marenseфluß und Lauben-See und in den Gebüschen und Waldlichtungen bemerkbar wurden. Der König war vor Tagesanbruch aus seinem Lager bei Gilgenburg aufgebrochen, brauchte aber viele Stunden Zeit, sich mit dem Litauerheer Witowds zu vereinigen. Auf Sieg hoffte er nicht. Heimlich hatte er Befehl gegeben, auf allen Stationen Pferde für ihn bereit zu halten, wenn es zu eiliger Flucht käme. Auf der Höhe vor dem Lauben-See, seitwärts vom Dorfe Faulen, war für ihn ein großes und prächtiges Zelt aufgeschlagen. Darin stand ein Betstuhl mit kostbarem Kruzifix. Ein Kissen von rotem Samt war davor auf die Erde gelegt, und auf demselben kniete der König Jagello fast unablässig, mit krampfhaft gefalteten Händen Gebete murmelnd.

Ungeduldig mahnte ihn der Litauerfürst, mit dem Kampfe zu beginnen, aber Jagello konnte zu keinem Entschluß kommen. Die Schlacht wäre für Polen verloren gewesen, wenn der Hochmeister die Zeit benutzt hätte. Drei Stunden stand schon sein Heer, und der Mittag nahte heran. Von allen Seiten bedrängte man ihn, daß er den Feind überfallen sollte, aber unwillig wies er den Vorschlag zurück. „Es ziemt uns nicht," sagte er, „zu kämpfen wie wilde Horden und den Feind anzufassen, ehe er gerüstet dasteht". Da sandte der Ordensmarschall dem Polenkönig zwei Herolde, die ihm zwei blanke Schwerter als Aufforderung zum Kampf überreichten.

Der Sturm hatte sich gelegt. Um die Mittagszeit standen nur noch vereinzelte Wölkchen am Himmel; die Sonne brannte auf das Tannenberger Feld nieder. Unter der stechenden Hitze litten die gepanzerten Männer und Pferde unsäglich. Mit seinen Litauern auf dem rechten Flügel begann Witowd den Angriff. Sofort legten auf den Anhöhen drüben die Stückknechte die brennenden Lunten an die Geschützrohre. Die Blitze zuckten, und wie Donner rollte es durch die Talmulde. Aber so groß der Lärm war, so gering zeigte sich die Wirkung der Kugeln beim Feuern von der Höhe. Die schweren Rohre konnten nicht gut nach der Tiefe gerichtet werden, und nach jedem Schusse gehörten viele Menschen dazu, das Geschütz, dem eine Unterlage auf Rädern fehlte, wieder in die frühere Lage zu bringen. Deshalb gab der Hochmeister Befehl, das Feuern einzustellen und ließ die Trompeten zum Angriff blasen.

Mit freudigem Kriegsruf antworteten seine mutigen Scharen und stürzten sich dem Feinde entgegen, der mit wildem Geschrei heraneilte. Auf der Ebene stießen beide Heere in mächtigem Anprall gegeneinander. Die Lanzen splitterten, die Schilde barsten, die Schwerter blitzten im Sonnenlicht, die Eisenpanzer klirrten unter der Wucht der Hiebe, die Pfeile zischten durch die Luft. Weithin hörbar war das Schlachtgeschrei der Kämpfenden. Rosse und Menschen wälzten sich niedergeworfen und blutend am

Boden. Mit Tapferkeit und Wut wurde gekämpft. Der Hochmeister ließ Verstärkungen heranholen. Da glaubten sich die Litauer, Russen und Tataren verloren und wandten sich zur Flucht, die Polen mit sich reißend. In wilder Hast geht's den sumpfigen Ufern des Marenseflusses zu, das Ordensheer mit fliegenden Fahnen und lautem Siegesgeschrei hinterdrein. Vergebens stellte sich Witowd den Fliehenden entgegen und schlug die Vordersten nieder; das ganze Polenheer war auf der Flucht. Das große polnische Reichspanier mit dem weißen Adler sank in den Staub und wurde fortgeführt von den Rittern. Da jubelten die hochmeisterlichen Scharen, und er selbst hub an zu singen: „Christ ist erstanden". Die nächsten seiner Umgebung stimmten ein, und bald erscholl mächtig auf der ganzen Linie der Siegesgesang.

Zu früh war der Jubel. Feindliche Scharen sammelten sich und wandten sich gegen das Ordensheer. Sogar Jagello wagte sich in den Kampf. So gewaltig war ihr Ansturm, daß die Reihen der Deutschen ins Wanken gerieten. Schon lagen Tausende von ihnen am Boden, als die Getreuen des Hochmeisters ihm zum Rückzug rieten. Da legte Ulrich von Jungingen die Hand mit dem Eisenhandschuh aufs Herz, und schüttelte unwillig das schöne Haupt. „Das soll, so Gott will, nicht geschehen," antwortete er mit bewegter, doch fester Stimme; „denn wo so manch braver Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten". So zog er auf seinem schneeweißen Rosse in prächtiger Rüstung, die Lanze auf den Steigbügel gestützt, mitten in einer glänzenden Schar von Gebietigern und Rittern den Fähnlein voran gegen den andringenden Feind.

Da schien Nikolaus von Renys, dem Bannerführer vom Kulmer Land, die Zeit gekommen, seine Feindschaft gegen den Orden zu zeigen und den Polen einen Dienst zu erweisen. Er senkte das kulmische Banner mit den rotgeflammten Linien und dem kleinen schwarzen Kreuz darüber. Auch andere Banner wurden unterdrückt, und es entstand eine Stockung und Rückwärtsbewegung. Die

wenigsten wußten, was es war, und viele nahmen es als Zeichen zur Flucht. Voll Zorn und Schmerz sah sich der Hochmeister um. Mit seinen letzten Getreuen ritt er gegen den Feind.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann. Hageldicht fielen die Schwerthiebe, Eisenhüte und Stahlschienen zu brechen. Mit wenigen Begleitern ist der Hochmeister allen voran. Einer nach dem anderen fällt, und von zwei Geschossen auf die Stirn und in die Brust getroffen, stürzte auch er vom Streitroß zu Boden.

Die Polen erhuben ein wildes Siegesgeschrei. Die nächsten sprangen vom Pferde, lösten ihm den kostbaren Kriegsmantel und brachten ihn dem König als Siegesbeute. Aber den überkam ein Zittern der Furcht vor dem toten Löwen, und kein heuchlerisches Wort wollte über seine Lippen. Witowd aber, der tapfere Mann, ließ sein Schwert in die Scheide gleiten und sagte: „Unsere Arbeit ist getan. Gelöst ward mein Schwur. Nie mehr erhebt sich der Orden von diesem jähen Fall. Sein Meister aber ist gestorben wie ein Held. Ehre seinem Andenken auch bei seinen Feinden".

600 Brüder und 40 000 andere Krieger vom Ordensheer lagen erschlagen. Nur drei Comture waren übrig geblieben. Diese sammelten die Reste des Heeres und führten es kämpfend zurück.

Zufrieden mit ihrem Erfolge hatten die Polen das Lager des Ordens geplündert. Viele Hunderte von Wagen fielen ihnen in die Hände. Auch auf dem Schlachtfelde war die Plünderung in vollem Gange; alles, was brauchbar, wurde den Erschlagenen genommen. Die Leiche des Hochmeisters ließ Jagello aufsuchen und zur Schau neben sein Zelt legen. Dann sandte er sie nach der Marienburg, wo sie in der St. Annenkapelle bestattet wurde. Nach mehreren Tagen zog der König ab und führte sein Heer plündernd über Hohenstein, Osterode, Preußisch-Mark und Christburg der Marienburg entgegen.

Ein Meiſterſchuß.

(Ernſt Wichert, Heinrich von Plauen. 1. Band.)

Die unglückliche Schlacht von Tannenberg war geſchlagen. Die Reſte des Ordensheeres hatten ſich in des Ordens Haupthaus, die feſte Marienburg an der Nogat geflüchtet. Wladislaus Jagello, der Polenkönig und ſein Vetter Witowd von Litauen, rechneten kaum noch auf ernſtlichen Widerſtand. Überall vor ihnen her hatten ſich Burgen und Städte ergeben, die Landesbiſchöfe ſich beeilt, ihnen zu huldigen. Sie meinten, nur mit ihrem mächtigen Heere vor der Marienburg erſcheinen zu dürfen, um der ſofortigen Übergabe gewiß zu ſein. Darin täuſchten ſie ſich. Die Vorhut fand die Brücke über die Nogat abgebrochen, die Stadt niedergebrannt und rings um die Burg glühende Aſchenhaufen, die keine ſchnelle Annäherung geſtatteten. Auf den Mauern aber und hinter den Zinnen ſtanden Männer im Harniſch; aus den niedrigen Bogenöffnungen der Wehrgänge blickten drohend die Eiſenköpfe der Kanonen; überall waren die Tore feſt geſchloſſen, die Fallbrücken aufgezogen.

So mußten der Polenkönig und ſein Verbündeter ſich zu langwieriger Belagerung der Feſte anſchicken. Doch ſchon nach kurzer Zeit machte ſich der Mangel an allem Notwendigen geltend. Jagellos und Witowds vereinigtes Heer war zu groß, um auf einer Stelle gehörig verpflegt werden zu können. Dazu wüteten Krankheiten unter dem Kriegsvolk, das wochenlang unter freiem Himmel lagern mußte. Tauſende raffte die Ruhr hin.

Da wurde der König beſorgt und fing an, viel mit ſeinen Biſchöfen und Kaplänen zu knien und zu beten, damit Gott ſich nicht von ihm wende. Es wurde ihm aber wenig Troſt und Beruhigung davon; denn in ſeinem abergläubiſchen Herzen hatte eine ſonderbare Vorſtellung Gewalt über ihn gewonnen. Das große Bildwerk der Jungfrau Maria mit dem Jeſuskinde in der äußeren Chornische der Marienkapelle, das über die Stadt hinaus in das weite Land blickte, konnte er in ſeinem farbigen Glanze

nicht leuchten ſehen, ohne von tiefem Neide ergriffen zu werden, daß der Orden einen ſo ſichtbaren Schutz habe. Dieſer Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht. Zuletzt gab er ihm ſogar in einer Verſammlung ſeiner Kriegsoberſten Worte: „Unſere Kugeln und Schleudersteine ſind auf jener Seite machtlos“, ſagte er geheimnisvoll, „denn die Jungfrau wehrt ſie für die Belagerten ab oder macht ſie unſchädlich. Glaubt mir, ſolange das Bild dort mit der Goldkrone auf dem Haupte ins Land hinausſchaut, iſt all unſer Mühen vergeblich. Sie beten zu ihm, und die Jungfrau ſorgt im Himmel dafür, daß Gott uns nicht erhört!“

Das vernahm des Königs erſter Büchſenmeiſter, ein gewalttätiger und abergläubiſcher Menſch, den es ſchon lange gekränkt hatte, daß ſeine Schießkunſt ſo geringen Erfolg hatte. Nun meinte er wohl zu wiſſen, worin der Grund zu ſuchen ſei. Immer hatte er ſeinen Stückknechten aufgegeben, die Kirche und beſonders das Heiligenbild zu ſchonen. Jetzt ſah er ein, wie ſie er ſich durch dieſe falſche Rückſicht geſchadet hatte und meinte, ſeines Königs Beſorgniſſe leicht beſeitigen zu können.

So ließ er ſich denn von einem Prieſter Abſolution erteilen und ſtellte eine mächtige Steinbüchſe gerade gegenüber dem Chorabſchnitte der Marienkapelle und dem wundertätigen Bilde auf. Den Schützen, die ihm zur Hand gingen, wurde bange; denn ſie mußten wohl merken, was er vor hatte, und ſie warnten ihn ernſtlich. Aber er lachte darüber und ſagte: „Ihr ſollt ſehen, ihr Narren, daß das Ding von Stein und Ton zuſammengeklebt iſt und in Staub zerfällt, ſobald meine Kugel dagegen fliegt. Wenn aber die Krone am Boden liegt, wird des Ordens Widerſtand ein Ende haben und der König in die Burg einziehen. Ruft herbei, ſo viele mit eigenen Augen ſehen wollen, was geſchieht. Manchen guten Schuß habe ich in meinem Leben getan: dieſer aber wird mein Meiſterſchuß ſein. Wenn der König mir einen reichen Lohn zahlt, ſollt ihr nicht leer ausgehen.“

Da lief die Kunde von dieſem ungeheuerlichen Vorhaben durchs Lager, und eine große Menſchenmenge ſammelte ſich um die Steinbüchſe. Es hieß, der König habe den Schuß befohlen, und es ſei ihm in der Nacht durch einen Engel offenbart worden, daß er in der Burg einziehen werde, wenn er das Steinbild in der Niſche niederwerfen und in das Chor der Kapelle eine Breſche ſchießen laſſe. Die einen ſchüttelten furchtſam den Kopf dazu, die andern meinten, es habe ſich ergeben, daß die Ritter mit dem Bilde Abgötterei getrieben hätten und deshalb vom Papſt in Rom verflucht ſeien. Es wäre daher ein gutes und gottgefälliges Werk, dieſe Sünde von der Welt zu tilgen. Der Büchſenmeiſter kümmerte ſich um dieſe Reden und die ängſtlichen oder neugierigen Geſichter der Umſtehenden nicht ſondern ſchüttete grobkörniges Pulver in ein Säckchen, mehr als das doppelte Maß von dem, was ſonſt zu einem kräftigen Schuß gehörte, packte es feſt zuſammen und ſchob es in die weite Öffnung des Rohrs, ſoweit ſein nackter Arm reichte. Dann half er mit einer Stange nach, die unten einen Holzkloben hatte und ſtampfte dreimal feſt auf. Darauf wählte er unter den Steinkugeln am Boden die ſchwerſte und glatteſte, rollte ſie zwiſchen den Händen und warf ſie prüfend in die Luft, ob ſie beim Falle auf die Erde zerſpringen würde. Sie bewährte ſich und wurde in die Büchſe geſchoben und mit einen Graspfropfen feſtgehalten. Nun ſtellte er ſich an das Kopfende und richtete nochmals ſcharf.

Geſpannt blickte die Menge bald auf ihn, bald auf das Bild. Da rief einer: „Das Chriſtuskind hat die Hand aufgehoben und mit dem Finger gedroht! Laß ab, Meiſter!“ Ein anderer äußerte ängſtlich zu den Nachbarn: „Seht, ſeht, die Jungfrau bewegt zornig die Augen!“ Einige ſtimmten bei, andre ſtritten. Man war in allgemeiner Aufregung; die meiſten hätten gewünſcht, der Schuß wäre unterblieben.

Indes ſchüttete der Büchſenmeiſter, ohne ſich beirren zu laſſen, feines Pulver auf die Platte um das Zündloch und ſtellte einen Blechreiter gegen den Wind, daß es nicht herausgeweht werde. Dann ließ er ſich die brennende

Lunte reichen, klopfte ſie ab, rief ein weithin hörbares „Nun gebt acht!“ und brachte die feurige Kohle vorſichtig von hinten her ans Pulver.

Eine Sekunde lang herrſchte atemloſes Schweigen. Dann gab's einen entſetzlichen Knall, wie man ihn noch nie von einer Steinbüchſe vernommen hatte. Eine gewaltige Pulverwolke hüllte das Geſchütz ein und wurde nur langſam vom Winde fortgetragen. Unverſehrt ſtand das Marienbild; mit mildem Ernſt wie ſonſt, lächelte die Jungfrau zu dem Kinde auf ihrem Arm hinab. Das Rohr aber war geborſten und abgeſprengt. Mit geſchwärztem Geſicht und verbranntem Haar lag der Büchſenmeiſter auf dem Boden, deckte die Hände über die Augen und wimmerte kläglich.

Einige von ſeinen Knechten hoben ihn auf und trugen ihn fort. „Um Himmels Willen, was iſt Euch geſchehen, Meiſter?“ fragten ſie. „O meine Augen, meine Augen,“ rief er jammernd, „ich bin blind!“

Da erfaßte die Menge Furcht und Entſetzen. Viele ſanken auf die Knie, erhoben die Hände zu dem Bilde und beteten um Vergebung ihrer Sünden. Die meiſten flüchteten eiligſt und trugen durch das Lager die Schreckenskunde, der Büchſenmeiſter des Königs ſei mit Blindheit geſchlagen, weil er ſich an der Mutter Gottes verſündigt habe.

Auch Jagello erfuhr, was geſchehen war. Er riß ſein Gewand über der Bruſt auf und rief: „Weh' uns, das iſt eine üble Vorbedeutung! Nun werden unſre Feinde hohnlachen, unſere Freunde aber mutlos werden. Betet, betet, daß noch Schwereres von uns abgewandt werde.“

Er gelobte, der heiligen Jungfrau eine Kirche zu bauen, ſo prächtig, wie ſie noch nie in einer gethront habe, wenn ſie den Frevel ſeines vorwitzigen Dieners gnädig verzeihen wolle. Aber er glaubte ſelbſt nicht an ſolche Gunſt, und ihm zitterte das Herz wie die zum Schwur erhobene Hand.

In der Burg wußte man bald, was vorgegangen war, und auch hier ſah man's als ein Wunder an, daß der Schuß auf das Muttergottesbild ſich gegen den frechen

Schützen selbst entladen und ihm für immer das Licht der Augen geraubt hatte. So wuchs das Vertrauen auf die gute Sache. Das Kriegsvolk verlangte nun selbst, zu Ausfällen vor die Tore hinausgeführt zu werden, und so weit drangen diese Rennhaufen in des Königs Lager ein, und so verbissen war ihr Kampf mit dem zwar entmutigten, aber noch immer übermächtigen Feinde, daß die anführenden Ritter und Hauptleute oft große Mühe hatten, sie wieder hinter die Mauern zurückzubringen.

Der Hungerkrieg.

1414.

(Josef Buchholz, Abriß einer Geschichte des Ermlandes.)

Kaum war der Friede nach der Tannenberger Schlacht geschlossen, so erklärte Polen am 18. Juli 1414 von neuem den Krieg. War Ermland im ersten Kriege noch glimpflich davongekommen, so hat ihm dieser Krieg unheilbare Wunden geschlagen. Über das Schlachtfeld von Tannenberg zog das polnische Heer und nahm Neidenburg und Hohenstein. Von hier sollte es nach Marienburg gehen, da aber die Drewenz unpassierbar war, ergoß sich der ganze feindliche Menschenschwarm in das Ermland. Allenstein fiel, und der polnische Ritter Derslaw von Wlostowicze besetzte das Schloß. Die Stadt, sämtliche Dörfer, Güter, Gehöfte und Mühlen wurden in Asche gelegt, die Kirchen ganz ausgeplündert. Die Reihe kam dann an Guttstadt, das die Bürger verlassen hatten. Die Stadt mit Ausnahme der Kirche ging in Flammen auf, ebenso alle Dörfer, Gehöfte und Mühlen, außer drei. Auch ein Schloß des Bischofs und drei Pfarrkirchen wurden verbrannt, alle Kirchen gänzlich ausgeraubt. Von Guttstadt wälzte sich der Schwarm nach Heilsberg. Hier ließ sich endlich ein Ordensheer sehen. Der Komtur von Brandenburg warf sich in das Schloß und hielt es. Der Ordensmarschall überfiel eine abseits plündernde polnische Abteilung und vernichtete sie. Auf Bitten des Bischofs blieb die Stadt verschont, aber in der Umgegend ging wieder alles in

Flammen auf; nur zwei Mühlen blieben ſtehen. Der Orden, zu ſchwach, dem Feinde in offener Schlacht entgegenzutreten, beſchränkte ſich darauf, die Flußübergänge zu verteidigen. Aus dem Niederlande, d. h. dem Gebiete an der Haffküſte zwiſchen Braunsberg und Königsberg, waren alle Bewohner mit ihrer Habe nach Königsberg geflüchtet, der Feind ſollte aus Mangel an Lebensmitteln genötigt werden, das Land zu verlaſſen. Und der Erfolg entſprach der Erwartung. Der „Hungerkrieg“, wie ihn die Polen nennen, mußte ſchließlich deswegen beendigt werden. Da der Großkomtur den Feind am Überſchreiten der Alle hinderte, ſo ergoſſen ſich die feindlichen Maſſen wieder zurück ins Ermland und überſchwemmten es nach allen Seiten hin. Schrecklich erging es den Städten Seeburg, Wartenburg, Biſchofsburg nebſt ihrer Umgebung, wo alles verbrannt wurde. Am beſten kam das Amt Biſchofſtein weg, wo nichts, und das Amt Röſſel, wo nur drei Dörfer verbrannt wurden. Wormditt wurde verſchont, die Kirche nicht geplündert, in der Umgebung aber gehauſt wie überall. Im Mehlſackſchen ging es am ſchlimmſten zu; die Stadt, alle Ortſchaften und fünf Pfarrkirchen der Umgegend wurden verbrannt. Von dem Greuel im Mehlſackſchen berichtet der Chroniſt: „Die Unchriſten hieben den Bildern die Köpfe ab, zerſchlugen ſie und verbrannten die Kirchen; und was ſie an Bosheit mochten getan haben an Jungfrauen und Frauen, das dürfte nicht zu wenig ſein. Die Kinder durchſtachen ſie wie Ferkel und traten ſie unter die Füße.“

Beſonders waren es die Tataren, welche ſich an den Qualen ihrer zu Tode gemarterten Opfer in viehiſcher Freude weideten. Wenn wir zu dieſer Nachricht des Chroniſten noch dazu nehmen, was wir von dem Einfalle der Tataren in Maſuren im Jahre 1656 wiſſen, wo ſie die am Speere zappelnden Kinder zu allgemeiner Freude umhertrugen, Männer aufſpießten und bei lebendigem Leibe über dem Feuer brieten, ſo können wir uns ein ungefähres Bild machen, wie ſie anno 1414 in Ermland gehauſt haben mögen. Schließlich war es den Polen ge-

lungen, sich in die Niederlande zu werfen, wo die menschenleeren Städte eingeäschert wurden. Da eine Belagerung Königsbergs aussichtslos schien, so wurde über Braunsberg der Rückzug ins Oberland angetreten. Braunsberg blieb, da schon Friedensverhandlungen eingeleitet waren, verschont. Dann wurde Pr. Holland belagert. Von hier aus ging eine Reiterabteilung nach Frauenburg, wo allein im Bistum noch etwas zu holen war. Dom und Stadt wurden geplündert, die ganze Stadt samt den Pfarrkirchen verbrannt. Holland hielt sich, und da der Feind aus Mangel an Lebensmitteln nirgends lange bleiben konnte, so mußte er die Belagerung aufgeben und nach Strasburg abziehen. Inzwischen hatte der Ordenskomtur, welcher Heilsberg besetzt hatte, das Schloß zu Allenstein erobert und von hier aus einen Streifzug nach dem polnischen Herzogtum Masovien gemacht, wo er zur Vergeltung durch Raub und Brand alles verwüstete. Im polnischen Heere aber begann Hunger und Ruhr die Reihen zu lichten. Daher war es beiden Parteien gleichmäßig erwünscht, als Kaiser und Papst sich ins Mittel legten und Frieden geboten. So nahm wohl auch dieser Krieg wieder für Polen ein klägliches Ende, das Ermland aber war verwüstet. Der Himmel rötete sich vom Widerschein der brennenden Städte und Dörfer. In den wenigen Wochen, welche der Verwüstungskrieg gedauert hatte, war dem Bistum ein Gesamtschaden von 552 953 preußische Mark zugefügt worden. 1371 Menschen waren ermordet. Im Lande herrschte unbeschreibliches Elend, welches auch der Friede nicht lindern konnte. Getreide, Futter, kurz alles zum Leben Notwendige, war vom Feinde weggenommen oder vernichtet worden. Es kam auch keine Zufuhr aus anderen Ländern. Weil der Hochmeister in seiner beständigen Geldverlegenheit die Münzen verschlechtert hatte, wollte kein Kaufmann mehr Waren nach Preußen einführen. Zur Hungersnot gesellte sich Obdachlosigkeit, da Städte und Dörfer verbrannt waren. Die Blütezeit von Preußen und Ermland war vorüber; es begannen nun die Zeiten des Niederganges.

Nikolaus Kopernikus.

(Nach J. Haſſenſtein, Aus fünfzehn Jahrhunderten.)

Das Kopernikus-Denkmal in Thorn erinnert daran, daß der berühmte Sternkundige ein Kind Weſtpreußens war. Aber auch Oſtpreußen hat Teil an ihm, da er als Domherr eine Zeitlang auf dem Allenſteiner Schloſſe ſeinen Wohnſitz hatte.

Da erinnern an ihn die jetzt noch außen ſichtbaren Meridiane, welche die Räume andeuten, in denen er einſt beſcheiden gewohnt hat. Ihm verdankte die Stadt Allenſtein ihre erſte Waſſerleitung. Bei der Legung der Röhren zu der jetzigen Waſſerleitung im Jahre 1899 ſtieß man noch auf die wohlerhaltenen hölzernen Röhren, mit denen Kopernikus vom Röhrenteich auf dem Andreasberg, unweit des jetzigen Waſſerturmes, gutes Waſſer in die Stadt leitete.

Von dem großen runden Schloßturm aus hat er wohl manches Mal die Geſtirne des Himmels beobachtet und iſt hier zu ſeinem in aller Welt anerkannten Kopernikaniſchen Weltſyſtem gekommen. Es beruht darauf, daß der berühmte Aſtronom im Gegenſatz zu den Lehren aller anderen bedeutenden Sternkundigen von der Annahme ausging, die Sonne, ein Fixſtern, bilde den Mittelpunkt unſeres Weltſyſtems, die Erde dagegen, ein Planet, bewege ſich um ihre eigene Achſe und mit den anderen Planeten um die Sonne in verſchiedenen Zeiträumen und verſchiedenen großen Bahnen. So wurde der Allenſteiner Domherr ohne Hilfe künſtlicher Ferngläſer, die erſt 100 Jahre ſpäter erfunden wurden, der Begründer eines neuen Lehrgebäudes in der Aſtronomie.

Wie in der Wiſſenſchaft, ſo war Kopernikus auch als Menſch ausgezeichnet. Neben großer Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit war er von unerſchütterlicher Rechtlichkeit. Jeder Ungerechtigkeit im kleinen wie im großen trat er unerſchrocken und rückſichtslos entgegen. Seine Menſchenfreundlichkeit war ſo groß, daß er als Arzt — denn auch in der Arzeneikunde hatte er hervorragende

Kenntniſſe und darin zu Padua den Doktortitel erworben — jedem Armen, der an ihn herantrat, die ſelbſt bereitete Arzenei unentgeltlich verabfolgte.

Er ſtarb in Thorn am 11. Juni 1545 im 71. Lebensjahre. Seine von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift lautete: „Nicht flehe ich um gleiche Gnade, wie ſie Paulus empfing oder wie ſie Petrus zuteil ward, ſondern wie du ſie am Kreuze dem Schächer gewährteſt.“

Der Reiterkrieg.

1519—1525.

(Joſef Buchholz, Abriß einer Geſchichte des Ermlandes.)

Der Orden hatte die Hälfte ſeines Landes an Polen verloren und war ſogar in dem ihm verbliebenen Teil von Polen abhängig. Das gefiel beſonders nicht den alten Ordensrittern, welche den Orden noch auf der Höhe ſeiner Macht geſehen hatten. Man wollte die polniſche Herrſchaft abſchütteln und die verlorenen Gebiete erobern. Darum wurden Hochmeiſter aus mächtigen Fürſtenhäuſern gewählt, ſo im Jahre 1511 der 21jährige Markgraf Albrecht, der zugleich ein Schweſterſohn des Königs Sigismund I. von Polen war. Albrecht hatte gehofft, ſein Oheim werde ihm den Lehnseid erlaſſen, und dieſer glaubte, in ſeinem Neffen einen treuen Vaſallen zu finden. So war ein neuer Krieg in Ausſicht. Der Hochmeiſter warb Bundesgenoſſen im Reiche, in Dänemark und bei ruſſiſchen Fürſten. Im Jahre 1516 ſtand er gerüſtet. Ermland und Weſtpreußen ſollten verwüſtet werden, um den Polen ein Vordringen ins Ordensland unmöglich zu machen. Schon vor der Kriegserklärung fielen Abteilungen des Ordensheeres ins Ermland und das polniſche Preußen raubend und plündernd ein. Da ſah ſich der Biſchof von Ermland gezwungen, mit dem Hochmeiſter einen Vertrag abzuſchließen, aber gerade dadurch wurde er ein Feind Polens. Sigismund befahl die Beſetzung Ermlands,

um von hier aus den Krieg mit dem Orden zu führen. Dem ſuchte der Hochmeiſter zuvorzukommen und beſetzte am 1. Januar 1520 Braunsberg.

Am Neujahrstage, bei dunklem ſtürmiſchen Wetter, kam er mit nur geringer Mannſchaft früh um 7 Uhr am Tore an. Die Bürger waren gerade in der Kirche und nur ein Mann am Tore. Der verſuchte die Zugbrücke aufzuziehen, aber es gelang nicht mehr. Der Hochmeiſter ritt durch das Tor auf den Markt, nahm Stadt und Schloß ohne Schwertſtreich und ließ ſich huldigen. Acht Tage ſpäter nahmen ſeine Krieger Frauenburg, plünderten und verbrannten die ganze Stadt mit Ausnahme des Kloſters, weil die Mönche ihm gehuldigt hatten. Indeſſen war ein polniſches Heer, zum Teil aus Tataren beſtehend, ins Ordensland eingefallen. Soldau wurde erſtürmt, Gilgenburg und Hohenſtein ergaben ſich, ebenſo Mohrungen und Raſtenburg. Mit 8000 Mann wurde Preußiſch-Holland hart belagert, aber die tapfere Ordensbeſatzung hielt die Stadt; 2000 Belagerer kamen um durch das Schwert, durch Hunger und Kälte. Ein anderer polniſcher Heerhaufe hatte indeſſen Oſterode und Allenſtein eingenommen. Von Mühlhauſen her hatte eine polniſche Abteilung Mehlſack beſetzt, aber ein Ordensheer rückte heran, ſtürmte die Stadt und und machte 300 Mann der Beſatzung nieder, darunter viele polniſche und böhmiſche Hauptleute. Von Pr. Holland waren Polen bis an die Mauern Braunsbergs gerückt. Nun tobten unaufhörliche Kämpfe um die Stadt, aber die Ordensbeſatzung widerſtand tapfer und hielt ſie bis zum Ende des Krieges. Schrecklich hauſten nun Polen und Tataren in der Umgegend. Die Neuſtadt und die Dörfer mehrere Meilen umher wurden geplündert und verbrannt. Beſonders bei Frauenburg wurde ſo arg gehauſt, daß viele Dörfer und Güter eingingen und das Ackerland mit Wald bewuchs. Ein böhmiſcher Heerhaufe von 400 Mann erſtürmte aufs neue Mehlſack und enthauptete acht Ratsherren. Da immer mehr Polen in die Stadt einrückten, verſuchte der Hochmeiſter den Ort in ſeine Gewalt zu bringen. Mit etwa 2000 Mann und

gutem Belagerungsgerät rückte er Anfangs März vor die Stadt. Im Osten wurde eine Bresche in die Mauer geschossen, dann die Stadt erstürmt, etwa 300 Böhmen gefangen und der Rest getötet. Nur 30 bis 40 Mann hatte der Hochmeister verloren, war aber selber verwundet worden. Am 29. April war Pr. Holland in die Hände der Polen gefallen und bald darauf Bartenstein, Friedland, Schippenbeil und Rastenburg. Eine große Heeresmasse von Polen und Tataren zog durchs Ermland, wütete furchtbar und verwüstete es völlig. Der Bischof, bald mit den Polen, bald mit dem Hochmeister haltend, verlor das Vertrauen beider und wurde von beiden als Feind behandelt. Als der Bischof einen polnischen Hauptmann wegen des wüsten Mordens und Brennens zur Rede stellte, entwortete dieser: „Die rechten Tataren erwarten wir erst; dann wird der Hochmeister wohl lernen, was ihre Kriege sind".

Kriegshilfe aus Deutschland blieb aus, und daher begann der Hochmeister Friedensverhandlungen. Nicht lange, und der Krieg tobte weiter. Mit fürchterlichen Verwüstungen verwandelten die Polen die Gegend zwischen Braunsberg und Balga in eine Einöde. Braunsberg wurde aufs neue von ihnen belagert und drei Tage lang ununterbrochen beschossen. Mit Geld und Kriegsbedarf versehen widerstand die Besatzung und brachte sogar dem Feind Verluste bei. So tobte der Kampf um Braunsberg den ganzen Sommer.

Von Rastenburg her machte der Hochmeister am 25. August einen Streifzug nach Rössel, überfiel in der Vorstadt einen Tatarenhaufen, machte 600 Mann nieder und erbeutete 700 Pferde. Um diese Zeit kam es zum Bruch zwischen dem Hochmeister und dem Bischof, und beide wurden Feinde. Mit starker Heeresmacht belagerte jener nun Heilsberg. Die Stadt aber war mit Polen und Böhmen wohl besetzt, und ihr Führer, der Landvogt und Hauptmann Georg von Pröck war ein umsichtiger Feldherr, der die Stadt wohl zu verteidigen wußte. Der Hochmeister schleuderte über 800 große eiserne und 200

Feuerkugeln in die Stadt, um sie in Brand zu schießen. Pröck aber wies die Bürger an, auf den Straßen und den Dächern der Gebäude Tonnen voll Wasser aufzustellen und bei jeder Tonne eine nasse Ochsenhaut bereit zu halten, um sie über die Feuerkugeln zu werfen und das Feuer im Entstehen zu ersticken. So mußte der Hochmeister nach sechswöchentlicher Belagerung unverrichteter Sache abziehen.

Im Winter 1521 zog ein Haufe Ordensvolk vor Guttstadt, wo eine starke polnische Besatzung lag, und beschoß die Stadt. Die Guttstädter erwiderten mit Erfolg das Feuer von dem festungsartigen Turme des Stiftes aus. Da setzten sich die Ordenstruppen durch List in den Besitz der Stadt und machten die Polen, viele Bürger und aus der Umgegend in die Stadt geflüchtete Bauern nieder. Der Hochmeister nahm noch Wormditt ein, indem er der polnischen Besatzung freien Abzug gewährte. Aber Seeburg und Wartenburg bekam er nicht, und auch nicht Allenstein, das durch Nikolaus Kopernikus verteidigt wurde.

Kaiser und Papst vermittelten nun den Frieden, und beide Parteien gingen gern darauf ein, aber während der Verhandlungen verheerten die Polen noch das Ermland auf fürchterliche Weise. Bei Rössel verbrannten sie noch die wenigen übriggebliebenen Dörfer, und auch der Ordenshauptmann von Heideck, der Heilsberg im Sturm nehmen wollte, aber zurückgeschlagen wurde, durchzog mit seiner Reiterschar raubend und brennend das Bistum. Endlich wurde am 5. April 1521 ein vierjähriger Waffenstillstand geschlossen. Die Städte waren ausgehungert und ohne Nahrungsmittel, die Dörfer verbrannt oder ausgeplündert und menschenleer. In der Nacht vom 12. zum 13. April 1522 legte eine Feuersbrunst die Stadt Heilsberg fast ganz in Asche. Als der Bischof 1523 starb, hinterließ er einer leeren Staatsschatz und ein verarmtes Land. Erst sein Nachfolger erhielt die von den Polen besetzten Städte zurück, allerdings im Zustande vollständiger Verwüstung.

Königsberger Strietzel- und Wurstumzüge.

(Gerd Damerau.)

Königsbergs Marzipan ist weit bekannt und berühmt. Daß die Königsberger einst aber auch in der Herstellung eines anderen Gebäcks sehr bewandert waren, weiß heute kaum jemand. Einem alten Brauche verdankten die Königsberger Strietzel ihr Dasein. Im Mittelalter war unter den Königsberger Fleischern die Sitte entstanden, in der stillen Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr zum Beweis ihrer Leistungsfähigkeit eine Riesenwurst herzustellen und sie am ersten Tage des neuen Jahres in feierlichem Umzuge durch die Stadt zu tragen. Zum Verzehren dieser Wurst luden die Fleischer die Bäcker zu Gaste, und diese spendeten zu dem Schmaus, um sich erkenntlich zu erzeigen, Strietzel von ebenfalls riesenhaftem Umfange.

Im Jahre 1558 maß die Wurst 198 Ellen, und 48 Personen waren nötig, um sie zu tragen. Damit hatte man aber noch keineswegs die Höchstleistung erreicht. Aus dem Jahre 1583 wird gemeldet, daß die Wurst 596 Ellen lang war und 434 Pfund wog. Eigenartig muß der Zug ausgesehen haben, als 91 Fleischergesellen die Wurst durch die Stadt zum Schloß trugen. Der erste hatte den Anfang der Wurst um den Hals geschlungen, im gleichen Abstande folgten die anderen, die die Wurst auf der Achsel trugen bis der letzte wiederum das Ende um den Hals gewickelt hatte.

Die Bäcker waren indes auch nicht müßig gewesen. Zum großen Strietzel verwendeten sie drei Scheffel Weizenmehl. Die üblichen Backöfen reichten für dieses Gebäck nicht aus, deshalb hatte man eigens zwei Backöfen gebaut, mitten hinein ein Loch gebrochen und durch dieses den Strietzel hineingeschoben, der zu gleicher Zeit in beiden Öfen gebacken wurde.

Aber überboten wurden selbst diese riesenhaften Ausmaße im Jahre 1601. Am Neujahrstage trugen die Fleischer eine 1005 Ellen lange Wurst durch die Straßen. Vor dem festlichen Zuge schritt ein mit Federn und

Bändern geschmückter Führer, der eine Fahne in der Hand trug. Ihm folgte eine Schar blasender, pfeifender und trommelnder Spielleute und dann kamen erst die „Fleischerknechte“ in ihren weißen Schürzen mit den blitzenden Schlachtmessern. Zu beiden Seiten schritten die festlich gekleideten Meister und Gesellen. Der Zug bewegte sich zum Schloß vor den Herzog, dem man 130 Ellen der Wurst schenkte. Den immerhin noch ansehnlichen Rest brachte man in den Löbenicht. Fünf Tage darauf trugen die Bäcker in einem ähnlichem Aufzuge acht gewaltige Stritzel und sechs riesenhafte Brezeln, zu denen zwölf Zentner Weizenmehl verbacken worden waren, durch die Stadt, landeten ebenfalls im Löbenicht, und hier wurde Backware und Wurst im fröhlichen Schmause von Fleischern und Bäckern verzehrt.

Der Dreißigjährige Krieg und der darauffolgende schwedisch-polnische Krieg sorgten dafür, daß dieser alte Brauch der Umzüge in Vergessenheit geriet.

Simon Dach.

(A. Strukat.)

Am 29. Juli 1605 ist Simon Dach in Memel geboren, wo sein Vater Gerichtsdolmetscher der litauischen Sprache war. Der Knabe hatte früh eine große Vorliebe für die Musik, und gern begleitete er seine Gesänge auf der Geige. Als er 14 Jahre alt war, kam er nach Königsberg in das Haus seines Onkels und besuchte die dortige Domschule, ebenso Schulen in Wittenburg und Magdeburg und endlich die Hochschule zu Königsberg, wo er Theologie studierte.

Seine erste Anstellung erhielt er im Jahre 1633 als vierter Lehrer an der Domschule zu Königsberg, und drei Jahre darauf wurde er Konrektor dieser Schule. Viel Arbeit und wenig Lohn erwarteten ihn da. Die schlechte Luft in den überfüllten und wenig gelüfteten Schulklassen schwächten seinen Körper noch mehr und brachten ihm den Keim zu seiner späteren Krankheit, der Schwindsucht. Dazu

kam noch die Begleitung der vielen Leichenzüge, die zu seinem Amt als junger Lehrer gehörte. „Frierend und gegen Wind und Wetter singend bin ich mehr denn tausendmal unter dem traurigen Halle der Domglocken den Weg gegangen, der selbst des Herkules Füße ermüden würde," sagte er. Aus Not machte Dach Gedichte und Lieder, wie man sie bei ihm bestellte, für freudige und traurige Gelegenheiten, für Hochzeiten und Begräbnisse.

Durch einige solcher Gedichte wurde der kurfürstliche Rat Robert Robertin, ein kluger, vornehmer Mann, auf ihn aufmerksam. Er nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch und brachte ihn mit klugen und verständigen Leuten zusammen. Dadurch erhielt der einsame Mann wieder neuen Lebensmut und frische Kraft zur Arbeit.

Als der Große Kurfürst 1638 Königsberg besuchte, wurde er von Dach mit einem Gedicht begrüßt, und als bald darauf an der Hochschule eine Lehrerstelle frei wurde, erhielt Simon Dach diese. Er war Professor der Dichtkunst, und diese Zeit gehört zu der schönsten seines Lebens. Mehr als 1300 Gedichte soll er in dieser Zeit verfaßt haben. Die meisten sind verlorengegangen, aber manches schöne Lied ist bis auf unsere Zeit erhalten. Eines der bekanntesten ist „Annchen von Tharau", das er in plattdeutscher Mundart dichtete. Annchen war die Tochter des Pfarrers Neander aus Tharau bei Königsberg. Sie heiratete 1633 den Pfarrer Portatius in Trempen (Kreis Darkehmen) später in Laukischken (Kreis Labiau). Zur Hochzeit seines Freundes hat Dach ihm das Lied gedichtet.

Auch treue Freunde, die ihm über manche trübe Stunde hinweghalfen, hat Dach gefunden. Außer dem vorgenannten Robertin war es der Domorganist Heinrich Alberti, berühmt als Musiker und Dichter. Von ihm haben wir die Lieder „Gott des Himmels und der Erden" und die Singweise des Liedes „Ich bin ja Herr in deiner Macht". Vor den Toren der Stadt hatte Alberti ein Gärtchen mit einer kleinen Laube, die er mit Kürbis berankt hatte. Da saßen die Freunde an manchen Sommernachmittagen bei einem bescheidenen Trunk plaudernd und musizierend zu-

sammen. Als sinnige Überraschung hatte Alberti in jeden Kürbis den Namen eines Freundes eingeschnitten und ein kleines Verslein dazu. Da hat Dach auch das schöne Lied von der Freundschaft gedichtet: „Der Mensch hat nichts so eigen". Er war bald weit berühmt; freundlich gegen jedermann, hatte er für jeden ein herzliches Wort. Wenn der Kurfürst mit seiner Gemahlin in Königsberg weilte, lud er stets den Dichter an seinen Tisch.

In Sorge um seine Familie und um diese nach seinem Tode vor Not zu schützen, bat Dach den Kurfürsten in einem kleinen Gedicht um ein Stückchen Land. Dieser schenkte ihm $10^1/_2$ Hufen vom Gut Kuykaim (Amt Kaymen). Ein halbes Jahr darauf, am 15. April 1659, starb Simon Dach nach jahrelangem Krankenlager, nachdem ihm seine besten Freunde vorausgegangen waren.

Der Tataren-Einfall in Preußen.

1656 und 1657.

(Nach verschiedenem.)

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte sich mit den Schweden verbündet, als diese im Kriege mit den Polen lagen. Die Polen beschlossen daher aus Rache einen Überfall auf Ostpreußen, dessen lange Grenze von Memel bis Soldau der Kurfürst mit seinem kleinen Heere nicht verteidigen konnte. Wohl berief die Königsberger Regierung auf Befehl des Kurfürsten ein verstärktes Landesaufgebot ein. Je 20 Bauernhufen oder 10 ganz bewohnte Stadthäuser sollten einen ausgerüsteten Mann stellen. Die Leute aber kamen widerwillig und so schlecht ausgerüstet, daß man keine großen Hoffnungen auf sie setzen konnte. Besonders die Dörfer an der Grenze machten die meisten Schwierigkeiten.

Da war es nicht zu verwundern, wenn im Herbst 1657 der Feind sich wie ein wilder Strom ins Land ergoß. Tataren waren zum Einfall ausgewählt, weil diese am besten durch Brand und Mord schrecken konnten. Unbemerkt sammelten sie sich an den Narewsümpfen, und als

der Kurfürst die Kunde von ihrem Eindringen erhielt, war es zu spät. Die wenigen preußischen Vortruppen wurden am 8. Oktober bei Prostken vernichtet. Mehr als die Hälfte fand den Tod, die Verwundeten wurden ermordet und die Gefangenen in die Sklaverei geschleppt. Schon am folgenden Tage brachen die Tataren in Lyck ein, plünderten und verbrannten die Stadt. Wer von den Einwohnern nicht geflohen war, wurde erschlagen oder nach Rußland geschleppt. Noch 40 Jahre später lagen 23 frühere Gebäude in Schutt; das war etwa der sechste Teil der Stadt. Nur das Schloß, das auf einer Insel stand, hatte sich halten können. Außer der Stadt waren ringsum noch 67 Dörfer zerstört, 221 Menschen ermordet und 2892 in die Sklaverei gebracht. Ähnlich ging es in dem Amte Oletzko zu. Da blieben nur wenige Dörfer von dem Feuer verschont. Alles Vieh, das der Feind erreichte, nahm er mit, und viele der überlebenden Bewohner starben vor Hunger in den Wäldern. Marggrabowa, das erst vor drei Jahren schwer durch Feuer gelitten, wurde am 11. Oktober verbrannt; auch nicht ein Häuschen blieb übrig. Nur wenige Nachrichten über die Verwüstungen jener Zeit sind erhalten, aber sie sind um so schrecklicher. In dem Amte Polommen sind 219 Höfe verbrannt, 768 Pferde, 2753 Rinder, 3485 Schafe und 1674 Schweine geraubt, sowie 147 Menschen fortgeschleppt. Im Kirchspiel Kallinowen waren es sogar 800 und in Ostrokollen 1326 Menschen. Rhein, Lötzen, Sehesten, Nikolaiken, Johannisburg und Angerburg wurden in der gleichen Weise verwüstet. Wohl hatten die Angerburger die Brücken über die Angerapp abgebrochen und glaubten so, gegen Überfall geschützt zu sein. Die Tataren hatten aber einen Bauern gefangen und so lange gefoltert, bis er ihnen eine Furt über den Fluß zeigte.

Nach zwei fürchterlichen Wochen rückte ein Heer, bestehend aus schwedischen und brandenburgischen Truppen heran, und die Tataren wurden am 22. Oktober bei Filipowo geschlagen. Die Sieger fanden aber in dem ver-

wüsteten Lande weder Obdach noch Lebensmittel, und auf den schlechten Wegen war ein Heranschaffen von Nahrungsmitteln nicht möglich. Da zogen sie sich zurück und nahmen im Innern der Provinz Winterquartiere. Nun konnten die Feinde in den Grenzstrichen wieder ungestört rauben und morden. Willenberg wurde von ihnen im November überfallen und verbrannt, ebenso Soldau und Gilgenburg sowie Passenheim. Da wurden die Männer erschlagen und die Frauen in das Wasser geworfen und ertränkt. Auch auf Neidenburg zogen sie, aber vor der Stadt kehrten sie plötzlich um, wie man erzählt durch einen Schuß, mit dem ein Neidenburger ihren Anführer getötet hatte.

Noch schlimmer wurde es im Februar 1657. Da brach ein neues Polen- und Tatarenheer in das Land, und was der Verwüstung im Vorjahre entgangen war, das wurde nun zerstört. Die letzten Häuser von Arys wurden am 9. Februar verbrannt und am anderen Tage Lötzen. Am 11. Februar kam Angerburg an die Reihe. Da sollen über 200 Menschen erschlagen sein, deren Leichen auf den Straßen liegen blieben und von Hunden und Schweinen angefressen wurden, weil niemand da war, sie zu beerdigen. So geschah es auch am 12. Februar in Goldap, wo die alten Leute erst grausam gemartert und dann erschlagen, die jüngeren aber als Sklaven mitgenommen wurden. Auch die Städte Barten und Drengfurt, die Dörfer Schwarzenstein, Fürstenstein, Wolfshagen Tauerwieß und Rosengarten wurden verwüstet.

So schnell wie sie gekommen verschwanden die Tataren im Frühjahr 1657, aber jammervoll sah es nach ihrem Abzuge in Ostpreußen aus. Man zählte 13 Städte, 249 Dörfer und 37 Kirchen, die in Asche lagen; 11 000 Einwohner waren erschlagen und 34 000 in die Sklaverei geschleppt. Von den überlebenden Menschen und Haustieren erlagen in der folgenden Zeit noch viele der Pest, Hungersnot und Viehseuche, und viele Jahre hat es gedauert, bis sich das Land von den Schrecknissen erholte.

Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt.

(Nach W. Pierson, K. Schmidt und G. Hiltl.)

Nachdem der Große Kurfürst die Schweden durch die Schlacht bei Fehrbellin aus der Mark vertrieben hatte, fielen diese im November des Jahres 1678 unter dem General Horn von Norden her in das Herzogtum Preußen ein. Sie fanden wenig Widerstand und waren schon bis in die Gegend von Insterburg gekommen. Der tapfere brandenburgische General von Görtzke, vom Kurfürsten vorausgeschickt, stellte sich ihnen mit 3000 Mann entgegen und hinderte sie wenigstens daran, den Pregel zu überschreiten.

Schon nahte Hilfe. Die Generale Derfflinger und Schöning marschierten mit der Hauptmacht, 5500 Reitern, 3500 Fußsoldaten und 34 Geschützen, nach Preußen ab. Der Kurfürst selbst, obgleich damals an der Gicht krank, beschloß, trotz des kalten Winters der Armee sofort nachzufolgen. Am 9. Januar 1679 reiste er mit seiner Gemahlin und dem Kronprinzen ab, und schon am 20. war er in Marienwerder bei seiner Armee. Hier erhielt er von Görtzke die Nachricht, daß die Schweden auf die Schreckenskunde „der Kurfürst ist da!“ den Rückzug angetreten hätten, von ihm aber verfolgt würden. Sofort sandte der Kurfürst seinem General noch 3000 Reiter zu mit dem Auftrage, den fliehenden Feind soviel als möglich aufzuhalten.

Wie aber sollte der Kurfürst mit seinem Heere den schnellen Feind erreichen? Sollten seine braven Truppen den 100 Meilen langen Marsch nach Preußen umsonst gemacht haben! Doch er wußte Rat. Auf seinen Befehl wurden 1200 Schlitten und 700 Pferde herbeigeschafft, desgleichen für 8 Tage Mundvorrat bereit gehalten. Nun bestieg das Fußvolk die Schlitten, die Reiterei trabte daneben, und mit größter Schnelligkeit ging es über Pr.-Holland und Heiligenbeil und dann 7 Meilen über das fest zugefrorene Frische Haff. Es war ein prachtvoller, noch nie gesehener Anblick. Unabsehbare Reihen von

Schlitten fegten über die spiegelglatte Fläche. Die Waffen blitzten im Schein der Sonne, die Fahnen flatterten im Winde, hell wirbelten die Trommeln, lustig schmetterten die Marschweisen der Musikkorps und tönten die Lieder aus dem Munde der Soldaten.

Es waren prächtige, aber bitterkalte Wintertage. Der Schnee knirschte unter den Schlitten und den Füßen der Rosse. Vögel fielen erstarrt von den Bäumen. Scharen von Raben umkreisten das Heer; Wölfe heulten im Forst. Die Mannschaften starrten vor Kälte; Bärte, Waffen und Kleidung hingen voll Eis. Dem Trompeter fror fast das Mundstück am Munde fest; den Trommlern wurden die Hände steif. Aber der Mut der tapfern Krieger war ungebrochen, und sie brannten vor Begierde, noch einmal mit den Schweden auf gut brandenburgisch zu reden.

Am 26. Januar war der Kurfürst in Königsberg. Der Feind war mittlerweile schon bis Tilsit geflohen. Ihm nach ging's über Labiau und von da drei Meilen über das Kurische Haff bis zur Mündung der Gilge. Staunend sahen die Bewohner Labiaus und der Haffküste vom Ufer aus dem langen Zuge zu. Erst in der Gegend von Heydekrug machte der Kurfürst Halt.

So schnell der Feind auch war, Treffenfeld erwischte ihn doch in der Nähe von Tilsit und vernichtete zwei seiner Regimenter am 29. Januar bei dem Dorfe Splitter. Das schwedische Heer war durch Hunger, Kälte und Schwert schrecklich zusammengeschmolzen. Erfrorene Menschen und Rabenschwärme zeigten den Brandenburgern fortwährend die Richtung, welche die Schweden genommen hatten. Doch wehrten sie sich trotz der furchtbaren Erschöpfung, so oft sie angegriffen wurden, mit heldenmütiger Tapferkeit, freilich vergebens. Von 16 000 Mann brachte der schwedische General kaum 3000 über die preußische Grenze, um daheim zu erzählen, daß dem Großen Kurfürsten nichts zu widerstehen vermöge.

Löhne und Preise im 17. und 18. Jahrhundert.

(F. Eismann, Bilder aus der Geschichte der Niederung 1273—1812.)

Ein Taler = 3 Gulden = 90 Groschen.

Die Gesindelöhne betrugen nach der Gesindeordnung von 1633/36, bei der sich nur für Litauen nach der Pestzeit ein Zuschlag von 4 bis 5 Talern für den Mann und 2 bis 3 Talern für die Frau ergibt:

1. für den Knecht 30 Taler, 2 Paar Schuhe. „2 Heden und ein flächsen Hemde," Leinwand zu Hosen und Strümpfe,
2. für den Mittelknecht 20 Taler und sonst wie beim Knecht,
3. für den Pflugjungen 10 Taler,
4. für eine Köchin oder eine älteste Magd 15 bis 16 Taler, 2 Paar Schuhe, 3 Hemden, 3 Schürzen und Leinwand zum Kittel,
5. für eine andere Magd 10 Taler und obige Zugabe.

Ein Gärtner bekam $1\frac{1}{2}$ Groschen, seine Frau 1 Groschen Tagelohn, die Tagelöhner und Instleute für Hauen mit eigener Sense 6 Groschen, mit des Wirtes Sense 3 Groschen. Auch für Kornmähen, Holzhauen und Pflügen erhielten sie 3 Groschen, für Dreschen manchmal statt des Geldes den 10. oder 11. Scheffel.

Nach der Pestzeit, 1711, galten folgende Preise:

1 Scheffel Roggen = $\frac{1}{2}$ Taler, Weizen = 2 Gulden 20 Groschen, Gerste = 1 Gulden, Hafer = 20 Groschen, Erbsen = $\frac{1}{2}$ Taler, ein Fuder Heu = 2 Gulden.

Ein Ackerpferd kostete 5 Taler, ein Ochse = 6 Taler, eine Kuh = 5 Taler, ein Schaf = 2 Gulden, eine Gans und ein Huhn je 6 Groschen.

Die Krönung des ersten Königs von Preußen.

(Ferdinand Schmidt, Preußens Geschichte in Wort und Bild.)

Kurfürst Friedrich der III. hatte mit dem deutschen Kaiser einen Vertrag geschlossen, nach dem er den Titel eines Königs annehmen durfte. Die Krönung sollte in Königsberg, der Hauptstadt des vom Kaiser unabhängigen

Herzogtums Preußen, ſtattfinden. Am 17. Dezember 1700 erfolgte der Aufbruch dorthin. Nach zwölftägiger Reiſe langte der Kurfürſt in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Hofſtaates daſelbſt an. Zwei Wochen waren erforderlich, um die Vorbereitungen zu den Krönungsfeierlichkeiten zu treffen. Viele Hände regten ſich; denn der Kurfürſt wollte zur Feier ſeiner Krönung eine Pracht entfalten, von der noch Kinder und Kindeskinder reden ſollten.

So kam der 15. Januar 1701 heran. Es hatte mehrere Tage ununterbrochen geſchneit. Die Zinnen der Türme, die Dächer der Kirchen und Häuſer prangten in weißem Schmuck; auf den Straßen lag der Schnee mehrere Fuß hoch, und Tauſende von Perſonen waren beſchäftigt, Wege zu bahnen.

An dem gedachten Tage nun ſah man aus dem Tore des altersgrauen Schloſſes vier Herolde reiten, die den Einwohnern und den herbeigeſtrömten Fremden die Erhebung des Herzogtums Preußens zu einem Königreiche verkünden ſollten. Sie trugen blauſamtne Hüte mit weißen, wogenden Federn. In der Hand hielt jeder einen Stab, deſſen Spitze mit einer vergoldeten Krone geziert war. Die Decken ihrer Pferde beſtanden aus Silberſtoff und waren mit goldenen Kronen und Adlern verziert. Vor ihnen her ritt eine Abteilung Dragoner; eine Zahl hoher Staatsbeamten folgte nach. Von allen Türmen erſcholl Glockengeläute. Auf fünf Plätzen hielt der Zug, und einer der Herolde verkündete mit weithin erſchallender Stimme den herzugeeilten Scharen und den aus den offenen Fenſtern Schauenden Zweck und Bedeutung der bevorſtehenden Feier und ſchloß mit der Aufforderung: „Ein jeder getreue Untertan rufe alſo mit uns aus: Es lebe Friedrich, unſer allergnädigſter König! Es lebe Sophie Charlotte, unſre allergnädigſte Königin!“ Jubelnd ſtimmte das Volk ein.

Am 17. Januar, dem Tage vor der Krönung, erfolgte die Stiftung des Schwarzen Adlerordens. Das Ordenszeichen iſt ein hellblaues Kreuz mit Adlern in den Winkeln

und den Buchstaben F. R. im Mittelschilde. Das Kreuz wird an einem orangefarbenen Bande von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen. Dazu gehört ein achtspitziger, silberner Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Felde und der Inschrift „Suum cuique“ (Jedem das Seine).

Der Krönungstag, der 18. Januar 1701, war angebrochen. Um die neunte Stunde versammelten sich im Krönungssaale des Schlosses die höchsten Staatsbeamten. An der Rückseite des Saales befand sich ein prächtiger Thronhimmel, unter dem zwei silberne Sessel standen. Friedrich erschien im feierlichen Aufzuge und ließ sich auf einem der Sessel nieder. Darauf nahten sich ihm die Staatsbeamten und überreichten ihm kniend die Abzeichen der königlichen Würde. Friedrich setzte sich die Krone, deren Bügel von kostbaren Diamanten funkelten, mit eigenen Händen auf das Haupt, um damit anzuzeigen, daß er sie als von Gott und nicht von einer geistlichen oder weltlichen Macht empfangen ansehe.

Der König trug ein mit Goldstickereien reich verziertes Kleid von Purpursamt. Jeder der diamantnen Knöpfe des Gewandes hatte einen Wert von 3000 Mark. Der Purpurmantel, der über der Brust von einer goldenen, mit drei kostbaren Diamanten verzierten Spange zusammengehalten war, hatte einen breiten Hermelinbesatz und war mit goldenen Kronen und Adlern gestickt. Das Zepter, ein Geschenk Peters des Großen, Kaisers von Rußland, war von Gold und Silber, mit Brillanten und Rubinen reich besetzt und trug an der Spitze einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Hierauf begab sich der König, dem eine Krone für seine Gemahlin vorangetragen wurde, in das Zimmer der Königin. Sophie Charlotte trug ein mit Diamanten besetztes Kleid von Goldstoff. Ihr purpurner Mantel hatte wie der ihres Gemahls einen breiten Besatz von Hermelin. Als der König sich ihr genaht hatte, kniete sie auf ein Purpurkissen nieder, und er setzte ihr die Krone auf das Haupt.

In ihrem Kronenschmuck begaben sich nun der König und die Königin in den Krönungssaal und nahmen die Huldigung der Anwesenden entgegen. Friedrich hatte den Titel König Friedrich I. in Preußen angenommen.

Glockengeläute kündete den Beginn der gottesdienstlichen Feier an. Vom Schlosse bis zur Kirche war der über den Schloßplatz führende Weg mit rotem Tuch belegt. Reihen von Soldaten standen auf beiden Seiten; hinter ihnen drängte sich die Menge. Unter einem kostbaren, von zehn Kammerherren getragenen Baldachin begaben sich der König und die Königin nach der Kirche, durchschritten ihren Mittelgang und ließen sich auf die am Altar einander gegenüberstehenden Sessel nieder. Es erfolgte die Salbung, worauf das Volk rief: „Amen, Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!“ Danach begaben sich beide auf dem gleichen Wege nach dem Schlosse zurück. Das rote Tuch ward dem Volke überlassen.

Während der Hof und die geladenen Gäste Tafel hielten, wurde auf dem Marktplatz die Bevölkerung auf mancherlei Art ergötzt. Ein mit Rehen, Hasen, Geflügel und Würsten gefüllter Ochse war an einem Spieße gebraten worden; er wurde dann der Menge preisgegeben. Zwei kunstreich gearbeitete Adler sprudelten roten und weißen Wein empor. Ferner wurden dem Volke ein Riesenkuchen und viele Körbe mit Brezeln gespendet, endlich auch noch Silbermünzen im Werte von 18 000 Mark ausgeworfen.

Die Pest in Ostpreußen.

1709/10.

(Nach Wilhelm Sahm, Geschichte der Pest in Ostpreußen.)

1. Samland.

Das Jahr 1708/09 hatte einen furchtbaren Winter gebracht. Noch Mitte Mai war die Erde tief gefroren und so voller Eis, daß die Wintersaat verdorben war und die Äcker umgepflügt und mit Sommersaat bestellt

werden mußten. Eine schlimme Teurung kam, und ihr folgten bald Ruhr, Typhus und andere Krankheiten, die alle ihren Grund in der schlechten Ernährung hatten. Sicher war auch die Pest da, aber man merkte sie noch nicht recht. Mitte August 1709 war sie wirklich in Königsberg. Die ersten Krankheitsfälle zeigten sich in der Haberberger neuen Gasse. Wenige Tage später fand man schon einige Tote in den Straßen des Haberbergs liegen; bald griff die Krankheit auch auf den Sackheim über, und in manchen Häusern waren alle Bewohner erkrankt. Große Hitze, Erbrechen, Auftreten von Beulen, Trockenheit der Zunge und der Tod nach wenigen Tagen, das waren die Kennzeichen der Pest. Wohl hatte die Stadt besondere Wärter, die Pestbarbiere, sowie Ärzte zur Bekämpfung der Krankheit angestellt, aber was konnten diese gegen die so schnell um sich greifende Seuche tun! Starben doch schon Ende September etwa 497 Menschen wöchentlich. Beim Auftreten der Pest hatte man die Erkrankten in besondere Lazarette, die Pesthäuser geschafft, ebenso ihre noch gesunden Hausgenossen. Um diesem Lose zu entgehen, bemühte man sich, die Pesterkrankungen zu verheimlichen und die Verstorbenen unauffällig bei Seite zu schaffen. Im Haberkruge waren 11 Pestleichen im Keller und unter den Dielen des Hausflurs verscharrt worden. Schrecklich war der Zustand in den Pesthäusern, wo Gesunde und Kranke in Kleidern auf Stroh oder der bloßen Erde lagen, ohne Wartung und Pflege, denn die wenigen Wärter der Stadt reichten dazu nicht aus. Als die Masse der Erkrankten immer größer wurde, waren die Pesthäuser nicht mehr in der Lage, alle Kranken aufzunehmen. Man ließ sie in ihren Wohnungen, und da wurden sie ab und zu von dem Pestbarbier zur Nachtzeit besucht. Sonst durfte sich niemand nach 10 Uhr nachts auf der Straße zeigen. Dann durchzogen die Pestträger die Straßen und durchsuchten die verseuchten Häuser. Sie nahmen die Toten auf ihre mit Glocken behängten Wagen und durchfuhren die Straßen, ab und zu den Bürgerwachen ein Warnungszeichen gebend. In der Nähe des

Kupferteiches und in den Wällen wurden die Toten begraben. In der Zeit von 1 bis 7 Uhr nachts erschienen die Pestärzte, um die Kranken und Eingeschlossenen mit Arznei und Lebensmitteln zu versehen. Dann wurden die Häuser wieder geschlossen, und nun war es den Gesunden gestattet, ihrer Beschäftigung nachzugehen. Alle Festlichkeiten und Zusammenkünfte waren verboten, und wo doch größere Menschenmengen zusammenströmten, auf Märkten, Straßen und in Kirchen, da suchte man die Luft durch große Räucherfeuer zu reinigen und stellte Gefäße mit Pestessig zur allgemeinen Benutzung auf. Der Verkäufer durfte das Geld erst in Empfang nehmen, nachdem es der Käufer in eine mit Pestessig gefüllte Schale gelegt hatte.

Eine entsetzliche Furcht hatte sich der Menschen bemächtigt, und Totenstille breitete sich über die sonst so lebensfrohe Stadt. Schulen und Gerichte hatten ihre Tätigkeit eingestellt, die meisten Läden waren geschlossen. Nur die Gotteshäuser waren Sonn- und Wochentags geöffnet und stets voll Menschen. Um das Land vor der Ansteckung zu schützen, befahl das Ministerium in Berlin eine vollständige Absperrung der Stadt. Ohne jede Ankündigung wurde die Stadt am 14. und 15. November aufs engste von einer doppelten Soldatenreihe eingeschlossen. Die Fleischer mußten sofort den Verkauf einstellen, denn ihre Gesellen, die zum Einkauf auf das Land gegangen waren, wurden nicht hineingelassen. Die Märkte in der Stadt hörten auf, und statt dessen wurden Verkaufsstellen weit draußen vor den Toren, dem Steindammer, Friedländer und Roßgärtner abgehalten. Die von den Landleuten zum Verkauf gebrachten Waren wurden den Städtern von den Soldaten auf Brettern, die über die Schranken gelegt waren, zugeschoben, wobei Käufer und Verkäufer betrogen wurden. Auch das Land hatte Schaden von der Sperre, denn Arznei und Kolonialwaren konnte es von Königsberg nicht erhalten. Nach fünf langen Wochen hob die Berliner Regierung am 21. Dezember 1709 die strenge Sperre auf. Das Sterben

nahm allmählich ab, und das Pestverzeichnis für die Zeit vom 14. bis 23. April 1710 weist nur noch 19 Todesfälle auf. Der Sommer 1710 versetzte die Stadt noch einmal in Schrecken, aber diesmal ging das Unglück vorüber; nur etwas über hundert Menschen erlagen der Krankheit. Im Jahre 1709 waren 8436 und im folgenden 1137 Menschen an der Pest und ähnlichen Seuchen in Königsberg gestorben, etwa ein Viertel der Einwohner.

Auch die Umgegend der Stadt war von der Pest heimgesucht. Zahlreich waren die Verordnungen und Vorsichtsmaßregeln der Regierung, aber die nachlässige und stumpfsinnige Landbevölkerung dachte gar nicht an die Befolgung derselben. Die Leichen wurden nicht tief genug begraben, so daß verwilderte Hunde sie in Neuhausen und Gamsau herausscharrten und die Knochen verschleppten. In Neuendorf und Gallgarben zogen die Bauern die Pestleichen mit Bootshaken aus den Häusern und verscharrten sie in den neben dem Hause liegenden Misthaufen, wo Schweine sie herauswühlten und anfraßen. Zu der Pest trat noch ein großes Viehsterben. Massenhaft lagen die Tierleichen auf den Höfen, Straßen und Feldern umher, wurden von betrügerischen Fleischern sogar als gesundes Fleisch verkauft. In der Pestzeit starben in den Ämtern Neuhausen 906, Schaaken 2962, Fischhausen 1807, Tapiau 7591, Taplaken 1446, zusammen 14 712 Menschen.

2. Litauen.

Schon das Jahr 1708 hatte Litauen in große Not gebracht. Nur unter harten Entbehrungen war es der Bevölkerung noch möglich gewesen, ihr Leben bis zur nächsten Ernte notdürftig zu fristen. Da brachte dann der Herbst 1709 eine vollständige Mißernte. Nun traten auch die ersten Pestfälle auf in den Dörfern Bartuschen und Augstagirren im Amte Laukischken und in Wischwill, wo 19 Personen in 14 Tagen starben. Ende November hatte die Pest 18 Dörfer im Amte Insterburg ergriffen, und 300 Menschen waren gestorben. Wenn in früheren Jahren das Sterben mit Eintritt des Winters nachließ, so war

jetzt das Gegenteil der Fall. Am 12. Januar 1710 meldete der Rat von Tilsit, daß seit September 1709 nur in der Stadt allein 1401 Menschen verstorben sind, ohne die heimlich begrabenen, und daß bereits Hungersnot herrsche. Herrenlose Hunde trieben sich in den Straßen und den leeren Häusern herum und verschleppten die Seuche. — Ähnlich war es in Goldap, wo nach einer Meldung vom 3. März 1710 schon 700 Menschen der Pest und dem Hunger erlegen waren.

Das Dorf Grünweitschen war nach einer Angabe vom 23. Mai in wenigen Tagen gänzlich ausgestorben, ebenso das an der Angerapp gelegene Nemmersdorf. So starb auch im Amte Saalau die Gegend von Aulowöhnen in wenigen Wochen aus. Bis zum 18. August 1710 hatte das Amt Jurgaitschen 2060 Menschen verloren und zählte nur noch 150 teilweise auch schon kranke Überlebende. Wiesen und Acker, Häuser und Höfe lagen wüst. Das Vieh irrte umher, und die Lebensmittel verdarben. Selbst die Kurische Nehrung wurde von der Pest aufgesucht; die Fischerdörfer Pillkoppen und Kunzen starben fast ganz aus. Noch im August 1710 verloren die Ämter Tilsit, Ragnit, Insterburg und Labiau wöchentlich etwa 600 Personen. Das Amt Ragnit hatte allein 26 000 Verstorbene und das Amt Insterburg über 60 000.

Neben dem Hunger trug auch die mangelhafte Absperrung der verseuchten Ortschaften viel zur Verbreitung bei. Fremde Wanderburschen brachten die Krankheit in die Dörfer, und die Ortschaften Obscherningken und Popelken hatten sie dadurch erhalten, daß sie im Juli 1710 bei den Erntearbeiten in dem ausgestorbenen Dorfe Lankeningken geholfen hatten. An eine Scheidung der Kranken von den Gesunden dachte man nicht, und Pesthäuser waren auch nicht vorhanden. Besonders im Winter lagen die Leichen oft wochenlang, bis sie beerdigt wurden. Wohl versuchte man in den Städten Tilsit und Insterburg die Kranken in besonderen Häusern unterzubringen, aber die Krankheit ließ sich nicht aufhalten. Die Regierung sandte Lebensmittel in die vom Unglück betroffenen Dörfer, aber

die Lieferungen reichten nicht aus; erhielt doch das Dorf Lenkimmen im Amte Jurgaitschen monatlich nur zwei Scheffel Menggetreide aus Gerste und Hafer bestehend.

In den Wäldern lagen hunderte von Leichen unbeerdigt und wurden von Raubtieren gefressen, nicht anders war es in den Dörfern, von denen manche ganz verschwunden und nach Jahren mit Wald bewachsen waren. Eine genaue Zählung der Opfer jener Schreckenszeit ist ausgeschlossen, denn die Kirchenbücher dieser Jahre enthalten nur wenig Aufzeichnungen oder sind gar nicht geführt. Die Akten des Königsberger Staatsarchivs gaben aber für die Jahre 1709/11 an Gestorbenen an, in den Ämtern Memel 12 689, Tilsit 24 177, Ragnit 30 024, Insterburg 60 227, Georgenburg und Saalau 3946, Labiau 6714, zusammen 137 777.

3. Masuren.

Im Herbst 1708 hatte die Pest bei dem Dorfe Bialutten die preußisch-polnische Grenze überschritten, war aber, nachdem sie Hohenstein verheert hatte, in dem strengen Winter 1708/9 verschwunden. Als aber im Herbste 1709 Königsberg seine letzte große Pestzeit durchlebte und in Litauen sich die schweren Ereignisse von 1710 vorbereiteten, ging auch in Masuren das Sterben von neuem an. Ein Reisender aus Szucin in Polen hatte im Dezember 1709 die Seuche nach Johannisburg gebracht. Sie entfaltete sich im Winter nicht so schlimm, hatte aber im Juli 1710 das Amt Rhein erreicht. Da starben die Kranken so schnell, daß man nicht Särge genug herstellen konnte. Die Kirche wurde geschlossen, und auf dem Felde hielt man den Gottesdienst ab. In Lawken starben 153 Personen und von den 800 Einwohnern des Dorfes Orlan der vierte Teil. Um die gleiche Zeit hatte die Pest auch in Johannisburg an Ausdehnung gewonnen. Diese Stadt, sowie Bialla und die Dörfer Schwiddern, Wlosten, Kurzontken, Rogallen Koczek, Snopken sowie das Vorwerk Luzken verloren fast sämtliche Einwohner. Noch schlimmer war es im

Kirchſpiel Eckersberg. Die meiſten Todesfälle geſchahen im Kirchſpiel Angerburg, wo in den Jahren 1709/10 3520 Menſchen ſtarben.

Hunger und Unverſtand der Bewohner, die hier noch größer waren als in Litauen, förderten die Ausbreitung der Peſt. Aßen die Menſchen im Amte Angerburg doch ſogar das halbverfaulte Fleiſch gefallener Tiere, vor dem ſogar Hunde einen Abſcheu empfanden. Geſunde eigneten ſich die Sachen der Verſtorbenen an, und ſo wurden im Sommer 1710 die Dörfer Gr. und Kl. Jauer, Lawken und die Freidörfer Orlen und Rübezahl angeſteckt. Wie in Litauen, ſo lagen auch in Maſuren oft die Leichen unbeerdigt auf dem Felde und im Walde. Im Kirchſpiel Kutten ſtarben im Jahre 1710 1372 Perſonen. Der Kirchort ſelbſt war bis auf den Pfarrer Drigalski, ſeinen Sohn und ſeinen Knecht ausgeſtorben. Die beiden Männer durchſuchten die Häuſer des Dorfes und verſenkten die gefundenen Leichen, da es an Särgen gebrach, ſamt ihren Betten in einer Lehmgrube. Die Ställe wurden geöffnet, und die Tiere gingen frei umher. Niemand kümmerte ſich um die Ernte; das Getreide verdarb auf dem Halm und das Obſt auf den Bäumen.

Als die Peſt etwas verſchwunden war, trat ein großes Viehſterben auf und raubte den Menſchen die letzten verbliebenen Haustiere, und im Sommer 1711 ergoſſen ſich Heuſchreckenſchwärme, die hier ſo ſelten ſind, in einer ſolchen Menge über das Land, daß nach Angabe der Regierung die Sonne verdunkelt wurde. Was auf dem Halme ſtand, wurde von ihnen gefreſſen, und der Geſtank des verendeten Ungeziefers ließ den Ausbruch einer neuen Seuche befürchten.

Geſtorben waren an der Peſt in den Amtern Angerburg 12 808, Johannisburg 5343, Oletzko 10910, Lötzen 3046, Rhein 7214, Ortelsburg 632, Lyck 5192, Neidenburg und Soldau 1399, zuſammen 46 544 Menſchen.

4. Natangen.

Im Herbst 1709 zeigte sich die Pest zuerst in Natangen. Zu Einsiedel, im Hauptamte Balga, ergriff sie drei Häuser, die man verbrannte, nachdem man die Bewohner anderwärts untergebracht hatte. Fast gleichzeitig trat sie in Creuzburg und Umgegend auf. Das kleine Gerdauen verlor vom September bis November 1709 80 Bewohner durch die Pest. Im Dezember 1709 war Allenburg verseucht. Da sollen von den 604 Einwohnern nur 11 am Leben geblieben sein. Der Winter 1709/10 brachte auch in Natangen der Pest keinen Fortschritt, aber im Sommer 1710 wütete sie von neuem in Creuzburg. Die Stadt wurde abgesperrt, und in einem schnell gebauten Pesthause brachte man die Kranken unter. Zu der Zeit wurde auch Landsberg von seinem Schicksal ereilt; fast alle Menschen starben, und nach einer Sage soll die Stadt so verödet gewesen sein, daß ein Wolf am hellen Tage ein Kind von der Straße rauben konnte. Die Erinnerung an diese Zeit ist noch im Stadtwappen festgehalten. In Schippenbeil starben 1710 täglich bis 20 Personen, im ganzen 550 von etwa 1500 Einwohnern; Gerdauen verlor 500 und Heiligenbeil 1147 Personen durch die Pest. Im ganzen starben in den Ämtern Balga 2877, Barten 1126, Brandenburg 3434, Pr. Eylau 2212, Rastenburg 2228, Seeheften 677, Bartenstein 657, zusammen 13 211 Personen.

5. Oberland.

Von allen ostpreußischen Landschaften wurde das Oberland am wenigsten von der Pest berührt, wenn sie auch 1708 in Hohenstein begonnen hatte. Einige Todesfälle traten im Oktober 1709 im Vorwerk Schillings, Amt Liebstadt, auf und im Dezember im Vorwerk Neuhof, Amt Mohrungen. Die Häuser wurden vernagelt, nachdem man die überlebenden Einwohner anderwärts untergebracht hatte. 51 Menschen starben im Kirchspiel Osterode, aber schwer heimgesucht wurde Saalfeld, wo die Sterblichkeit im September 1710 ihren Höhepunkt erreichte. In

sechs Monaten starben da 692 Menschen. In den Ämtern des Oberlandes starben an der Pest im Amt Osterode 685, Hohenstein 436, Pr. Holland 1272, Saalfeld 1278, Gilgenburg 342, Mohrungen 324, Liebstadt 552, Preuß. Mark 2554, zusammen 7441 Menschen. Ostpreußen hatte damals etwa 600 000 Einwohner; davon starben im Jahre 1709 59 196, 1710 18 853, insgesamt 247 733 Personen.

Die Salzburger Protestanten in Ostpreußen.

Albert Richters Quellenbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte.)

(Der Erzbischof Leopold Anton Graf Firmian hatte durch einen Erlaß vom 31. Oktober 1731 alle über 12 Jahre alten Evangelischen aus seinem Lande ausgewiesen, und König Friedrich Wilhelm I. nahm diese Leute durch einen Erlaß vom 2. Februar 1733 auf. Er wies ihnen in Ostpreußen Wohnsitze an, besonders im östlichen Teile der Provinz. Über die Aufnahme der Leute in dieser Gegend geben zwei Briefe Auskunft.)

1. Brief eines Salzburger Auswanderers aus Kampin in Litauen an einen Bekannten in Franken. (2. November 1732.)

Am 22. September sind sechzehn mit Salzburgern beladene Schiffe von Stettin nach Königsberg abgegangen, und es befanden sich auf demjenigen Schiffe, worauf ich mich begeben hatte, 250 Personen mitsamt ihrer Bagage. Der Wind aber war uns sehr zuwider, daß wir bis auf den 17. Oktober auf der See verblieben, an welchem Tage alle sechzehn Schiffe glücklich und ohne daß ein Mensch verloren gegangen, zu Königsberg anlangten. Wir sind nun, Gott sei Dank, an dem Orte, wohin wir so sehr verlangt hatten und befinden in der Tat, daß man dieses Land nicht zu viel gelobet, indem dasselbe köstlich und fruchtbar ist. Das Gras wächst eine Ähre hoch und das Land trägt Getreide genug. Das Schaff Weizen kostet 30 Kreuzer und das Korn 15 Kreuzer. Es ist aber ein Schaff soviel als zwei Nürnberger Metzen. In dem preußischen Litauen bekommt man einen Bauernhof mit sechs

Stück Vieh und dem Futter für 300 Gulden und wird aufs Frühjahr einem jeden Paar Eheleuten ein Stück Acker umsonst gegeben werden. Viele von uns kommen in die Neustadt, woran man schon drei Jahre gebauet hat. Neue Dörfer aber finden wir noch nicht. Es gaben aber Ihre Majestät, unser allergnädigster König, den Salzburgern Holz, Steine und übrige Zugehörungen umsonst, daß sie daselbst bauen können, wie sie wollen. Wir haben schon in diesem Winter in drei Städten und etlichen Dörfern Schulen und auch das reine Wort Gottes und die heiligen Sakramente, wonach wir so lange geseufzet haben.

2. Brief eines Salzburger Auswanderers aus dem Dorfe Schalmeiken in Litauen an seinen im Reiche zurückgebliebenen Sohn. (20. Januar 1733.)

Ich mache Dir zu wissen, daß ich Deinen Handbrief habe empfangen. Wir haben von Haus aus auf Berlin ungefähr 100 Meilen Wegs gehabt, von da bis Königsberg 80 und bis nach Litauen 15 Meilen. Allda wie gesagt sind wir einquartiert in unserm Dorf Schalmeiken im Amt Krächupinen. Sie haben für uns neue Wohnhäuser gebaut, und im Frühling werden sehr viele gebaut werden. Wir haben von unserm Könige Getreide, Fleisch, Speck, Mehl, Schmalz und Geld und leiden keine Not. Man hat uns auf der Reise viel Kleider, Bücher und Geld geschenkt, daß viele reicher und nicht ärmer worden sind. Man wird einem jeden, der im Salzburgischen ein Bauer gewesen, eine Hufe, welche 30 Morgen hat, zuerteilen. Das Land liegt etwas hoch und kalt, ist aber nicht unfruchtbar, alles wohlfeil, der Scheffel Weizen kostet einen halben Taler, das Korn 40 Kreuzer, Hafer 10—15 Kreuzer, das Pfund Fleisch 5—9 Pfennige. Dieses habe ich doch nun geschrieben, mein lieber Sohn, daß Gott geholfen bisher. Und der allem Lebendigem Atem gibt, wird weiter helfen. Werfet alle eure Sorgen auf ihn. Mithin sind alle, absonderlich mein Sohn und alle Landsleute, freudig begrüßet und in den Schutz Gottes empfohlen.

Ostpreußen im Siebenjährigen Kriege.

1. Der Zug des russischen Heeres durch die Provinz.

(Nach verschiedenem.)

Im Mai 1757 rückten die russischen Truppen in drei Heeresabteilungen von Mitau aus gegen Ostpreußen vor. Die rechte Gruppe unter dem General Fermor wandte sich gegen Memel. Etwa 800 Soldaten verteidigten die Stadt mit ihren 80 alten Kanonen fast sechs Tage lang gegen 30 000 Russen, die von der Land- und Seeseite angriffen. Nachdem die Vorstädte und zahlreiche Gebäude der Stadt zerstört waren, mußte sich die tapfere Besatzung ergeben. Die Stadt wurde nun verschont, aber die Dörfer in schlimmster Weise geplündert. Bis zum Rußstrom hin dehnten sich die Verwüstungen aus. Zahlreiche Gebäude wurden verbrannt und viele Einwohner schwer gemißhandelt oder getötet. Fast alles Vieh wurde den Leuten genommen, und was die Soldaten zurückließen, das schleppten russische Bauern fort, die in Scharen über die Grenze kamen. Besonders hart wurden die Ämter Prökuls und Heydekrug betroffen. Im Kirchspiel Heydekrug waren 72 Dörfer völlig niedergebrannt.

Von Memel zog Fermor nach Süden über Tilsit und Seßlacken, um sich mit der zweiten und dritten Heeresgruppe unter Apraxin zu vereinigen. Dieser kam von Stallupönen her, wo die Bewohner der russischen Regierung als ihrer neuen Obrigkeit Treue und Gehorsam versprechen mußten, aber trotzdem ohne Grund mißhandelt und beraubt wurden. Alle Kirchspiele um Gumbinnen und Pillkallen wurden verwüstet, und ähnlich geschah es von einer anderen russischen Abteilung in Goldap, wo in einer zweitägigen Plünderung den Einwohnern alles genommen wurde. Beiderseits des Pregels zogen russische Truppen, und niedergebrannte Dörfer, ermordete Menschen und erschlagenes Vieh bezeichneten ihren Weg. Die Bevölkerung war in die Wälder geflohen, und die Zurückbleibenden wurden zu Tode gemartert von den Kosaken und Kal-

mücken, welche durch die Astrawischker Forst bis Allenburg, Friedland und Schippenbeil schwärmten. Das Schloß Bubainen wurde von ihnen niedergebrannt.

Bei Insterburg bezog Apraxin am 11. August ein befestigtes Lager und vereinigte sich eine Woche später mit Fermor, ohne daß der preußische General Lehwald, der nur ein Heer von 25 000 Mann hatte, dieses verhindern konnte. Nun begannen die ersten Gefechte. Schon am 1. August hatten preußische Husaren siegreich gekämpft. So war es auch am 18. August bei Norkitten und am 21. August bei Kallehnen sowie Plibischken. Aus Wut über ihre Niederlagen verbrannten die Russen dann diese und die benachbarten Dörfer und töteten viele Einwohner derselben.

Am 30. August 1757 kam es zur Schlacht bei Gr. Jägersdorf, nachdem die Russen vorher aus reinem Mutwillen Uderballen und Daupelken angezündet hatten. Trotz größter Tapferkeit wurden die Preußen von der Übermacht besiegt und zogen westwärts. Lappinen im Kreise Labiau und andere Dörfer wurden verbrannt, und Apraxin verlegte nun sein Quartier nach Allenburg. Einzelne plündernde Abteilungen waren bis in die Nähe von Königsberg gekommen, und schon konnten die Bewohner der Hauptstadt abends den Feuerschein brennender Dörfer sehen. Bei Friedland wollte Lehwald die Russen noch einmal zur Schlacht zwingen, aber es kam anders. Am 7. September entschloß sich der russische Heerführer zum Rückzuge, und drei Tage später war der Rückzug angetreten. Apraxin gab an, seine Verpflegungsvorräte wären erschöpft, und die ausgeplünderte Provinz könne ihn und sein Heer nicht mehr ernähren.

Nun waren die Plünderungen noch schlimmer als beim Einmarsch. Südlich der Astrawischker Forst, um Insterburg herum, bis Gerdauen und Nordenburg hin herrschten Raub und Verwüstung. Am 28. September erreichten die Russen Tilsit, immer verfolgt von den preußischen Truppen. Aber auch die Landbevölkerung wehrte sich jetzt gegen die Plünderer, und mancher wurde von den Bauern

erschlagen. Erfolgreich verteidigten sich besonders die Bewohner in den Dörfern bei Mehlauken. Sehr schlimm wurde Ragnit betroffen. Am 24. September drangen Kosaken und anderes Raubgesindel in die Stadt und plünderten drei Tage lang. Der größte Teil der Häuser, darunter Kirche und Krankenhaus, wurden verbrannt. Was die Plünderer nicht fortschleppten, zerstörten sie. Männer und Frauen wurden entkleidet und zu Tode gepeitscht oder erstochen. Siebzehn Personen fand man ermordet. Jenseits der Memel wurden die Ämter Kassigkehmen, Baubeln und Heydekrug in eine Wüste verwandelt. Den Pfarrer in Wilkischken hatten die Unmenschen auf glühenden Kohlen zu rösten versucht. Er starb wenige Tage darauf an den erlittenen Qualen. Die Kirchenbücher jener Zeit enthalten oft bei den Verzeichnissen der Gestorbenen die Bemerkung: „Von den Russen zu Tode geprügelt".

2. Königsberg unter russischer Herrschaft.

(Nach Friedrich Tromnau.)

Nach der Schlacht bei Groß-Jägersdorf zog sich das preußische Heer nach Pommern zurück, um dieses Land zu verteidigen. Da rüsteten sich die Russen zu einem zweiten Einfall, und im Januar 1758 fielen 100 000 Mann in Ostpreußen ein.

Sie verübten diesmal nicht die Verwüstungen wie im Vorjahre, aber trotzdem rief ihr Herannahen in Königsberg große Bestürzung hervor. In Scharen flüchteten die Bewohner aus der Stadt, um sich und ihre Habe nach Elbing oder Danzig zu retten. Die Militärbehörden eilten schleunigst zum Lehwaldschen Heere nach Pommern, und die Zivilbehörden flohen nach Danzig, um der russischen Kaiserin nicht den Huldigungseid zu leisten. Zugleich schickten sie dem Feinde eine Gesandtschaft entgegen, um im Auftrage der Landesregierung über die Übergabe Königsbergs zu verhandeln. General Fermor empfing die Gesandtschaft in Kaymen, 30 Kilometer östlich von Königsberg und ging fast ganz auf die sehr milden Bedingungen ein.

Durch die Übergabe der Stadt sollten alle Bewohner ihre bisherigen Rechte behalten. Die Beamten, welche der russischen Kaiserin den Eid der Treue leisteten, sollten mit vollem Gehalt in ihren bisherigen Ämtern verbleiben. Auch die Großbürger der Stadt, also die Zünfte der Kaufleute und Mälzenbräuer durften ihre alten Vorrechte behalten, und ebenso wollte man die Studenten der Universität in ihren Arbeiten nicht stören. Die in Königsberg zurückgebliebenen preußischen Soldaten und Offiziere erhielten auf Staatskosten Sold, Verpflegung und ärztliche Behandlung, blieben aber kriegsgefangen. Die Stadtkasse behielt ihre Einnahmen, Akten und den sonstigen Besitz, ebenso auch alle Privatleute. Nur wer das Land verlassen wollte, mußte den vierten Teil seines Geldbesitzes als Abzugssteuer bezahlen. Ebenso sollten die Besitztümer aller Geflüchteten, die nicht in die Heimat zurückkehrten, unter russische Verwaltung gestellt werden. Dasselbe wurde denen angedroht, die außerhalb des Landes dem Könige von Preußen dienten oder gegen die Verbündeten Rußlands kämpften. Dagegen sollte niemand gezwungen werden, in russische Dienste zu treten. Verkehr zu Wasser und zu Lande und die bisherigen Postverbindungen wurden gestattet, der Inhalt der vorgefundenen Verpflegungslager aber für die russischen Truppen verwandt.

Am 22. Januar 1758 hielten die Russen ihren feierlichen Einzug in die Stadt. General Fermor nahm im Schlosse Wohnung in den Zimmern, die bisher der General Lehwald bewohnt hatte. Die Vertreter der weltlichen und geistlichen Behörden waren im Schlosse zu seinem Empfang versammelt und übergaben ihm feierlich die Schlüssel der Stadt. Der General zeigte sich recht freundlich und versicherte, daß die Provinz unter dem „sanften russischen Zepter" nichts zu fürchten hätte, wenn sie ihren Verpflichtungen gegen die Kaiserin nachkäme. Die kaiserlichen Truppen bezogen nun in den Vorstädten ihre Quartiere, besetzten außer dem Schlosse die Pregelfestung Friedrichsburg und bezogen die Wachen an den Toren der Stadt.

Die Truppenmärsche durch Königsberg dauerten mit einigen Unterbrechungen monatelang fort. Nach und nach wurde die ganze Provinz vom Feinde besetzt. Um die Besitznahme von Königsberg in den Augen der Bevölkerung feierlicher zu gestalten und seiner ruhmlosen Kriegstat den Stempel eines militärischen Sieges aufzudrücken, ließ Fermor am Tage nach seinem Einzug aus russischen Kanonen Freudensalven abfeuern. Am folgenden Sonntage fand ein öffentliches Dankfest statt, das in allen Kirchen durch einen Festgottesdienst mit Pauken und Trompeten gefeiert werden mußte. Noch mehr verletzt wurde die Einwohnerschaft, als sie gezwungen wurde, am 24. Januar, dem Geburtstage des Königs Friedrich, der russischen Kaiserin den Huldigungseid zu leisten. Die Geistlichen erhielten Befehl, statt der bisher üblichen Fürbitte für den König, von den Kanzeln ein Gebet für die Kaiserin Elisabeth, den Großfürsten Peter und seine Gemahlin Katharina zu halten. Die Eingaben an den Landesherrn mußten von jetzt ab an die russische Kaiserin gerichtet werden. Alle Staatsgelder gingen in russische Kassen, und in allen amtlichen Urkunden wurde Königsberg als „kaiserlich russische Stadt" bezeichnet. Alle Amtshandlungen verrichtete man im Namen der Kaiserin, deren Bild auch bald auf den preußischen Münzen zu sehen war. Die russischen Staatsfeste mußten in der ganzen Provinz als preußische Landesfeste gefeiert werden. Von den staatlichen Gebäuden verschwand der preußische Adler und machte dem russischen Platz, nur an dem Königlichen Waisenhause blieb er unberührt, nachdem Fermor darauf aufmerksam gemacht worden war, daß die Stiftungsurkunde jeden, der an dieser Allerhöchsten Stiftung etwas ändere, mit „Gottes schwerem Fluch" belege. Die preußischen Behörden mußten ihre Amtssiegel abliefern und erhielten dafür neue mit dem russischen Staatswappen. Selbst die „Königsbergische Staats- Kriegs- und Friedenszeitung", später Hartungsche Zeitung genannt, trug fortan am Kopfe statt des preußischen Adlers den russischen Doppeladler. Alles deutete darauf hin, daß Ostpreußen

als eine russische Provinz angesehen wurde. Fermor führte den Vorsitz bei der Regierung und war oberster Verwaltungsbeamter der Provinz, der auch die höheren Beamten anstellte. Als kluger Mann wußte er es so einzurichten, daß die russische Herrschaft nicht so drückend empfunden wurde.

In den ersten Märztagen des Jahres 1758 verließ Fermor unter Abschiedsgrüßen der russischen Geschütze die Hauptstadt, um sich zur Armee zu begeben, die König Friedrich in Pommern und in der Neumark angreifen sollte. Als sein Nachfolger traf der kaiserliche Kammerherr Nikolaus Freiherr von Korff in Königsberg ein. Weil er nur über eine schwache Besatzung verfügte, fürchtete er, es könnte ein allgemeiner Aufstand ausbrechen. Deshalb traf er mancherlei Vorsichtsmaßregeln. Zunächst suchte er das ganze Land zu entwaffnen. Alle Waffen und Vorräte an Schießbedarf mußten an die nächstgelegenen Zeughäuser abgeliefert werden; den Krämern wurde der Handel mit Waffen untersagt. Die Folge davon war, daß sich der Mangel an Jagdgewehren bald übel bemerkbar machte. Förster und Landleute klagten über ihre Wehrlosigkeit gegen Wilddiebe, Wölfe und tolle Hunde; Postillone und Reisende erhoben Beschwerde über die Unsicherheit der Wege in den masurischen Wäldern, wo polnische Räuberbanden ihr Unwesen trieben, namentlich in der Johannisburger Heide, durch welche die Poststraße führte. Die Jagdpächter verlangten Ersatz für den Ausfall ihrer Einnahmen, und die Forstbeamten waren außerstande, das nötige Wildbret für die Tafel ihrer Herren zu beschaffen. Trotzdem wurde das Waffenverbot strenge durchgeführt, und friedliche Bürger der Hauptstadt mußten sich peinliche Haussuchungen durch russische Soldaten gefallen lassen. Noch drückender wurde die Torsperre empfunden. War sie angeordnet, so brauchte jeder, der die Tore der Stadt zu passieren hatte, sei es zu einer Reise oder zu einem Spaziergange, einen Paß, der nicht leicht zu erlangen war. Einzelne Stadtgegenden wurden für den Verkehr ganz gesperrt. In der Nähe der Wälle

durfte sich niemand blicken lassen, und Kosakenpatrouillen durchzogen die Straßen. Kurz, „man lebte in der Stadt zu dieser Zeit wie im Gefängnisse“. Am Abend durfte niemand ohne Laterne in den Straßen gehen oder fahren. Das Läuten der Sturmglocken war verboten, auch bei größter Feuersgefahr. Alle Briefe mußten unversiegelt zur Post gegeben werden, wo sie von einem russischen Offizier gelesen und dann in Gegenwart des Absenders versiegelt wurden. Die Königsberger Zeitungen durften nur Nachrichten bringen, die von Russen geschrieben oder genehmigt waren. Deshalb wurden in den Zeitungen die preußischen Siege verschwiegen; die Schlacht bei Zorndorf hingegen feierte man als großen russischen Sieg. So blieben die Bewohner über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz im unklaren oder wurden durch falsche Berichte irregeführt. Äußerst peinlich war die Lage der Geistlichen, denen die schmähliche Aufgabe zuteil wurde, die Niederlagen der vaterländischen Heere als Landesfeste von der Kanzel zu verherrlichen. Als am 22. August 1759 in den Kirchen der russische Sieg von Kunersdorf gefeiert wurde, predigte in der Schloßkirche der Hofprediger Dr. Arnoldt über die Pflichten der Sieger und Besiegten und warnte die erstern vor dem Trotze, die letztern vor der Verzagtheit, anknüpfend an das Bibelwort: „Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding“. Einige Stellen in seiner Rede wie: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege“, erregten in maßgebenden Kreisen einen derartigen Anstoß, daß der Geistliche auf Befehl des Gouverneurs von Korff sofort den Entwurf seiner Predigt einreichen mußte und noch an demselben Tage mit strengem Hausarrest belegt wurde. Eine russische Militärwache unter Anführung eines Offiziers besetzte seine Wohnung. Er durfte mit niemanden verkehren, und wie einem Verbrecher wurden ihm alle Messer und eisernen Geräte abgenommen. Tags darauf hatte er ein Verhör auf dem Schlosse zu bestehen, wohin er unter militärischer Bedeckung in einer Kutsche befördert wurde. Dies rohe Verfahren schien der Vorbote eines gefährlichen Prozesses zu sein. Trotz der

Fürbitten, die von seiten des Konsistoriums, der Universität und von angesehnen Bürgern beim russischen Gouverneur für den Gefangenen eingereicht wurden, drohte demselben die Versendung nach Petersburg, wohin die Meldung des Vorganges an die Kaiserin bereits vorausgeeilt war. Nur eine heftige Krankheit, in welche Arnoldt verfiel, hemmte die Vollziehung dieser Maßregel. Inzwischen wurde das Ungewitter, das über dem Haupte des vaterländisch gesinnten Predigers schwebte, abgewandt, ob auf kaiserlichen Befehl oder auf Fürsprache, ist nicht bekannt. Nach mehrwöchentlicher Haft erhielt Arnoldt am Namenstage der Kaiserin (16. September) die Freiheit wieder. Für das laufende Kirchenjahr blieb ihm jedoch das Predigen untersagt. Auch wurde er zum Widerruf verpflichtet. Als er am 1. Adventssonntage zur Vesperpredigt zum erstenmal die Kanzel wieder bestieg, war die Schloßkirche mit Menschen überfüllt. Es kam aber nicht zu dem anbefohlenen Widerruf; denn kurz vor Beginn der Predigt brach ohne sichtbare Veranlassung ein Tumult in der Kirche aus. Ein wohl absichtlich verbreitetes Gerücht, daß die Kirche einzustürzen drohe oder gar mit Pulver unterminiert sei, durchlief die dichtgedrängten Massen, untermischt mit blindem Feuerlärm. Das Gedränge wurde fürchterlich. Alles stürzte dem Eingange zu, um den Schloßhof zu erreichen; sogar durch die hohen Kirchenfenster suchte man ins Freie zu gelangen. Der Gouverneur von Korff ließ seine Mittagstafel im Stich und suchte durch ruhige Mahnungen die Anwesenden zum Bleiben auf ihren Plätzen zu bewegen, aber vergebens; sein Wort verhallte wirkungslos in dem wachsenden Tumult. Als dieser seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde auf den Straßen Generalmarsch geschlagen, und es ertönte sogar der verbotene Glockenklang. Die russischen Soldaten eilten auf ihre Sammelplätze, und man befürchtete einen allgemeinen Aufruhr. Mitten im Tumult erschien auf der Kanzel, hoch über den Häuptern der wogenden und tobenden Menge, die Gestalt des Geistlichen, der statt der Predigt und des erwarteten Widerrufs die Erklärung abgab, daß er den

Gottesdienst bis zum nächsten Sonntag verschiebe. Als die Kirche geräumt war, stellte sich heraus, daß drei Tote und etwa zwanzig Verletzte die Opfer dieses Tages waren. Der Gouverneur setzte einen Preis von 200 Gulden aus für die Ermittelung der Anstifter des Tumults, konnte aber nichts erreichen. Die öffentliche Meinung ging dahin, daß der Vorgang von Studenten verursacht worden sei, damit Arnoldt aus der Verlegenheit gezogen würde. Am nächsten Sonntag erklärte der Hofprediger, daß er nicht die Absicht gehabt habe, in seiner Predigt am 22. August den kaiserlichen Hof zu beleidigen. Ein Widerruf der beanstandeten Stellen seiner Predigt erfolgte aber nicht. Damit war die Angelegenheit erledigt. Sie hatte jedoch zur Folge, daß fortan die Texte zu den Dankpredigten für alle Geistlichen der Provinz vom Gouverneur vorgeschrieben wurden.

Groß waren die Leistungen an Steuern für die russische Regierung. Mit großer Strenge wurden sie eingetrieben. Als kein Geld mehr vorhanden war, durften die Bewohner Schmuckgegenstände und Hausgeräte abliefern. Die auf dem Altstädtischen Rathause angesetzte Versteigerung der Möbel brachte aber keinen Erlös, weil es wegen des herrschenden Geldmangels an Käufern fehlte. Mit Schrecken sahen die Bewohner dem 24. Juni 1759, dem letzten Zahlungstermin entgegen. Diese Furcht war begründet, denn bald darauf wurden die Häuser der Steuerverweigerer mit russischen Soldaten belegt. In ihrer Not wandten sich die Bewohner aus Stadt und Provinz an die russische Kaiserin, die eine Ermäßigung der Steuer eintreten ließ. Sie blieb aber immerhin noch hoch genug. Außerdem mußte die Stadt noch mehrfach Arbeiter für militärische Arbeiten stellen.

Im Januar 1761 wurde Gouverneur v. Korff durch den Generalleutnant von Suwaroff abgelöst. Seine Herrschaft brachte der schwergeprüften Provinz neue Leiden. Er schrieb eine Rekrutensteuer aus und verlangte für jeden Rekruten, der sonst gestellt werden mußte, 200 Rubel; für Königsberg allein waren 47 500 Rubel zu zahlen.

Auch nun wandte man sich an die Kaiserin mit der Bitte um Herabsetzung der drückenden Last. Der Tod der Kaiserin im Jahre 1762 unterbrach jedoch die Verhandlungen. Am 22. März wurde ein Trauergottesdienst in allen Kirchen gehalten. Der bald darauf abgeschlossene Frieden zu Petersburg machte den Leiden Ostpreußens und seiner Hauptstadt ein Ende.

Die Begründung des Postwesens in Ostpreußen.

(Aus: Tromnau, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 4. Teil.)

Bald nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges richtete der Große Kurfürst Postverbindungen zwischen den entfernteren Teilen seines Landes ein. Von Memel bis Cleve und von Stettin und Hamburg bis Leipzig sorgten 80 ständige Post- und Postwärterämter für den Postdienst. Das preußische Postwesen war damals schon so musterhaft verwaltet, daß es 60 000 Mark Reineinnahmen abwarf und als Vorbild für ganz Deutschland galt.

Eine bedeutende Erweiterung erhielt es durch Friedrich Wilhelm I. Bisher hatten in Preußen nur auf einigen Hauptstraßen geordnete Reit- und Fahrposten bestanden. Auf den Nebenstraßen waren die sogenannten Amter- oder Schulzenposten in Tätigkeit, zu deren Entstehung die Gänge der Amts-, Gerichts- und Gemeindeboten Veranlassung gegeben hatten. Bei der Durchsicht des Haushaltplans für Ostpreußen vom Jahre 1720 strich der König die für diese Boten ausgesetzten Beträge und schrieb daneben: „Ordentliche Posten anlegen, wie in der Kurmark. F. W.“ Als das General-Finanz-Direktorium nachwies, daß hierzu Zuschuß aus Staatsmitteln gewährt werden müßte, weil bei dem geringen Verkehr in Preußen auf eine Deckung der Postausgaben durch die Einnahmen nicht zu rechnen sei, verfügte der König am Rande dieses Berichts: „Sollen jetzt anfangen, ohne Räsonieren Posten wie in der

Kurmark anlegen.“ Bald zeigte es sich, daß die nunmehr angelegten Posten einen Überschuß abwarfen.

Im Jahre 1723 befahl der König, die Posten in Ostpreußen noch weiter auszudehnen und ein Postnetz über die ganze Provinz zu legen, von Memel bis Soldau. Das General-Finanz-Direktorium machte dagegen geltend, daß die Einrichtung der Posten in Ostpreußen mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden sei: in den öden, von Raubtieren durchstreiften Heiden sei oft auf zehn bis zwölf Meilen Weges kein Haus anzutreffen, an ordentlichen Straßen, Brücken und Dämmen gebräche es fast gänzlich, Raubgesindel mache namentlich in der Nähe der polnischen Grenze die Gegenden unsicher, und es sei gar nicht daran zu denken, die Posten in den pfadlosen Dickichten und Sümpfen bei Nacht gehen zu lassen, da in Litauen fast neun Monate lang Winter herrsche; geldsichere und zuverlässige Postbeamte und Posthalter wären in jenen armseligen Gegenden kaum aufzutreiben, und die Ausdehnung der Posten in dem großen Umfange, wie Se. Majestät beabsichtigten, würde daher einen sehr bedeutenden Zuschuß erfordern. Der König setzte eigenhändig folgenden Befehl unter den Bericht: „Sollen die Posten anlegen von einer Stadt zur andern wie hier zu Lande; ein Postknecht soll Traktament haben, wenn er das Pferd hält, jährlich 48 Taler, vor Futter vorm Pferd 2 Taler jeden Monat; Station ist viel billiger als hier; darum die Postkasse nichts zuschießen dürfte. F. W.“

Die Mittel wurden bewilligt. Das General-Postamt ging rüstig ans Werk, und schon nach zwei Jahren durchschnitten Poststraßen die Provinz in allen Richtungen. Wo kein Ort war, baute man, um nicht Stationen von 10 bis 12 Meilen zu haben, mitten in Feld und Wald ein Posthaus. Zu dem Posthause gesellte sich bald der Krug, zu dem Kruge eine Schmiede. Postwärter und Postillone legten Ackerwirtschaften daneben an. Ein vorüberreisender Kapitalist oder Regierungsbeamter aus Königsberg, der ohne die Post nie hierher gekommen wäre, fand den Platz zur Anlegung eines Mahlwerks

oder einer Ziegelhütte geeignet. So entstanden, geweckt durch den Ruf des Postillons, die ersten Ansiedelungen in diesen masurischen Einöden. Dann kamen die fleißigen Einwanderer aus Holland und Salzburg, und aus den Ansiedelungen wurden Dörfer und Städte, so daß nachmals Friedrich der Große in seinen Briefen an Voltaire nicht genug sein Erstaunen darüber bezeigen konnte, was Anbau und Verkehr unter seines Vaters Regierung aus jenen waldigen, moorigen Ebenen gemacht hatten.

Im Jahre 1732 befahl der König, „die Posten in Preußen noch vielfältiger und geschwinder einzurichten, wenn solches auch gleich etwas mehr kosten sollte", und in einer Anweisung für die Verwaltungsbehörden bestimmte er: „Und weil in Preußen die Fourage und alles übrige wohlfeiler zu haben, dererwegen muß dort auch die Taxe der mit den ordinären Postwagen oder mit Extraposten gehenden Passagiere nicht so hoch sein als hierzulande."

Über den Wert des Postwesens urteilte Friedrich Wilhelm einstmals: „Ich will haben ein Land, das kultiviert ist; höret Post dazu", und ein andermal: „Die Post ist hochnotwendig und gleichsam das Öl vor die ganze Staatsmaschine."

Von Wichtigkeit für den Verkehr Preußens war auch die Herstellung vermehrter und geregelter Postverbindungen in und mit Rußland, namentlich mit den russischen Ostseeprovinzen und dem neugegründeten Petersburg. Peter der Große hatte bei seinen wiederholten Reisen durch die preußischen Staaten mit Freude den regelmäßigen Lauf und den großen Nutzen der Posten kennen gelernt. Er ersuchte deshalb 1722 den König, ihm seine Sammlung der preußischen Postordnungen nach Petersburg zu senden und ihm auf einige Zeit einen des Postwesens kundigen Beamten zu überlassen, der in Rußland die Posten auf preußische Art einrichten sollte.

Außer der Landpostverbindung beabsichtigte Friedrich Wilhelm I. schon damals eine Seepostverbindung zwischen Preußen und Rußland herzustellen, namentlich die zwischen

Petersburg und Danzig und Petersburg und Lübeck verkehrenden Paketboote auf einen preußischen Hafen, Königsberg oder Stettin, zu lenken. Sein Gesandter in Petersburg stieß bei den diesbezüglichen Verhandlungen jedoch auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Er berichtete, daß seit dem Tode des Zaren Peter zu dem Gelingen dieses Planes „ganz und gar keine Hoffnung sei". Die Durchführung des Planes mußte deshalb unterbleiben, bis sie später unter günstigen Verhältnissen möglich wurde.

Was Friedrich Wilhelm in so großartiger Weise eingerichtet hatte, wurde von seinem Sohne Friedrich dem Großen aufrecht erhalten und weiter ausgebaut. Derselbe befahl: „Das Postwesen soll im Interesse des Königs und des Volkes, als welche Interessen dieselben sind, entsprechend organisiert werden". „Im preußischen Staate," so bemerkte ein damaliger französischer Schriftsteller, „ist nächst der Schule die Post die ausgebreitetste Anstalt".

Königsberger Kaufmannsreichtum im 18. Jahrhundert.

(Nach Bock, Wirtschaftliche Naturgeschichte. Band 5.)

Es wird erzählt, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts einst ein holländischer Handelsmann, der sich Geschäfte halber in Königsberg aufhielt, von den dortigen Kaufleuten in sehr verächtlichem Tone sprach. So behauptete er unter anderem, daß man bei keinem einzigen von ihnen einen Scheffel Dukaten in barem Gelde finden würde. Nun befand sich in der Nähe des Holländers ein Kaufmann, der noch lange nicht für den reichsten gehalten wurde, sondern im Urteil seiner Mitbürger höchstens als mäßig begütert galt. Der dachte, als er den Großsprecher so reden hörte: „Warte, das will ich dir heimzahlen." Doch sagte er zunächst nichts, sondern hörte ruhig zu, als ob ihn die Sache nichts anginge. Als aber der Hohnworte immer mehr wurden, stand er von seinem Stuhle auf, wandte sich an den Holländer und sagte: „Was gilt die Wette? Ich meine, daß es hier doch Kaufleute gibt, die eine solche Menge von Dukaten besitzen." Der Holländer sah nach dem Manne, der also

ſprach, zunächſt ſpöttiſch hin, denn derſelbe hatte nur ein ſchlichtes Röcklein an und ſeine Stiefel waren berüſtert. Dann aber dachte er: „Warum nicht! Kannſt dir ja einen Spaß machen mit einem Mann, und wenn er verliert und nicht zahlen kann oder will, ſo wirſt du ihm zeigen, wo Bartel Moſt holt!“

Alſo wurde die Wette gemacht; die beiden Männer reichten zur Bekräftigung einander die Hände, und ein dritter ſchlug ſie auseinander.

Darauf führte der Königsberger den Holländer und mehrere Zeugen in ſeine Wohnung, ließ ein weißes Tuch auf den Boden ſpreiten und einen leeren Scheffel in die Mitte ſetzen. Dann ging er zu einem Schranke, brachte einige Beutel mit Dukaten heraus und ſchüttete ſie in den Scheffel, deſſen Boden aber damit noch nicht bedeckt wurde, ſo daß der Holländer ſchon anfing, ſich ſeines Sieges zu rühmen. Er hatte aber zu früh mit dem Frohlocken begonnen; denn der Königsberger brachte immer größere Beutel hervor, bis der Scheffel mit Dukaten ſo angehäuft war, daß ſolche von allen Seiten herabfielen. Dann nahm er ein glattes Scheit Holz, reichte es dem Holländer, und bedeutete ihm, er möge den Scheffel abſtreichen und ſo glatt Maß machen, was dieſer aber nicht tat, ſondern beſchämt von dannen zog.

Immanuel Kant.

(Friedrich Tromnau, Deutſches Leſebuch für Mittelſchulen. 4. T il.)

Auf Königsgarten vor der Albertus-Univerſität in Königsberg ſteht ein einfaches Denkmal, ein Meiſterwerk von Chriſtian Rauch. Auf ſchlichtem Granitſockel erhebt ſich das Standbild eines Mannes in der Tracht des 18. Jahrhunderts. Sinnend ſcheint er einherzuſchreiten; Hut und Stock trägt er in der linken Hand, und die rechte hat er weggeſtreckt, als ob er reden wollte. Die Vorderſeite des Sockels trägt die Inſchrift: „Kant“.

Schlicht wie das Denkmal war auch der Mann, dem es gewidmet ist; und doch gehört Immanuel Kant zu den bedeutendsten Männern aller Zeiten.

Am 22. April 1724 wurde er als Sohn eines in mäßigen Verhältnissen lebenden, ernsten, ehrbaren und rechtschaffenen Sattlermeisters geboren. Sein Vater verstand es, durch fleißige Arbeit seine große Familie vor Sorge zu bewahren. Wie es so oft bei großen Männern der Fall gewesen ist, wurde auch hier die Mutter für die Ausbildung des geweckten Knaben von größter Bedeutung. „Meine Mutter," äußerte er später, „war eine liebreiche gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit frommem Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gemacht." Sie erkannte auch früh die große Wißbegierde, die leichte Fassungskraft und die scharfe Beobachtungsgabe des Knaben und setzte es durch, daß er auf dem damals berühmtesten Gymnasium in Königsberg, dem Kollegium Fridericianum, eine gründliche Ausbildung genoß.

Im Alter von 16½ Jahren bezog er die Universität seiner Vaterstadt und studierte dort mit großem Eifer und bestem Erfolg. Weil es ihm nun an den nötigen Mitteln zum Unterhalt fehlte, entschloß er sich mit schwerem Herzen, Königsberg zu verlassen und Hauslehrer zu werden. 9 Jahre lang wirkte er nacheinander in drei Familien, zuletzt beim Grafen von Keyserlingk, der sich den größten Teil des Jahres in Königsberg aufhielt.

Im Jahre 1755 erhielt er bald darauf die Erlaubnis, in der Albertus-Universität Vorlesungen zu halten, die er

und menschenfreundliche Seite seines Wesens zeigte sich auch darin, daß er ein dankbares Herz besaß, gerecht in der Beurteilung anderer war, von niemandem schlecht sprach, sondern immer lieber das Gute von jedem hervorhob und Gespräche, die auf Bekrittelung anderer hinausgingen, vermied oder abbrach. Mit größter Pünktlichkeit unternahm er jeden Abend um 7 Uhr einen Spaziergang über den Philosophendamm in der Nähe der heutigen Klapperwiese. Nach seiner Rückkehr arbeitete er fleißig und ergab sich dann der wohlverdienten Ruhe. So floß sein Leben geregelt dahin, und Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schlossen dem Arzt die Türe zu. Als Kant sein Ende nahen fühlte, ging er ihm mit Ruhe entgegen. An seinem 79. Geburtstag schrieb er in sein Notizbuch: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre, und wenn es köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen." Am 12. Februar 1804, kurz vor seinem vollendeten 80. Lebensjahre, verschied er an Entkräftung.

Kantaussprüche.

1. „Der Mensch bedarf wenig und auch das nur kurze Zeit."

2. „Niemals empört etwas so als Ungerechtigkeit; alle andern Übel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen."

3. „Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heißen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daß er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daß er den Vorteil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse?"

4. „Der Mensch muß sich in die Natur schicken lernen; aber er will, daß sie sich in ihn schicken soll."

5. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter

im September begann und dann ohne jede Unterbrechung fast 40 Jahre lang fortsetzte. Mit großem Eifer, scharfem Verstand und hinreißender Beredsamkeit suchte er die tiefsten Geheimnisse des unendlichen Weltenraumes, der Naturkräfte und der Menschenseele zu ergründen und fand dadurch bei den Studierenden so viel Beifall, daß der große Hörsaal in dem noch erhaltenen alten Universitätsgebäude die Zahl der Hörer oft nicht zu fassen vermochte. Die Wirkung seiner Vorträge, die stets frei gehalten wurden, war gewaltig.

Tief, unendlich tief, zugleich aber auch hoch und erhaben ist die Lehre Kants über das menschliche Wissen und Können, Glauben und Hoffen. Sie bildet für die Gelehrten eine unversiegbare Quelle großer Gedanken; für die breite Volksschicht ist und bleibt sie nach Form und Inhalt ein Buch mit sieben Siegeln. Dennoch ist seine Lehre von der Macht des menschlichen Willens tief ins Volk gedrungen und eine Quelle reichsten Segens geworden. Der Verstand, lehrt er, ist begrenzt; das Wissen hört schließlich auf, und der Glaube fängt an. Der Wille aber ist frei, frei von der Natur, frei von andern Menschen, frei endlich sogar von Gott. Darum soll jeder Mensch seine ganze Ehre und Würde darin suchen, ohne Befehl von außen her aus eigener Entschließung sich für das Gute zu bestimmen, dasselbe für seine Pflicht zu halten. Dies gesetzgebende Gefühl bezeichnet er als den „kategorischen Imperativ", der jedem Menschen gebietet:

„Du sollst tun, was das Gesetz vorschreibt, unbedingt, was immer für Folgen daraus kommen mögen." „Du mußt gut sein; denn du „sollst".

Bei aller Gelehrsamkeit besaß Kant ein kindliches Gemüt. Er sprach und scherzte gern mit Kindern, als wenn er ihresgleichen wäre; auch prüfte er sie wohl längere Zeit, um zu erfahren, ob sie in der Schule Fortschritte gemacht hätten, aber dies geschah in einer Weise, daß er ihre Herzen gewann. Deshalb war es ein großer Festtag für die Kinder eines Hauses, wenn sie erfuhren, daß heute Professor Kant bei ihnen zu Tische wäre. Die Milde

und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

6. „Man täuscht sich nirgends leichter als in dem, was die gute Meinung von sich selbst begünstigt."

7. „Den Tod fürchten die am wenigsten, deren Leben den meisten Wert hat."

8. „Nötigt einen, der im Zorn zu euch ins Zimmer tritt, um euch in heftiger Erregung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu setzen; wenn es euch hiermit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder, weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebärdungen und dem Schreien im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt."

Johann Gottfried Herder.

(Nach Fr. Schmidt u. a.)

Der kleine Gottfried Herder, Sohn eines frommen Lehrers in dem Städtchen Mohrungen (geb. den 24. August 1744), machte im Lernen die vortrefflichsten Fortschritte und saß schon in seinem zehnten Jahre in der ersten Abteilung der Schule seines Vaters. Niemals ließ er eine Arbeit halb liegen sondern hatte nicht eher Ruhe, als bis sie nach seinen Kräften vollendet war. Seine Handschrift war schön. Seine Bücher sahen von der ersten bis zur letzten Seite sauber aus. Die Geschichten der Bibel waren ihm lieb und wert; er konnte sie alle schon und sprach gern mit seinem Vater darüber und noch lieber mit seiner freundlichen frommen Mutter, die durch Märchen und Erzählungen sein kindliches Herz erfreute. — In dem Garten stand ein hoher, breiter Kirschbaum. Auf ihm fanden die Eltern den Knaben oft in dem teuren Bibelbuche lesend. Einmal fiel er herunter und verletzte sich, gab aber doch seine Gewohnheit nicht auf sondern schnallte sich von nun an mit seinem Bücherriemen an dem Baume fest. Im zehnten Jahre spielte er schon recht fertig Klavier, besonders gern Choräle. Wenn der Organist des Städt-

chens in der nahen Kirche auf der Orgel übte, so eilte Gottfried in die Kirche. Stundenlang konnte er hier, in einem Kirchenstuhle versteckt, den wundersamen Tönen lauschen, welche den heiligen Raum durchbrausten.

Sechzehn Jahre alt, kam Herder zu dem Prediger Trescho, der ihn als Aufwärter und Schreiber beschäftigte. Hier mußte er die niedrigsten Dienste verrichten: Stiefel putzen, Wasser tragen, vom Kaufmann und vom Markte einholen, was in der Wirtschaft gebraucht wurde. Für diese Dienste erhielt er Wohnung, Nahrung und ein ganz geringes Taschengeld. Kränklich und niedergeschlagen ging er einher, nicht, weil er sich zu gut hielt für die Beschäftigungen, die er verrichten mußte, sondern darum bekümmert, daß man ihm vom Morgen bis zum Abend keine Stunde gönnte, in der er bei seinen lieben Büchern hätte sein können. Schon seit Jahren fühlte er die Sehnsucht in seinem Herzen, auf einer Hochschule zu studieren. Wie sollte er aber, der Sohn eines armen Lehrers, die Mittel dazu erhalten? Die Lust zum Lernen indes vermochte er nicht zu unterdrücken. Da er den Tag über in angestrengter Weise beschäftigt wurde, so benutzte er die Nacht dazu. Seine Schlafkammer lag neben der Studierstube des Predigers, die zur Nacht unverschlossen blieb. Hier fand er gute Bücher, die er begierig las. Für die wenigen Groschen, die er bekam, kaufte er Lichte. Den einzigen Schemel, den er hatte, rückte er ans Bett und befestigte das Licht darauf. Dann legte er sich angekleidet nieder, holte seine Bücher hervor und begann eifrig zu lesen. So fand ihn einst der Pfarrer eingeschlafen. Das Licht war abgebrannt; daneben lag ein aufgeschlagenes Buch. Er sagte ihm darüber nichts, er warnte ihn aber davor, durch nächtliches Studieren seine kranken Augen noch mehr zu schwächen und mahnte ihn des Lichtes wegen zur Vorsicht.

Zu jener Zeit rückte ein Regiment Russen, das aus dem Siebenjährigen Kriege zurückkehrte, in Mohrungen ein, um daselbst Winterquartiere zu nehmen. Der Arzt des Regiments, mit Namen Schwarzerloh, verkehrte im Hause

des Predigers Treſcho. Hier ſah er auch Herder und gewann den edlen, gebildeten und ſtrebſamen Jüngling lieb. Er machte ihm den Vorſchlag, mit nach Königsberg zu gehen, wo er ihn zum Arzt ausbilden laſſen wollte. Herder willigte freudig ein. Zum ärztlichen Beruf hatte er freilich durchaus keine Luſt. Er wollte Prediger und Lehrer werden und bereitete ſich mit großem Fleiße darauf vor. Wohl mußte er ſich kümmerlich durchſchlagen, aber edle Freunde nahmen ſich ſeiner an, und endlich hatte er ſein Ziel erreicht.

Im Jahre 1765 erhielt Herder einen Ruf als Rektor der Domſchule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. Seine Schüler hingen mit ganzer Seele an ihm, und die Kirche konnte bald die Menge der Andächtigen nicht faſſen.

Bei alledem fand Herder keine volle Befriedigung, denn ihm fehlte der Umgang mit Gelehrten. Da lebte zu jener Zeit in Weimar die edle Fürſtin Amalie. Sie und ihr Sohn, der regierende Herzog Karl Auguſt, vereinigten gern kluge Männer in ihrer Stadt, wie zu einem Familienbunde. Was jeder Frohes und Beglückendes erforſcht und erſonnen, wurde unter den Freunden und im Familienkreiſe der fürſtlichen Perſonen teilnehmend beſprochen und ging dann in lehrreichen Schriften aus unter das ganze deutſche Volk. Schiller und Goethe lebten da, und auch Herder wurde als Generalſuperintendent hierherberufen. Er war unter den Dichtern und Schriftſtellern jener Zeit einer der geprieſenſten. Weit über fünfzig Bücher, meiſt für Gelehrte, hat er ausgehen laſſen, aber auch die liebe Kinderwelt iſt von ihm mit lieblichen ſinn- und lehrreichen Liedern und Erzählungen reich bedacht.

So hat der große Mann 27 Jahre in Weimar für ganz Deutſchland und für die Welt gewirkt. Er ſtarb im Jahre 1803. In Mohrungen hat man ihm ein Denkmal errichtet.

Nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau.
1807.

Schreiben Scharnhorsts.

(Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau.)

Die Verwüstung des Landes ist mir schrecklicher als der Krieg selbst. Ganze Strecken von zwölf bis fünfzehn Meilen sind verwüstet. Niemand, keine lebendige Seele im Dorfe; nur nach der Karte sind die Namen derselben zu erraten — der übrige von diesen entfernte Teil des Kriegsschauplatzes ist so aufgezehrt, daß auch nichts da ist. Kein Huhn, keine Kartoffeln, als die, welche die Leute noch heimlich in der Erde haben, womit sie ihr Leben hinhalten — die Pferde laufen auf der Straße und im Felde umher — das übrige Vieh aufgezehrt — die Not macht, daß ein jeder tut, was er will — der Feind glaubt, Recht dazu zu haben, die Russen haben keine andern Mittel, und die große Menge der Kosaken ist wild und unordentlich. — Wir stehen seit einigen Tagen auf dem Schlachtfelde vom 8. dieses — die Dörfer noch voller Verwundeter, halb oder ganz verhungert; noch gestern fanden wir zwanzig verwundete Franzosen in einigen Häusern eines wüsten Dorfes, die um Brot fleheten. In dem Quartiere eines angesehenen Gutsbesitzers fanden wir nicht allein kein Brot oder sonst etwas, auch er selbst war seiner Kleidung, außer einem schlechten Rocke und schlechten Pantoffeln, beraubt.

In einem andern Hause fand sich unter dem Dache der Besitzer eines großen Gutes ohne Bekleidung im Bette, — er war 70 Jahre alt; seine Haushaltsgebäude waren abgebrannt, sein Vieh, alles war verloren, die Dienstboten weg, sein Haus voller Verwundeter. Er war ehemals Oberstleutnant. Noch liegt das Schlachtfeld voller toter Körper — an manchen Stellen Mann an Mann. Man behauptet, daß die Anzahl der Pferde gegen 15 000, und die der noch liegenden Menschen über 12 000 betrage. Dies ist eine Berechnung, die auf der Stelle in diesen Tagen gemacht ist, indem man in einem Bezirk alle Körper

zählte. Die Anzahl der Verwundeten ist vier bis fünfmal größer als die der auf der Stelle Gebliebenen; dies weiß man aus allen Kriegen. — Welch eine Verwüstung, welch ein Morden!

Erlaß über das Grundeigentum und die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit.

1807.

(Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Band 2).

§ 1. Erwerbung von Grundbesitz.

Jeder Einwohner unserer Staaten ist ohne alle Einschränkung in Beziehung auf den Staat zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt; der Edelmann also zum Besitz nicht bloß adeliger, sondern auch unadeliger, bürgerlicher und bäuerlicher Güter aller Art, und der Bürger und Bauer zum Besitz nicht bloß bürgerlicher, bäuerlicher und anderer unadeliger, sondern auch adeliger Grundstücke, ohne daß der eine oder der andere zu irgend einem Gütererwerb einer besonderen Erlaubnis bedarf, wenngleich nach wie vor jede Besitzveränderung den Behörden angezeigt werden muß. Alle Vorzüge, welche bei Gütererbschaften der adelige vor dem bürgerlichen Erben hatte und die bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Aufhebung gewisser gutsherrlicher Rechte fallen gänzlich weg.

§ 2. Freie Wahl des Gewerbes.

Jeder Edelmann ist ohne jeden Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und jeder Bürger und Bauer ist befugt, aus dem Bauern- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten.

§ 4. Teilung der Grundstücke.

Die Besitzer veräußerlicher städtischer und ländlicher Grundstücke und Güter aller Art sind nach erfolgter An-

zeige bei der Landespolizeibehörde zum Verkauf und zur Teilung derselben berechtigt, wenn die Rechte der Gläubiger und Verkaufsberechtigten gewahrt bleiben.

§ 10. Auflösung der Gutsuntertänigkeit.

Mit dem Datum dieser Verordnung entsteht fernerhin kein Untertänigkeitsverhältnis, weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch Übernahme einer untertänigen Stelle, noch durch Vertrag.

§ 11. Mit der Bekanntmachung der gegenwärtigen Verordnung hört das bisherige Untertänigkeitsverhältnis derjenigen Untertanen und ihrer Weiber und Kinder, welche ihre Bauerngüter erblich oder eigentümlich oder erbzinsweise oder erbpachtlich besitzen, wechselseitig gänzlich auf.

§ 12. Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in unsern sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute, sowie solches auf den Domänen der Fall ist, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als Besitzer eines Grundstücks oder auf Grund eines besonderen Vertrages zustehen, in Kraft bleiben.

Nach dieser Verordnung hat sich jeder, den sie angeht, zu richten, und sie soll allgemein bekannt gemacht werden.

So geschehen Memel, den 9. Oktober 1807.

Friedrich Wilhelm.

Die Flucht der Königin Luise.

(Hufelands Selbstbiographie in „Autobiographien". Männer der Wissenschaft. Berlin 1882.)

Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. — Sie lag sehr gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezember vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Giebel des alten Schlosses (in Königsberg), in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. —

Indes auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, sie fing an sich zu bessern. — Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 5. Januar 1807 bei der heftigen Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel gebracht. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. — Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung — so hat noch keine Königin die Not empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. — Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohltätig, statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Male brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Vorzeichen an.

Die Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit.

(Gräfin von Voß, Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe, 1745—1814.)

6. Juli. Um vier Uhr fuhren wir fort mit einer Bedeckung der Garde du Corps über die fliegenden Brücken, waren um fünf Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon. Ich empfing ihn mit der Gräfin Tauentzien am Fuß der Treppe. Er ist auffallend häßlich: ein dickes aufgedunsenes braunes Gesicht. Dabei ist er wohlbeleibt, klein und ganz ohne Figur. Seine großen runden Augen

rollen unheimlich umher; der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus, wie die Verkörperung des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin, und dann fuhr er fort. Gegen acht Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin seine Mahlzeit früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine lange Unterredung mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis derselben war. Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft. Wir kamen um Mitternacht nach Piktupönen zurück.

7. Juli. Als wir beim König abgestiegen waren, erfuhren wir von diesem, daß Napoleon alles, was er am gestrigen Tage der Königin versprochen, bereits widerrufen habe und selbst in der Härte seiner Forderungen noch weiter gegangen sei, als er es vor der Zusammenkunft mit ihr getan hatte. Man sagte, Herr Talleyrand sei schuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hause vorüberfuhr und wir jedesmal umsonst hinuntergehen mußten in der Erwartung, er werde aussteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Mahle einlud. Wir fuhren sogleich hin, und Barbier begleitete die Königin. Napoleon sah verlegen und zugleich tückisch und boshaft aus. Die Unterhaltung war allgemein sehr gezwungen und einsilbig. Nach Tische sprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon. Beim Fortgehen sagte sie ihm, sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. Meine arme Königin; sie ist ganz in Verzweiflung!

Die feierliche Einführung der neuen Stadtobrigkeit in Preußen.

(E. Petersilie, Entstehung und Bedeutung der preußischen Städteordnung.)

Der gestrige Tag (22. Januar 1809) war für unsere Stadt ein doppeltes Fest. Als der Geburtstag der Königin war er zur Einführung der neuen Stadtobrigkeit bestimmt.

Herr Reg.-Präs. Wißmann begab sich des Morgens auf das Kneiphöffsche Rathaus, wo der bisherige Magistrat versammelt war. Er entließ diesen seiner bisherigen Pflichten, dankte ihm für seine Tätigkeit und Treue und schloß mit den Worten: „Was Sie Gutes gewirkt und vorbereitet haben, vergeht mit der neuen Ordnung nicht, sondern überdauert Geschlechter und ist der Grundstein ihres erneuerten Wirkens.“

Hierauf verfügte sich derselbe nach dem großen akademischen Hörsaal, in die Versammlung der Stadtverordneten und der neuen Magistratspersonen. Der Zug ging nun paarweise in die benachbarte Domkirche, die, obgleich die größte unserer Stadt, die zuströmende Menge der Einwohner nicht fassen konnte. Beim Eintritt des Zuges in die Kirche wurde der feierliche Gesang: Komm heil'ger Geist, Herr Gott! angestimmt. Der Kommissar setzte sich mitten vor den Altar, ihm zur Rechten der neue Oberbürgermeister und zur Linken der Vorsteher der Stadtverordneten. An diesen schlossen sich in Reihen um den Altar die Stadtverordneten, an jenen die Magistratspersonen an. Herr Ober-Konsistorialrat Borowski hielt vom Altar eine der zwiefachen Feierlichkeit entsprechende Rede und leitete die öffentliche Vereidigung der neuen Stadtobrigkeit ein. Der Oberbürgermeister empfing hierauf vom Kommissar das Formular des Eides, trat vor den Altar und legte seinen Eidschwur ab. Die übrigen Magistratspersonen schwuren gemeinschaftlich, indem der Eid ihnen vorgelesen wurde. Eine feierliche Stille war in der großen Versammlung bei dieser heiligen Handlung. Herr Borowski endigte seine Rede mit Gebet und Segensspruch. Mit dem Te Deum fing das Glockengeläute auf dem Dom und auf den Kirchtürmen der Stadt an. Dies dauerte fort, als die Stadtverordneten, die neuen Stadträte und der Kommissarius mit dem Oberbürgermeister in einigen 70 Kutschen nach dem Rathause zogen. Nachdem die Stadträte durchs Los ihre Plätze erhalten hatten, installierte (einsetzen) der Kommissarius den neuen Magistrat. „Möchte,“ sagte er unter anderem in seiner Anrede, „dieser Augenblick

in Ihrem Gemüte mit der Wärme empfangen werden, mit welcher unser Landesherr das Glück seiner Städte zu gründen bedachte, indem er ein unselbständiges Untertanenverhältnis zur Regung des freieren Bürgertums aufrief. Die Beförderung dieses Sinnes zur höchsten Reinheit der Sitte und Ordnung, und die Ausbildung der Kraft, die nur von jenem Sinne ausgeht, und mit welcher der Bürger allein sich und den Staat emporhalten kann, ist Ihnen jetzt anvertraut."

Der Herr Oberbürgermeister nahm hierauf das Wort, dankte den Stadtverordneten für ihr Vertrauen und hoffte auf ihre Unterstützung und den Beistand des Kommissarius bei allen Bestrebungen für das Beste der Stadt. Nachdem der Kommissarius sich wegbegeben hatte, hielt der Magistrat seine erste Sitzung.

Des Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und in dem Börsensaal, der geschmackvoll verziert war, hatte die Stadt einen Ball veranstaltet. Nach Beendigung des Gesanges traten die Sängerinnen — schöne Töchter der Stadt — hervor und überreichten Blumen und ein Gedicht. Ein froher Tanz schloß den Festtag.

Stein kommt nach Königsberg.

(Aus: Ernst Moritz Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.)

In Stein erkannte ich den stolzen freien Reichsritter, welcher alles deutsche Volk groß und frei haben wollte. Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volkes seit 5, 6 Jahren durch die Welt umher gejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß in Petersburg. . . . . In Lyck traf ich mit ihm 1812 wieder zusammen. Von hier aus ging er über Gumbinnen geraden Wegs nach Königsberg. . . . Die Augen aller waren auf Stein gerichtet; aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eigenen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen. . . . In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen

war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem und bei allem sein. . . . Es waren schwerste Fragen zu erörtern: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entrinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, er werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder ertönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volkes.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskrieges, hier sahen alle deutsche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackere, deutsche Männer mitten durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen und erkunden und den Freunden jenseits im Westen berichten und zu erzählen.

In Preußen mußte und wollte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und zwar in einer untröstlichen Lage. Alles lag, ging und lief hier, gegen- und durcheinander preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General York, als Verräter und Aufrührer von seinem König geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahres 1812 geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mußten, wenn der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Es ist unter Stein, Dohna, Auerswald und York der Landtag abgehalten und das edle Land Preußen mit allen seinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und bewaffnet worden. Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch, jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn die Fülle des Lebens und der Kraft noch da gewesen wäre. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Anfang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen.

Die Preußischen Landstände waren denn den 5. Februar 1813 zusammengetreten. Die Ordnung einer allgemeinen Volkswehr war entworfen und verkündigt.

Die „Große Armee" zieht durch Ostpreußen.

(Paul Stettiner, Ostpreußens Erhebung und Befreiung 1812—1814.)

Am 1. April 1812 zogen französische Jäger und Husaren und polnische Ulanen in die Gegend von Soldau und Osterode. Nach und nach rückte das ganze Armeekorps des Marschalls Davoust, 60 825 Mann, aus Westpreußen und Ostpreußen vor. Es folgte das zweite Korps unter Marschall Oudinot über Mohrungen, Preußisch-Eylau, Wehlau, 39 450 Köpfe stark, gleichzeitig das dritte unter Marschall Ney über Osterode, 33 500 Mann, das vierte Korps unter dem Vizekönig von Italien Eugen Beauharnais, 42 000 Mann, über Heilsberg, Rastenburg und Lötzen nach Rußland. Im ganzen hatte schon während des Durchzuges Ostpreußen mehr als 333 632 Mann zu verpflegen, die bei ihrem Marsche nach Rußland oft wochenlang in den Städten und in der Umgebung ihr Lager aufschlugen. Gegen den Vertrag war die Festung Pillau von Franzosen Anfang Mai besetzt worden. Die alten Festungswerke, Schanzen, die bei Lochstädt errichtet waren,

wurden zum Teil geschleift und neue auf der Frischen Nehrung errichtet. Arbeiter und Geräte wurden von den Gütern der Umgegend genommen. Am 12. Juli abends langte Napoleon in Königsberg an. Ursprünglich wollte er auf den Hufen in dem Hause gegenüber Luisenwahl, das der König mit seiner Gemahlin, der Königin Luise, im Sommer 1808 und 1809 bewohnt hatte, absteigen. Aber erstaunt über die Einfachheit dieses Landsitzes, kehrte er im Schlosse ein, wo er bis zum 15. blieb. Am 13. Juli, vormittags 11 Uhr, war große Parade im Inneren des Schloßhofes. Am 14. Juli hielt Napoleon eine glänzende Revue (Truppenbesichtigung) auf dem großen Exerzierplatz in Devau. Er ritt viel in die Umgebung Königsbergs. Als er die im Bau begriffene Sternwarte oberhalb des heutigen Stadtparks sah, sprach er sein Erstaunen aus, daß der Preußische Staat noch Geld genug habe, um Sternwarten zu bauen. Napoleon bemerkte bei seinem Aufenthalt in Königsberg zwei preußische reitende Batterien. Da sie ihm tauglich schienen, kam er plötzlich abends um 10 Uhr zu dem Entschlusse, diese mitzunehmen. Um 11 Uhr erhielt der Polizeipräsident von Königsberg den Befehl, daß die beiden Batterien noch in der Nacht mobil gemacht werden sollten. Dieser mußte Knechte und Pferde zur Bespannung und Bedienung der Batterien besorgen. Um Mitternacht wurde der Oberbürgermeister Heidemann auf das Kneiphöffsche Rathaus gerufen, um die Gestellung in die Wege zu leiten. Gegen Morgen erst konnte der Polizeipräsident mit französischen Offizieren dem Kaiser die Ausführung des Befehls melden. Er erzählte dies in anschaulicher Schilderung: „Wir wurden gemeldet; Rustan, der Leibmameluk (Leibdiener), kam heraus und erkundigte sich zuerst, wer den Kaiser sprechen wollte. Dann wurden wir hereingelassen. Der Kaiser mußte bis Mitternacht gearbeitet haben, denn auf dem Tisch voller Karten und Papiere lag noch alles unverwahrt, und ein großer Armleuchter stand darauf mit beinahe heruntergebrannten Lichtern. Er lag nicht entkleidet in einem grünen Überrock, mit einer kostbaren Decke bedeckt, auf einem Ruhebette

und fragte, als wir hereintraten, ob sein Befehl auch sicher befolgt wäre. Ich antwortete: Eure Majestät können versichert sein, daß um 6 Uhr morgens auf Königsgarten die Gestellung des Verlangten vollständig bewirkt wird. Nun, gut, war die ganze Antwort, und wir entfernten uns wieder.“ Überall in Ostpreußen mußten Magazine, Backöfen, Lazarette, Fuhrwerk und Pferde gestellt werden. Nach den Nachweisungen wurden von der Provinz 37 790 Pferde, 9416 Wagen und 23 371 Stück Rindvieh weggenommen. Vielfach leisteten die französischen Truppen in Zügellosigkeit Unglaubliches. Dörfer und Güter wurden geplündert, und Bewohner, die sich zur Wehr setzten, konnten froh sein, wenn sie lebendig davonkamen. Bei dem Biwak des ersten Davoustschen Armeekorps unweit der Stadt Königsberg lagerte die Infanterie auf der Sommersaat des Gutes Kalgen, nahm Vieh und Schafe in Aweiden und Karschau, verbrannte alle Scheunen des Vorwerkes Contienen, wie in Feindesland. Da es an Saat und Futter für das Vieh fehlte, mischte man Kräuter und Baumrinde in das Brotgetreide und deckte für das Vieh die Strohdächer ab. Zur Füllung der Magazine verlangte man den Bau von 176 Backöfen in Ostpreußen. In allen Teilen der Provinz war die Not die gleiche. Aus Masuren kamen trostlose Berichte des Grafen Lehndorff vom 15. Juli 1812: „Noch ist keine Fuhre Mist dort ausgefahren, keine Fahre gestürzt, die Wiesen können nicht geerntet werden, da sie abgeweidet sind. Welche Zukunft für künftige Zeit! Das Herzzerbrechendste ist der Zustand der Unglücklichen, deren Anblick auch mich unglücklich macht. Kinder sterben effektiv (tatsächlich) vor Hunger, ohne daß es mir möglich ist, sie alle zu retten.“ Als Davoust in Insterburg auf seine Frage, warum die geforderten 18 Backöfen noch nicht fertig seien, die Antwort erhielt, es fehle an Ziegeln, erwiderte er: „Ich sehe ja aber noch hier eine ganze Reihe von Häusern stehen. Warum werden die nicht dazu gebraucht?“ Der Amtmann Quasowski im Darkehmer Kreis berichtet: „Ich habe kein einziges Pferd mehr; alle meine Wiesen sind verzehrt;

meine Leute haben schon seit zwei Tagen nicht einen Bissen Brot mehr; alles muß verhungern.“ Der Gumbinner Regierungspräsident Theodor von Schön meldet am 24. Juli 1812 verzweifelt: „Von den mitgenommenen Herden und Tausenden von Wagen und Pferden ist durchaus nichts zu retten. Ich habe alles versucht, aber alles war vergeblich.“ Den Antworten der Franzosen lag immer das Prinzip (Grundsatz) zugrunde, daß bei dem großen Kampf um die Herrschaft des Kontinents das Wohl und Wehe der hier lebenden 400 000 Menschen nicht in Betracht kommen könnte. Unermüdlich suchte Schön Hilfe von den andern, weniger heimgesuchten Provinzen. „Ich kann nicht dringend genug die Bitte wiederholen,“ schreibt er, „alles irgend entbehrliche Geld schleunigst hierherzuschicken, damit wenigstens dem Hungertode einigermaßen ein Ziel gesetzt werden kann. Von allen Seiten kommt die Anzeige, daß kein Feind ärger hausen, sich schlimmer benehmen kann, als diese befreundete Macht sich hier benommen hat. Das muß eine Stimmung erzeugen, die man nicht weiter schildern darf.“ So dauerten den ganzen Sommer hindurch die Durchmärsche der französischen Armee, während von Rußland aus unaufhörlich Züge von Verwundeten und Gefangenen zurückkehrten, die ebenfalls von der Provinz untergebracht und verpflegt werden mußten. Nach zuverlässigen Berechnungen hat Ostpreußen allein im Jahre 1812 einen Gesamtschaden von fast hundert Millionen Mark (33 208 474 Taler) durch den Feldzug erlitten.

Die Rückkehr der „Großen Armee“.

1812.

(v. Lesczynski, Aus dem Kriegsleben des Oberstleutnants Johann von Borcke.)

In Kowno befanden wir uns an der Grenze des russischen Reiches; noch einige Schritte, dann hatten wir die Brücke überschritten und standen auf preußischem Boden. Aber waren wir darum gerettet, hörten Verfolgungen, Ungemach und Kälte auf?

Am 25. Mai dieses denkwürdigen Jahres war Napoleon an demselben Orte an der Spitze einer Armee, wie die neuere Zeit noch keine gesehen, über den Niemen gegangen und hatte die Fackel dieses furchtbaren Krieges entzündet. Noch waren nicht sechs Monate vergangen, und dieser Fluß sah einen Haufen jämmerlicher Flüchtlinge, gejagt von einigen Kosaken, den Rest von 400 000 Menschen, zu Schatten abgezehrt an seinen Ufern. Dies war der Boden, auf dem vor wenig Monaten die von Hoffnungen, Stolz und Verblendung erfüllten, so oft siegreichen Heere gestanden hatten, um auf den Wink eines einzigen Tod und Vernichtung jeglicher Gestalt bis nach Moskau hinzutragen und dann als beispielloses Opfer selbst zugrunde zu gehen. Aus den russischen Steppen, die sie unter einer glühenden Sonne betreten hatten, und die nun zu Eiswüsten geworden waren, kehrten vielleicht noch tausend bewaffnete Soldaten und an zwanzigtausend mit Lumpen bedeckte Jammergestalten zurück. Mit bleichen, erdfarbenen Gesichtern, erloschenen Augen, brandigen und verstümmelten Gliedern wankten sie dahin; viele trugen den Keim des Todes in sich, der sie nur bis jetzt verschont zu haben schien, um Deutschland und ihrem eigenen Vaterlande ein Bild dieser Zerstörung zu zeigen. Die wenigen Übriggebliebenen flohen einzeln mit der größten Eile über die Brücke; sie hofften, nun alle Leiden und den schrecklichen Winter hinter sich zu lassen. Aber wenn auch dieser Verbündete des Feindes den Verfolgern Stillstand geboten und auch sie der Auflösung nahe gebracht hatte, so reichten immer noch einige Kosaken hin, um den Schrecken unter den Flüchtlingshaufen rege zu erhalten, und der Grenzfluß setzte den Verfolgungen kein Ziel. Denn der Niemen war als Strom verschwunden; der Winter hatte auch ihn erstarren gemacht, und wenngleich die wild ineinandergeschobenen Eisschollen den Übergang unsicher und beschwerlich machten, so brachen die eilfertigen Flüchtlinge, denen der enge Weg auf der Brücke nicht genügte, sich bald Bahnen und zeigten so den Russen den Weg zur Verfolgung. So flohen denn Könige, Prinzen, Marschälle, Generale, Offiziere, oft ohne jede Begleitung

zu Fuß einzeln oder ein letztes halbverhungertes Pferd mit Mühe hinter sich herziehend neben einigen hundert Bewaffneten über den Fluß, um sich in den Wäldern von Preußisch-Litauen zu verlieren.

Am 13. Dezember morgens verließen wir Kowno. Es war die höchste Zeit, denn die Soldaten waren in die Branntweinmagazine gedrungen, und unzählige lagen starr und tot auf dem Markt und der engen Straße, welche nach dem Tore führt, so daß der Weg beinahe ganz versperrt war und wie gewöhnlich die tollste Unordnung herrschte. Der Marschall Ney hatte sich an die Spitze der vorgefundenen schwachen Truppen gestellt und verteidigte Stadt und Brücke, wodurch er die Kosaken einige Zeit im Zaum hielt. Jedem, der den Zustand der Armen kannte, mußte dies Unternehmen als eine Tollkühnheit erscheinen, und man kann dem unerschütterlichen, beispiellosen Heldenmut des Mannes nur die größte Bewunderung zollen, welcher allein, als alles floh oder dem Tode erlegen war, noch an Verteidigung dachte. Auch bleibt es unbegreiflich, daß die physischen (körperlichen) Kräfte dieses Helden nicht endlich versagten.

Der König von Neapel hatte Tilsit zum allgemeinen Sammelpunkt bestimmt. Dorthin wendeten auch wir uns; aber kurz hinter Kowno teilte sich die Straße in der Richtung auf Tilsit und Gumbinnen. Wir schlugen den Weg nach Gumbinnen ein und erfuhren später, daß Murat seinen Befehl geändert und sich selbst nach Gumbinnen begeben hatte, wo alles sich sammeln sollte.

Unweit Kowno trafen wir abermals eine mit Glatteis bedeckte, verhängnisvolle Höhe an, bei der sich die Szenen wiederholten, die wir vor drei Tagen bei Wilna erlebt hatten. Hier fiel mein letztes Pferd, welches ich mit vielen Anstrengungen und Mühen mir bis jetzt erhalten, das so brav ausgehalten hatte, und das ich bereits gerettet glaubte. Auch der leichte Wagen des Generals ging zugrunde, und mit Mühe gelang es uns, seinen kranken Sohn auf einem Pferde zu retten. Wir selbst, nun aller Sorgen um irgend eines Eigentums entledigt, längst Flüchtlinge, nun ganz

Bettler, erklommen mit vieler Mühe die Höhe, indem wir die Eisbahn im Gebüsch umgingen. Die geschäftigen Kosaken hatten bald den Niemen auf der natürlichen Brücke überschritten und machten hier die letzte bedeutende Beute. Wir irrten nunmehr so lange quer durch den Wald im tiefsten Schnee fort, bis wir die Straße wieder erreichten. Gegen Abend zwang uns die Not, dieselbe wieder zu verlassen, um ein Dorf aufzusuchen, was wir glücklich fanden. Die Verfolgung durch die Russen hörte, nachdem wir den preußischen Boden betreten hatten, nach und nach auf. Sie hatten Kowno angegriffen, die letzten wenigen hundert Mann unter Ney geworfen und zerstreut und somit die letzte Stadt ihres Gebietes zurückerobert, so daß am 14. Dezember kein bewaffneter Mann der französischen Armee, mit Ausnahme des Macdonaldschen Korps in Kurland, jenseits des Niemen war. So konnten auch wir unsern ferneren Weg nach Gumbinnen mit Ruhe und sogar mit einiger Bequemlichkeit fortsetzen. In einem Dorfe verschafften wir uns einen einspännigen Schlitten, auf welchem der Sohn des Generals fortgebracht wurde. Einer Zigeunerbande gleich zogen wir von Dorf zu Dorf durch tiefen Schnee und erreichten am 16. Schirwindt, die erste preußische Stadt. In diesem Orte hatte ich im Kriege 1807 einige Zeit gestanden und fand einige bekannte Menschen wieder. Ich begab mich nach dem Rathause und bat um Unterkunft, die bereitwilligst gewährt wurde, weil der General als deutscher und ich als ehemaliger preußischer Offizier viel Teilnahme erregten. Wir erhielten in einem der besten Häuser bei der Witwe eines preußischen Offiziers, der Frau Majorin von Gerhard, Quartier angewiesen. Diese sah uns mit großen Augen an, als wir ihr Haus betraten, und als sie hörte, daß ein General mit seinem Adjutanten, durch kein äußeres Zeichen erkennbar, sondern in Schafpelze und Lumpen gehüllt, voller Schmutz, vom Rauch der Biwaks geschwärzt, mit langen, von Eis starrenden Bärten, mit erfrorenen Gliedern ihre Gäste sein sollten. Sie wußte nicht, ob sie davonlaufen oder bleiben sollte; wir waren in unserm Aufzuge nicht minder befangen, und

so war die Verlegenheit groß, bevor wir uns einigermaßen verständigten und in das reinliche, wohlgeordnete Haus, in das freundliche Zimmer einzutreten wagten — hatten wir doch seit sieben Monaten keine mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehene menschliche Wohnung erblickt. Endlich, nachdem die ersten beiderseitigen Eindrücke überwunden waren, bot unsere Wirtin alles auf, um durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit unsere Lage soviel wie möglich zu verbessern, und nahm uns mit wahrer Teilnahme und Herzensgüte auf. . .

Preußischer Landsturm 1812.

(Aus: Hans Hoffmann, Landsturm. Erzählung.)

Eisig strich der Nordweststurm über die Düne der Nehrung hin von Wasser zu Wasser. Von den Schaumkämmen der Brandung herüberspringend hob er den schweren Seesand auf und trug ihn in breiten, rauschenden Strömen über den öden Heidestreifen hinweg, an den öderen lang aufsteigenden Hängen der Sandberge empor bis zum Gipfel; und scharf über die Kante des schroffen Absturzes hinüberschießend, ließ er die gepeitschten gelben Massen jäh in die Tiefe fahren und weit hinaus sich über das Eis des Haffes verstreuen. Über das scharfe Blau des winterlichen Himmels jagten einzelne Wolken, wirrgestaltig, wüst zerblasen, zerrissenen Fahnen eines fliehenden Heeres vergleichbar; ihre Schatten flogen über die grellschimmernden Sandflächen hin wie dunkle Riesenvögel, mit schwerem Flügelschlage vorüberhastend.

Mitten in der winddurchwühlten, sandüberflossenen Einsamkeit stand auf der Dünenhöhe ein Häuflein bewaffneter Männer, sechs junge und ein alter, Söhne und Vater, hohe, markige, fast hünenhafte Gestalten. Kraftvoll stemmten sie sich gegen den sausenden Wind; der Sandstrom stob ihnen prasselnd um die Füße und hoch bis zum Gürtel empor; so standen sie wie mitten in einem wirbelnden Meere. Der Vater hob ein Buch empor, gegen den Wind es scharf zwischen seine schweren Hände pressend, und schrie

mit voller Stimme; denn so nur konnte er das Brausen übertönen: „So höret noch einmal die Worte, die unser Ernst Moritz Arndt uns sagt über den Landsturm. Denn darum führte ich euch auf diese Höhe: hier oben klingt es gewaltiger noch als drinnen in der Wärme des Ofens.“ Und er las, die einzelnen Worte stark und selbst etwas schwerfällig betonend. „Wo der Feind an- und eindringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten und Kundschafter; sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie überall und nirgends sind. Der Landsturm gebraucht alles, was Waffen heißt und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu tun . . .“

So las er laut, als sollte der Wind mit dem Sande die herben Worte hinaustragen in alle Welt. Und er fügte in schlichterm Tone die eigenen Worte hinzu: „Danach handelt. Die Zeit ist gekommen. Der Bedränger ist in unsere Hand gegeben. Laß die Zauderer und Feiglinge warten, bis der König sie ruft und zwingt. Unsere Nehrung ist das Horn Preußens; uns ziemt es, den ersten Stoß zu führen. Der Krieg ist da, das große Heer ist zerschlagen; der Russe steht an der Grenze, hat sie überschritten; wir können ihm die Hand reichen. Die Nachricht ist sicher: ein Streifkorps Tettenborns hat Tilsit erreicht, schiebt sich ein zwischen Macdonald und die andern Haufen der Flüchtigen; dorthin sollt ihr euch wenden, sollt helfen ihn abzuschneiden. Seid vorsichtig wie tapfer; es sind heile Truppen, unbesiegt und kriegstüchtig. Trefft ihr auf geschlossene Massen, so weichet seitab in die Sümpfe; sind's preußische Abteilungen, so grüßt militärisch: sie werden euch nicht hemmen in eurem Vorhaben. Wer weiß auch, wie General York sich stellen mag zu den neuen Ereig-

nissen. Stoßt ihr auf vereinzelte Schwärme der Franzosen, Marodeurs (Verwundete), Nachzügler, Verirrte, so greift sie an; Unbewehrte nehmt gefangen, wenn ihr sie den Russen einliefern könnt; Bewaffnete tötet. Laßt euch nicht bestricken von ungerechtem Erbarmen. Der Feldherr in der Schlacht darf kein Mitleid kennen, oder er wird zum Mörder seines eigenen Kriegsvolks werden. Jeder Landstürmer aber ist ein Feldherr auf eigene Hand. Tötet sie. Und wenn ihr später nach Königsberg kommt und den Arndt dort seht, so sollt ihr ihm sagen, daß hier im Sande der kurischen Nehrung ein alter Posthalter und Dünenvogt lebt, dem seine Lehre das Herz erweckt hat zu heiligem Wagnis; und dem Freiherrn vom Stein sollt ihr's sagen und dem Dohna und dem Clausewitz: Arnold Sturmhöfel ist ein Mann, auf den sie bauen können in Not und Drang. Rechtsum kehrt! Und vorwärts! Und haltet euch wacker!" Er schüttelte jedem einzelnen noch einmal die Hand, wandte sich schnell herum und schritt in südlicher Richtung auf dem schmalen Kamme der Hochdüne entlang.

Bald stand er wieder still und schaute den Söhnen nach, wie sie wanderten, vom Sande umwogt. Die Gewehre über der Schulter gingen sie schräg an dem sanft geneigten Hange hinab, bis sie den Streifen Heideland erreichten, der sich eben am Fuße der nackten Dünen entlang zog, mit spärlichen Halmen kümmerlichen Strandgrases bewachsen. Aufgerichtete Stangen bezeichneten dort, was die Poststraße hieß, und warnten vor dem Abirren in verschlingenden Triebsand. Dort wanderten sie weiter und weiter nach Norden zu. Noch einmal blickten sie umher; da hob Arnold Sturmhöfel das offene Buch hoch über sein Haupt empor, daß die Blätter im Sturme flatterten, und hielt es ihnen so als eine stumme Weisung entgegen. Sie antworteten durch Schwenken der Mützen und Gewehre; einen Schall ihrer Stimmen ließ das Brausen nicht mehr herüberdringen. „Meine Jungen! Meine herrlichen Jungen!" murmelte der Vater. Dann fiel er auf die Knie und beugte das Haupt, daß die sausenden Sandkörner wie mit Nadel-

ſtichen ſein Antlitz trafen, und betete laut: „Herr der Heerſcharen, ſchütze du ſie im Kampf! Laß ſie mir wiederkehren, wiederkehren als Sieger!“

Die Ruſſen in Königsberg 1813.

(Paul Stettiner, Oſtpreußens Erhebung und Befreiung 1812—1814.)

Am 4. Januar verließen die letzten Franzoſen in der Stille, ohne eine Trommel zu rühren, die Stadt, und ſchon in derſelben Nacht um 12 Uhr ſprengte das erſte Kommando Koſaken gegen die Schloßtreppe. Zwei Regimenter ruſſiſcher Kavallerie waren unter ihrem Befehlshaber in Königsberg eingerückt. Eine lebendige Schilderung haben wir in einem Briefe der Gräfin Amelie Lehndorff vom 7. Januar 1813: „Seit der Nacht vom 4. zum 5. Januar ſind wir in der Macht der Ruſſen. Ich habe Ihnen unſre Angſt ſchon geſchildert, als wir von Tag zu Tag friſche franzöſiſche Truppen anlangen ſahen, die Miene machten, uns zu verteidigen. Aber am letzten Tage zerſtreute ſich alles, und die Ruſſen fanden die Stadt geräumt und ohne Widerſtand. Das war ſchon ein recht beruhigender Umſtand. Indeſſen legte ſich niemand in dieſer Nacht zu Bette, obgleich man ſich mit Gewißheit ſagen konnte, daß die Ruſſen noch zur Nacht einziehen würden, ſtellte man doch auf Anordnung der Polizei Licht an jedes Fenſter. Ich war auf meinem Sofa ganz angekleidet ein wenig eingeſchlafen, als gegen 2 Uhr fremdartiger Trompetenklang ſich hören ließ, der weder preußiſchen noch franzöſiſchen Urſprungs war. Zum Fenſter getreten ſahen wir den ganzen Roßgarten-Markt voll Koſaken. Aber eine bewunderungswürdige Ruhe herrſchte überall. Meine Leute, neugierig und vertraulich, wagten die Haustür zu öffnen und ſich draußen hinzuſtellen. Das bewog ſofort einige Koſaken, ſich zu nähern und mit ihnen auf Polniſch ein Geſpräch anzufangen. Sie waren entzückt, Leute zu finden, die ſie verſtanden, ſchüttelten ihnen die Hand, liebkoſten ſie und baten um einen kleinen Schnaps und ein Stück Brot. Glücklicherweiſe hatte ich das alles im Hauſe in Vorrat. Indeſſen war es immer eine Unklugheit meiner

Leute, denn ich fürchtete, es möchte ſich allmählich der geſamte Pulk erfriſchen wollen, und meine Vorräte möchten nicht reichen. Aber zuletzt blieb es bei fünf oder ſechs, die immer unter Liebkoſungen ſich bedankten, daß wir ihnen die Türen nicht verſchloſſen hätten. Auch kamen mehrere Generale mit, die vom General Zieten empfangen wurden, der Befehl vom Könige hatte, zu dieſem Zwecke hierzubleiben, weil er einen hohen ruſſiſchen Orden hatte. So hielt er in großer Gala auf dem Platze vor ſeinem Hauſe (dem Schloß gegenüber) und machte die Honneurs.

Den einrückenden Truppen folgte am 7. Januar der Einzug des ruſſiſchen Generals Graf Wittgenſtein mit weiteren Truppen. Im Theater brachte man ein Vivat, und er rief: „Es lebe König Friedrich Wilhelm III.!“ Nach dem Theater ſpannten die Bürger ſeine Pferde aus und zogen den Wagen unter Begleitung von 100 Fackelträgern nach dem Ballhaus in der Junkerſtraße. In aller Stille war auch York am 8. Januar in Königsberg eingetroffen, bald nach ſeiner Ankunft von den Studenten durch einen Fackelzug geehrt. Am 19. Januar kam Alexander von Rußland in Lyck an. Er wurde von Deputationen der Stände und von den führenden Männern in Maſuren aufs freundlichſte empfangen. Überall gab er zu erkennen, daß er als Freund des Königs mit der beſtimmten Hoffnung auf ein enges Bündnis gegen Napoleon in die Provinz einziehe. Übergriffe einzelner Generale, über die man Beſchwerde führte, fanden ſeine Mißbilligung. Und doch beſchlich alle Gemüter herbe Sorge, als der Freiherr von Stein am 21. Januar in Gumbinnen die Vollmacht des ruſſiſchen Kaiſers zeigte, in der ihm unbegrenzte Rechte über die Verwaltung der Provinz gegeben wurden.

Die Erhebung Oſtpreußens im Frühling 1813.

(Paul Stettiner, O preußens Erhebung und Befreiung. 1812—1814.)

Zur Verteidigung der Provinz hatte ſich die Landwehr gebildet. Nicht nur in Königsberg, auch in der Provinz ging die Arbeit rüſtig vorwärts. Schon am 6. März

berichtete Schön aus Gumbinnen: „Gestern rückten 51 freiwillige Kavalleristen, gut ausgerüstet, bewaffnet und beritten, hier aus; 36 hat Gumbinnen gestellt, 9 die Stadt Pillkallen und der Müller Albrecht zu Pakalnischken 6 Mann; die letzten waren vorzüglich gut ausgerüstet, bewaffnet und beritten. Und darüber ist der Müller Albrecht kein Besitzer großer Werke, kein Mann, den man nur wohlhabend nennen könnte, aber ein braver Mann. Im ganzen Bezirk geht es in diesem Geiste fort. Der allergrößte Teil geht von hier zur Kavallerie. Bei dem Abmarschieren der 51 Mann gestern war hier eine Feier; die geachtetsten Bürger bewirteten die Braven, und der Geistliche des Orts gab ihnen auf den Marsch den Segen." Insterburg hatte bereits in dieser Zeit 60 komplett bewaffnete, gekleidete und berittene Kavalleristen gestellt, Darkehmen 41, Lötzen 70 Mann; in Angerburg trat als Freiwilliger zuerst der Bürgermeister Moy vor, und seinem Beispiel folgten 53 Mann, so daß nur zwei ausgelost werden mußten. Unter den Freiwilligen befand sich ein 75jähriger Greis, der den Feldzug als Stabstrompeter mitgemacht hat. Mancher Kreis rüstete ganze Bataillone und Schwadronen aus, wobei sich Litauen und Masuren besonders auszeichneten. Außer den von den Gemeinden pflichtgemäß und weit über die Pflicht aufgebrachten Mitteln nahm der Landhofmeister von Auerswald Beiträge zur Bekleidung freiwilliger Jäger an, die aus Studenten, Beamten und Künstlern zu Fahnenjunkern und Offizieren herangezogen werden sollten. Die Bekleidung für einen Jäger zu Fuß betrug 25 Taler, für einen zu Pferde 30 Taler. Der gesammelte Geldbetrag wurde zweitens verwandt zum Ankauf von Büchsen und drittens zur Entschädigung von Reisekosten für junge Männer zur Gestellung. In Königsberg waren schon seit dem Jahre 1812 außerordentlich große Opfer gebracht worden. Die Stadt stellte 1356 Mann Landwehr, $8\frac{1}{3}$ Prozent seiner männlichen Einwohner im Alter von 14 bis über 60 Jahren, während die Gesamtzahl der zum Heere eingestellten Mannschaft auf rund 3400 Mann angegeben wird. Es

darf nicht verschwiegen werden, daß allerdings in dem Königsberger Landwehrbataillon mehr Stellvertreter von Wohlhabenden ausgerüstet wurden als in der weniger bemittelten Provinz. Die Königsberger Kaufmannschaft leistete an freiwilligen Zwangsdarlehen insgesamt eine halbe Million Taler und trug zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger und zur Errichtung des ostpreußischen National-Kavallerieregiments natürlich bedeutend bei, obwohl Graf Lehndorff von Königsberg weniger als nichts erwartet hatte. Zahllose Sammlungen, bei denen der unermüdliche Heidemann immer wieder zur Arbeit und zum Eifer anfeuerte, wurden veranstaltet. Wer nicht Geld hatte, gab Silbergeräte, Kleinodien und bisweilen auch einfache Gebrauchsgegenstände. Es werden erwähnt unter diesen Opfergaben ein silbernes Riechdöschen, ein goldener Hemdenknopf, ein goldener Ring, ein Brillantring, aber auch eine Nadelbüchse, ein halbes Pfund Wolle, ein Hemd, ein Paar Socken, 6 Schnupftücher, 1 Schießgewehr ohne Schloß und ähnliches. Ein armes Mädchen aus Mehlsack schickt zwei Taler mit dem Schreiben: „Ich bin ein armes Mädchen, hatte mir aber etwas von meinem Vater erbettelt. So will ich mich der Pflege der verwundeten Braven mit herzlicher Freude anschließen.“ Eine andere Gabe wurde am 31. März 1813 mit folgenden Worten angezeigt: „Ein treues, in jeder Beziehung rechtschaffenes Dienstmädchen erhielt zur Zeit der französischen Anwesenheit bei der Einquartierung ein Trinkgeld von einem holsteinischen Taler und einem französischen Zweiviertelstück. Sie trägt ein deutsches Herz und will nichts mehr haben, was an deutsche Sklaverei erinnern könnte. Zur Verteidigung deutschen Vaterlandes soll es verwandt werden, und sie legt es auf den Altar des Vaterlandes nieder.“

In Königsberg brachte man an freiwilligen Geldsummen, abgesehen von der zur Rüstung bestimmten, in Vereinen und Kirchen durch Sammlungen und Aufführungen in den Jahren 1813—1815 rund 109 805 Taler auf, eine Summe, die ungewöhnlich hoch ist für jene Zeit und unendlich viel mehr bedeutet als heute. Die Königsberger

Jungfrauen ſtickten Fahnen für das Litauiſche Kavallerie-Regiment des Grafen Lehndorff, die heute noch als wertvolles Andenken im Königsberger Rathauſe aufbewahrt werden.

Oſtpreußen, das damals wenig über 46 800 Seelen zählte, brachte während des Krieges für die Landwehren 10 654 und insgeſamt 34 735 Mann auf, die Hälfte aller Männer zwiſchen 18 und 25 Jahren, während die Geſamtzahl der Mannſchaften, die in den Provinzen von der Weichſel bis zur ruſſiſchen Grenze in den Jahren 1812 und 1813 zur preußiſchen Armee eingeſtellt wurden, 71 445 Mann beträgt.

Königsberger Landwehr bei der Erſtürmung des Grimmaer Tores nach der Schlacht bei Leipzig am 19. Oktober 1813.

(Carl Friccius, Geſchichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit beſonderer Berückſichtigung auf Oſtpreußen und das Königsbergiſche Landwehrbataillon.)

Als unſere Kolonne ſich dem Tore nahte, fand ſie vorn an der Kirchhofsmauer die Tirailleure (Schützen) des erſten Bataillons des Kolbergſchen Regiments, verſtärkt durch die dritte Kompagnie desſelben Regiments, in einer ungeordneten Stellung vor, ohne daß ſie gegen den Feind irgendetwas unternahmen. Sie hatten auf den Vorpoſten der Reſervebrigade Krafft geſtanden und waren von ſelbſt ohne höheren Befehl, nur mit Erlaubnis des Regimentskommandeurs, vorgegangen. Der Prinz von Heſſen-Homburg rief ihnen zu, daß ſie als Avantgarde, wofür er ſie hielt, vorangehen und das Tor nehmen ſollten.

Ich ließ haltmachen, um den Erfolg zu ſehen. Da aber der Prinz (von Heſſen-Homburg) dieſen Zuruf zum zweiten und dritten Male vergeblich tat, ſo eilte ich mit unſerm Bataillon ſo raſch als möglich an ihnen vorbei und an das Tor hinan. Es war ungefähr 11 Uhr.

Das Tor war ſtark verrammelt, von neuen ſtarken Planken gezimmert, oben auf der Spitze, um das Überſteigen

zu verhindern, mit ſtarken eiſernen Widerhaken und unten mit vielen Schießlöchern verſehen. Das Wacht- und Zollhaus, nahe am Eingange des Tores rechts, war verlaſſen, aber die Häuſer, welche zum Teil die Vorſtadtmauer nach dem Hintertore zu bilden, beſonders aber das Gebäude, welches auf dem Kirchhof ſteht, eine Fortſetzung der Kirchhofsmauer iſt und einen ſpitzen Winkel mit dem Tore bildet, war ſtark vom Feinde beſetzt. Die Truppen, welche alſo gegen das Tor anrückten, erhielten von vorn und von beiden Seiten ein nahes ſtarkes Feuer, ohne dem Feinde hinter ſeinen Bollwerken viel ſchaden zu können. Zum Sturm war nichts vorbereitet. Wir hatten keine Leiter, keine Axt, keine Brechſtange noch andere ähnliche Inſtrumente zur Hand; kein Zimmermann, kein Pionier war uns zur Seite, kein Geſchütz in der Nähe, um das Tor einzuſchießen. Immer ſtärker wurde aus der Stadt, aus allen Fenſtern, von allen Dächern, ſelbſt vom Johanniskirchturme herab, welcher als Warte zu dienen ſchien, auf uns geſchoſſen. In jeder Minute traf ein Schuß. Mein Pferd erhielt eine Kugel in die Kinnlade und war nicht mehr zu bändigen; ich mußte es verlaſſen. In ſeinem tiefen Schmerz bäumte ſich das mächtige und ſchöne Tier unaufhörlich und wurde noch eine Zeitlang von einem Landwehrmanne feſtgehalten, riß dieſen aber bald mit ſich fort, ſprengte die Zügel und ſtürzte in wildem Laufe davon. Ich mußte nun den Dienſt zu Fuße verrichten. Indeſſen nützt es in einem Straßengefechte dem Stabsoffizier nichts, beritten zu ſein, und ſetzt ihn nur größerer Gefahr aus. Die vielen in Leipzig gebliebenen und verwundeten Stabsoffiziere beweiſen dies. Vielleicht habe ich dem Verluſte meines Pferdes meine Erhaltung zu danken.

Vorwärts zu kommen war nicht möglich, ſtehen bleiben unfehlbares Verderben, und dem Ziele ſo nahe, zog jeder den Tod einem Rückzuge vor. Die Not und Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich entdeckte Gäſebeck eine ſchwache Stelle in der Mauer, rechts zwiſchen den Pfoſten des Tores und dem Armenhauſe. Ich ergriff das Gewehr

des nächsten Landwehrmannes und stieß mit dem Kolben die dünne Mauer ein. Sie stürzte schnell zusammen, da mehrere Landwehrmänner kräftig dabei halfen. Als die Öffnung groß genug war, sprang ich durch die selbstgelegte Bresche und rief den Meinigen zu: „Ihr werdet mich nicht verlassen!“

Vor mir war schon ein kleiner, behender Landwehrmann, Gottlieb Maluga, mir unter den Händen durchgeschlüpft. Er erhielt dabei durch einen Bajonettstich eine heftig blutende Wunde im Gesicht.

Da wir in Kolonne gegen das Tor vorgerückt waren, so befanden sich die Offiziere der zweiten Kompagnie, Hauptmann Zieten und Leutnant Klebs I und die der dritten Kompagnie, Hauptmann Montherby und Leutnant Stumpf, vor und in meiner Nähe. Auf meinen Zuruf sprang Montherby vor und rief, den Säbel hochhaltend: „Kameraden, folgt mir!“

Er wurde aber sogleich dicht hinter mir, als er die Bresche besteigen wollte, von einer Kugel in den Kopf getroffen und sank seinem Freunde Stumpf tot in die Arme. Jeder fühlte den Schuß mit. Montherby war die Zierde und der Stolz des Bataillons, und niemand kam ihm an Adel und Reinheit der Gesinnung gleich. Er war das Muster eines Landwehrmannes, der friedlichste und genügsamste Bürger, der gewissenhafteste Geschäftsmann, der treuste und liebenswürdigste Gefährte, der entschlossenste Soldat. Unbemerkt und unbewußt zog er alle Gemüter an sich und verbreitete durch sein Beispiel die segensreichsten Folgen. Er hat gelebt für alle Zeiten.

Stumpf küßte unter Tränen die erblaßte Wange, drückte sie an sein Herz und eilte mir mit vielen andern nach, um sich an die Spitze der verwaisten Kompagnie zu stellen, welche den Verlust des seltenen und edlen Mannes am tiefsten und schwersten empfand. Jeder wollte den geliebten Führer rächen, es ihm gleichtun im Leben und im Tode. Wer nur irgend konnte, machte sich Bahn durch alle Hindernisse, niemand wollte zurückbleiben, jeder der Vorderste sein.

Entzückt über unser schnelles Eindringen äußerte der Prinz: „Wahrlich, die Landwehr erwirbt sich heute einen großen Ruhm und übertrifft manche Linientruppen," wobei er nach den Tirailleuren des Linienregiments hinsah, die noch immer an der Mauer standen, ohne mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen oder nach unserm Beispiele, was das Beste gewesen wäre, die Kirchhofsmauer einzuschlagen und dort durchzudringen, und gab uns Zeichen des Beifalls.

Rückkehr der ostpreußischen Landwehr.
1814.

(P. Rosenwall, Bemerkungen eines Russen über Preußen und dessen Bewohner, gesammelt auf einer im Jahre 1814 durch dieses Land unternommenen Reise. — Mainz 1817.)

Einem herzerhebenden Volksfeste habe ich beigewohnt, einem Feste, das wohl wenige seinesgleichen auf unserm kriegerischen Erdteil gehabt hatte. Ich sah die ostpreußische Landwehr einrücken und muß gestehen, daß ich nie etwas Rührenderes und Erhabeneres erlebt habe, obgleich ich bei manchem Einzug eines Monarchen, der zur Vermählung oder Krönung in seine Hauptstadt kam, zugegen war.

Schon am Abend vor dem Einzuge war ganz Königsberg in Bewegung; jeder bereitete sich zum Empfang der geliebten Heimkehrenden vor, und alles strömte aus den Toren, um Eichenzweige zu Kränzen für die einziehenden Helden zu holen. Kaum fing es an zu tagen, als es schon lebhaft auf den Straßen wurde. Viele eilten schon entgegen; andere gingen in die Gärten, um Blumen zu kaufen, die den Gärtnern bis auf den letzten Rest um jeden Preis abgenommen wurden. Endlich setzten sich die Wagen und Reiter in Bewegung, und obgleich jeder wußte, daß es noch viel zu früh war, so strömte doch alles schon zum Brandenburger Tor hinaus von Ungeduld nach den Heißersehnten getrieben. Ganz Königsberg war auf den Beinen; wer gesund war und vom Hause abkommen konnte, fuhr, ritt oder ging entgegen, und selbst Kranke ließen sich nach der Straße tragen, durch welche die einziehenden Krieger

kommen mußten. Die Schiffe hatten sämtlich geflaggt, viele von ihnen hatten an der grünen Brücke, über die der Zug kommen sollte, angelegt; die Matrosen waren in ihren Feierkleidern und harrten der Kommenden in den Mastkörben. Das Nassengärter Tor war in einen Triumphbogen verwandelt, die Schützengilden waren unter Musik mit ihren Fahnen ausgezogen und stellten sich auf dem Nassengarten, einer Vorstadt von Königsberg, auf, die Wälle waren mit Kanonen bepflanzt, und von den Toren wehten die Fahnen der Stadt. In das Landhaus Dibrisruh hatten die Bürger Wein und Eßwaren gebracht zu einem Frühstück für die Rückkehrenden; bis dahin waren auch die Magistrat- und Bürgerdeputationen hinausgefahren, und da wartete alles auf die Helden. Eine Volksmenge von wenigstens 20 000 Menschen war hier versammelt; ohne Wache, ohne alle polizeiliche Aufsicht verhielten sich alle trotz der lauten Freude, so ruhig und anständig, daß ich auch nicht den leisesten Zwist vernommen habe. Vornehme und Geringe, Junge und Alte, alle trugen Eichenkränze und Blumensträuße, und selbst Greise und alte Mütterchen wankten herbei mit der Eichenkrone im Arm. Aus allen Gesichtern sprach unverkennbare Freude, jeder Blick war voll frohen Erwartens nach der Gegend gerichtet, von wo die Ersehnten kommen mußten, und nur einige, die schon den Tod der Ihrigen erhalten hatten, standen einsam hinter der frohen Menge und ließen still ihre Tränen fließen; denn der laute Jubel mahnte sie doppelt schmerzhaft an ihren Verlust. Auf einer Anhöhe war eine Musikkapelle aufgestellt, auf einer andern stand eine Kanone, um der ankommenden Landwehr ein Zeichen zu geben. Die hohen russischen und preußischen Militärs, die hohen Zivilbeamten, die Geistlichkeit und alle vornehmen Fremden waren zum Empfang in dem Saal des Landhauses versammelt; vor dem Eingange des Hauses standen zwölf weißgekleidete Mädchen mit Kränzen und Blumengewinden. Da das Landhaus die Menge der Krieger nicht zu fassen vermochte, hatte man in besonders zu diesem Zwecke errichteten Lauben Speisen aufgestellt zum Frühstück für die Heimkehrenden.

Endlich donnerte die Kanone das Zeichen der Ankunft, und nun setzte sich die ganze Menge in Bewegung, um den ruhmbekränzten Söhnen des Vaterlands entgegenzuziehen. Wie ganz anders beträgt sich eine gaffende Menge, die von der Neugierde, einem Prunkaufzuge zuzuschauen, vor das Tor gelockt wird, als ein freies, tugendhaftes Volk, das seinen heißgeliebten Söhnen, die siegend aus dem Kampfe fürs Vaterland heimkehren, seine dankbaren Herzen entgegenträgt! Wie innig froh und doch wie anständig ging es hier zu! Der Kanonendonner lockte ein lautes Hurra! hervor; alles eilte entgegen, und doch ward auch nicht eines der Kinder, die unter der Menge waren, beschädigt oder gestoßen.

Ein zweites fröhliches Hurra ertönte, als man die Krieger zu Gesicht bekam, und diese beantworteten es. Doch nun ging es rascher vorwärts, alles eilte, um die Teuern zu empfangen, man stürzte auf sie zu, umarmte, herzte, drückte sie; die Gewehre wurden ihnen entrissen, die Linie wurde gesprengt. Vergebens kommandierten die Offiziere mit nassen Augen; ihr Ruf verhallte in dem Jubel. Man zog sie selbst hinein, man umkränzte sie und ihre Pferde, man jauchzte laut; kein Auge blieb trocken, und die heilige Bruderliebe feierte ihren schönsten Triumph. Allmählich wurde die Freude ruhiger, die Sehnsucht nach den Langentbehrten war gestillt, und nun gelang es den Offizieren, die Ordnung wiederherzustellen, was sie mit sanfter Stimme, ohne Zeichen des Unwillens taten, und jetzt ging der Zug nach dem Landhause zu, wo die Vornehmsten die Krieger mit glückwünschenden Reden empfingen und dann alle zu dem Frühstück einluden, welches von den Offizieren im Landhause, von den andern Militärs im Freien eingenommen wurde.

Eine wohlgekleidete junge Dame mit einem kleinen Mädchen an der Hand drängte sich jetzt unter die Frühstückenden. Sie hatte einen Eichenkranz in der Hand und lief in großer Eile durch die Reihen; sie schien jemand zu suchen. Ihre ängstlichen Blicke schweiften rastlos im Kreise umher, sie schien nach jemand fragen zu wollen, doch

kämpfte sie lange mit sich selbst, ehe sie an einen Unteroffizier herantrat und nach ihrem Bruder fragte. Schweigend und traurig sah sie der Mann an; das schreckensvolle Wort wollte ihm nicht von den Lippen. Da trat ein anderer hinzu und sagte: „Fassen Sie sich! Der blieb vor Paris.“ Leichenblässe überzog ihr Gesicht, sprachlos stand sie einige Augenblicke da; dann zerriß sie den Eichenkranz, warf ihn zur Erde und rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „O, nun habe ich alles verloren! Mann und Bruder tot; nun bin ich allein auf der Welt!“ Sie hob bei diesen Worten das Kind empor und ging nach der Stadt zurück. Tief rührte jeden Umstehenden der Schmerz der jungen Witwe, die sich mit ihrem gebrochenen Herzen aus dem Kreis der Freude stahl. Wie manches edle Blut floß, um der Welt die Freiheit zu erringen; wie mancher kinderlose Vater, wie manche gattenlose Frau, wie manche verwaiste Braut trauerte einsam um den Heißgeliebten, der das junge Leben auf dem Schlachtfeld verblutete! Der Gedanke mischte Wermut in einen Freudenkelch, und nur schwachen Anteil konnte ich jetzt an dem allgemeinen Frohsinn nehmen, da ich mich in die Lage der Trostlosen versetzte, denen der heutige Tag die letzte Hoffnung raubte.

Nach dem Frühstück ging der Zug nach der Stadt. Jeder lief nun mit seinem Kranze herbei; und bald waren die Landwehrmänner damit überdeckt. Blumen wurden auf den Weg gestreut, von allen Seiten tönte Musik, die aber von den beständigen Hurra- und Lebehochrufen überschrien wurde, wozu noch die auf dem Walle aufgepflanzten Kanonen donnerten. Als das Militär auf dem Paradeplatz angekommen war und nach einer Ansprache des Chefs in die Quartiere gewiesen werden sollte, war man in Verlegenheit; nicht aus Mangel an Quartieren, sondern im Gegenteil, man wußte nicht, wie man die Bürger befriedigen sollte, von denen jeder wenigstens einen Krieger bei sich aufnehmen wollte. Jeder pries seine Wohnung als geräumig, seinen Tisch als wohlbesetzt an, und beinahe

mit Gewalt bemächtigte man sich der braven Krieger, so daß nur mit Mühe die Anverwandten ihre nähern Rechte geltend machen konnten.

Auf der Wanderschaft.

1820.

(M. und J. Rehsener. Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Karl Scholl.)

Die erste Nacht auf unserer Wanderschaft brachten wir in Prökuls zu — wo ich zum ersten Male auf der Diele auf Streu liegen mußte; — den folgenden Tag in Cibben (Szibben), einem großen Kirchdorf, wo mein erster Lehrgeselle sich verheiratet hatte und die Böttcherei betrieb. Er freute sich, daß ich ihn besuchte, ließ für uns beide ein gutes Abendbrot bereiten und gab uns auch Nachtquartier.

Den dritten Tag gingen wir bis Cameitkehmen (Szameitkehmen), blieben die Nacht im Postkrug und mußten am Morgen anständig bezahlen — ich immer den größten Teil.

Den vierten Tag nachmittags 2 Uhr waren wir am Memelstrom angelangt, und weil derselbe angeschwollen war und in der Mitte noch Grundeis ging, mußten wir, um hinüberzukommen, für die Person eine Mark Fährgeld zahlen. Wir kamen 5 Uhr abends in Tilsit an und kehrten in der Böttcherherberge ein.

Ich hatte mir bei dem schlechten Wege die Hacken durchgescheuert und mußte ein paar Tage Ruhe halten. Mein Reisekamerad ging unterdessen bei den Meistern in der Stadt herum und hatte auch wirklich Arbeit bekommen, welches mir sehr lieb war; denn ich mochte nicht länger mit einem Menschen reisen, der nur auf meine Kosten reisen wollte, um so weniger, als ich selbst nicht viel Reisegeld besaß.

Meine Mutter hatte mir den Auftrag gegeben, meine einzige Schwester, die in Schmalleninken an einen berittenen Grenzkontrolleur verheiratet war, zu besuchen.

Von Tilsit bis Schmalleninken sind sieben Meilen. Ich ging nach zwei Tagen Ruhe den dritten nach Ragnit. Der Weg hierher war schon schlecht. Nun hätte ich einen vernünftigen Menschen, der den Weg kannte, fragen sollen, wie derselbe nach Schmalleninken beschaffen wäre, das hatte ich aber unterlassen, und dafür mußte ich schwer büßen.

Von Ragnit führte der Weg wohl eine Meile neben dem Memelstrom her und dann links ab nach der russischen Grenze! Das war ein Weg! Nichts wie Lehm- und Torfboden, und durch das täglich Schnee mit Regen vermischte Wetter war der Grund ganz aufgeweicht. Ich hatte hohe Reisestiefel, sank fast bei jedem Tritt bis an die Waden in den Morast, und etliche Male ist es mir passiert, daß der Stiefel im Lehm stecken blieb und ich den nackten Fuß herauszog.

So hatte ich mich einen ganzen Tag mit zwei Meilen durchgequält und war froh, daß ich gegen Abend ein Dorf erreichte, in dem sonst lauter Litauer wohnten. Ich kehrte im Kruge ein. Der Wirt, ein Deutscher, wunderte sich, wie ich diese Straße gekommen sei, die bei jetziger Jahreszeit kein Mensch wanderte, weil auf vielen Stellen nicht durchzukommen wäre, besonders für den Fußgänger. Er fragte, wo ich denn eigentlich hinwollte. Als ich sagte, ich wolle nach Schmalleninken zu meinem Schwager, dem Grenzkontrolleur Blühr, meinte er, den kenne er sehr gut, aber die drei Meilen dorthin seien noch weit ärger als die, welche ich schon gegangen wäre, und weil viele Schmuggelwege daneben liefen, könnte ich mich leicht verirren. Da dachte ich: Dann geht es nicht, dann hast du diesen sauren Weg umsonst gemacht.

Ich fragte den Wirt, welches jetzt die nächste Stadt von hier aus nach Königsberg sei. Er nannte mir Stallupönen, das von dem Krug drei Meilen entfernt wäre. Ich ließ mir etwas zu essen geben, trank noch ein Glas Bier und bat, mir ein gutes Nachtlager zu besorgen. Jetzt fragte ich nach dem rechten Wege. Wenn ich aus dem Dorfe hinauskäme, sagte der Wirt, würde ich einen hölzernen

Wegweiſer ſehen, der mit dem rechten Arme nach Stallupönen zeigte, dem ſollte ich nur nachgehen. Von Anfang würde eine Meile noch ſchlechter Weg ſein, aber weiter ſich Sandboden finden.

Des Morgens ließ ich mir ein Glas Bier warm machen, bezahlte — der Mann war billig —, reinigte meine Stiefel und ſetzte meine beſchwerliche Reiſe fort.

In Stallupönen in der Herberge war die Wirtin eine Witwe und eine ſehr menſchenfreundliche Frau. Da es nur eine kleine Stadt war, verkehrten faſt alle Handwerker dort. Es hatte nachmittags faſt zwei Stunden geſchneit und geregnet, und ich war tüchtig durchnäßt, da zeigte mir die Wirtin freundlich hinter dem Ofen eine Stelle, wo ich meine Kleider trocknen konnte, beſorgte ein gutes Abendbrot und ein gutes warmes Bett. Des Morgens bekam ich ein halb Quart Warmbier und ein Stück Butterbrot; dann zog ich mich an und ging zu den fünf Meiſtern, die in der Stadt wohnten, mein Geſchenk abholen. Das Böttcherhandwerk war damals ein geſchenktes Handwerk, d. h., wo man bei den Meiſtern nicht Arbeit bekam, bekam man einen Silbergroſchen Geſchenk. — Nun ſtiefelte ich auf Gumbinnen los.

Ich glaubte dieſe Stadt noch bis Abend zu erreichen, der ſchlechte Weg und Nachmittag das ſchlechte Wetter, Regen und Schnee, machten es unmöglich. Da es ſchon dunkel wurde, mußte ich in ein großes Dorf, namens Curkepönen (Szirgupönen?) einkehren.

Der große Krug, ein ſtattliches Gebäude, ſtand vor mir. Hier glaubte ich, ein gutes Bett zu finden und meine Kleider notdürftig trocknen zu können, aber da hatte ich mich ſtark verrechnet. Der Wirt, ein reicher, dicker Mann, war der größeſte Schurke, den ich auf meiner ganzen Reiſe kennengelernt habe.

Mein erſter Willkomm war: „Na, wo kommt der noch ſo ſpät her?“ Ich ſagte: „Herr Wirt, ich wollte noch heute Gumbinnen erreichen, aber bei dem ſchlechten Weg und Wetter bin ich genötigt, hier zu bleiben.“ Er brummte etwas unter den Bart, das war nicht ja noch nein. Ich

legte mein Felleisen ab und bat um ein Glas Bier, das war sauer und fast nicht zu trinken. Ich fragte, ob ich nicht für Geld und gute Worte etwas Warmes zu essen bekommen könnte oder ein Stoof Warmbier. Er antwortete, bei ihnen wäre Abendbrot schon vorbei, und für einen lumpen Handwerksburschen werde man nicht extra Feuer machen. Dann bat ich, er sollte mir ein gutes Bett anweisen, ich würde gut dafür bezahlen, auch wollte ich mir ein reines Hemd anziehen, damit ich mich erwärmen könnte. Da lachte der Kerl laut auf und sagte: „Einem Handwerksburschen ein Bett geben, ha, ha, ha! Na, da kommt Ihr mir schön an, Ihr könnt froh sein, wenn ich Euch die Nacht auf der Bank liegen lasse!“

Was sollte ich armer Mensch machen? Die Stube war groß, gleich einer kleinen Reitbahn, kalt, ungeheizt und nun mit nassen Kleidern auf einer Bank liegen! Wäre es nur nicht so dunkel gewesen und hätte es nicht so stark geregnet, dann wäre ich weiter gegangen; aber jetzt mußte ich bleiben. Wenn ich an diese Nacht jetzt noch denke, überläuft es mich eiskalt. Ich streckte mich auf die harte Bank, die Zähne klapperten mir im Munde; wenn ich mich ein wenig erwärmt hatte, drückten mich die Knochen und so wurde ich die ganze Nacht nicht warm und konnte kein Auge schließen.

Herzlich froh war ich, als ich am Morgen sich die Leute im Hause bewegen hörte. Hatte ich am Abend mich ohne Nahrung behelfen müssen, so wollte ich auch hier kein Frühstück verlangen. Kaum wurde es so weit Tag, daß ich den Weg sehen konnte, so bezahlte ich mein Glas saures Bier, schnallte mein Felleisen um und trat vor meinen Wirt, indem ich ihn fragte: „Herr Wirt, haben Sie auch Söhne?“ Er antwortete: „Warum fragen Sie das?“ Ich sagte: „Ich möchte es gern wissen.“ — „Jawohl, ich habe zwei Söhne,“ erwiderte er. „Einer lernt die Landwirtschaft, und der andere ist bei den Insterburger Dragonern.“ Da sagte ich, scharfbetonend: „Dann möchte ich einem von beiden eine solche Nacht wünschen, wie ich sie bei Ihnen zugebracht habe, Adieu,“ und so ging ich ab.

Draußen begegnete ich bald Leuten aus dem Dorfe, darunter auch einer Frau, die ich freundlich grüßte, sie stand still und fragte: „Fremder, schon so früh auf dem Marsch?“ Ich antwortete: „Wenn man so ein Hunde-Nachtquartier gehabt hat wie ich, so sucht man, je eher je lieber, fortzukommen.“ Sie fragte weiter, wo ich denn im Quartier gewesen wäre. Ich sagte: „Dort in dem großen Krug.“ Die Frau rief aus: O mein Gott, wo sind Sie hingeraten! Da verkehrt kein Mensch, nur die großen Gutsbesitzer, die mit mehreren beladenen Wagen nach der Stadt fahren, und Fuhrleute, weil er eine große Stadolle (Auffahrt) für Wagen und Pferde hat. Dieser Großwirt achtet arme Leute noch weniger als seinen Hund. Wenn Sie das Dorf zu Ende gegangen wären, da steht eine Schmiede und gerade über ein Krug. Dort sind brave Wirte, nur dort verkehren auch unsere Dorfleute.“ Ich dankte der Frau, ging in den mir bezeichneten Krug und wurde freundlich aufgenommen.

Als ich dem Wirt erzählte, wie es mir die Nacht ergangen wäre, kam auch die Wirtin herzu und zeigte mir, wo ich meine Kleider etwas trocknen könnte, während sie mir ein gutes Frühstück besorgte. Der Ofen war schon früh geheizt, da machte ich es mir recht bequem und blieb bis zum Nachmittag, weil ich wußte, daß ich die eine Meile bis Gumbinnen wohl zwingen würde. Nach dem Essen bezahlte ich meine Zeche, dankte den Leuten für die freundliche Aufnahme und stiefelte fröhlich und wohlgemut auf Gumbinnen los, kam noch vor drei Uhr dort an, und weil wir da eine Brüderschaft hatten, kehrte ich auf unserer Herberge ein.

Morgens ging ich zu den Meistern anfragen, ob Arbeit oder Geschenk. Da es kurz vor den Feiertagen war, gab es keine Arbeit, und so erhielt ich mein Geschenk; sah mir ein wenig die Stadt an, besonders die Regierungsgebäude und die Kirche, und kehrte wieder zu der Brüderschaft zurück, wo ich den Tag und die Nacht blieb, weil wir zwei Gesellenfreibetten hatten.

Tags darauf ging es nach Insterburg. Auf guter Straße kam ich noch vor Dunkelheit an und kehrte ebenfalls in der Herberge ein.

Masuren nach den Befreiungskriegen.

(Fritz Skowronneck.)

Der Anfang des 19. Jahrhunderts hatte an das arme, von ewigen Heimsuchungen darniederliegende Masurenland so schwere Anforderungen gestellt, daß man sich wundern muß, wie es die ewigen Brandschatzungen ertragen konnte. Das letzte, „was er noch unter der Seele hatte," wie man in Ostpreußen zu sagen pflegt, hatte es beim Ausbruch der Befreiungskriege dem Vaterland zum Opfer gebracht. Das soll man nie vergessen, wenn man ein Urteil über die Vaterlandsliebe und die Opferliebe der Masuren fällt. Sie haben so viel geleistet, daß sie über jede Verdächtigung, wie sie erst neuerdings erhoben worden ist, weit erhaben sind. Sie sind durch das Feuer der schwersten Not gegangen, gehärtet und geläutert.

Man macht sich schwer einen Begriff davon, wie sich das Leben nach den Freiheitskriegen in dem bis aufs Mark ausgesogenen Landstrich gestaltete. Handel und Wandel stockte. Nur etwas Holz wurde auf dem Pissek durch Polen zur Weichsel und dann wieder nordwärts nach Danzig geflößt, aber der Erlös kam ja nicht den Bewohnern sondern dem Forstfiskus zugute. Eine Möglichkeit, das überschüssige Getreide zu verwerten, war nicht vorhanden. Man muß sich nur vorstellen, daß es in Masuren damals so gut wie keine Steinstraßen, keine befestigten Wege gab. Ein unternehmender Kaufmann hatte allerdings in den dreißiger Jahren einige Lastkähne bauen lassen und mit ihnen Getreide auf der Wasserstraße verschickt, aber das war eine Schwalbe, die keinen Sommer machte, denn sein Beispiel blieb ohne Nachahmung, weil sogar dem Kaufmannsstande jeder Unternehmungsgeist fehlte. Mit Mühe brachten die Gewürzkrämer der kleinen Städte ihre Waren zu Wagen von Königsberg ins Land. Sie hatten außerdem noch mit der ganz außerordentlichen Be-

dürfnisloſigkeit der Maſuren zu kämpfen. Auch der Handwerksſtand konnte den goldenen Boden nicht finden, denn der Maſur war von jeher ſehr geſchickt mit Säge, Axt und Hobel und hütete ſich, die Dienſte eines Handwerkers in Anſpruch zu nehmen, die er mit barem Gelde bezahlen mußte. War es doch für ihn ein Kunſtſtück, das Geld, des er zur Bezahlung ſeiner Hypothekenzinſen und Steuern bedurfte, aufzubringen.

Die beſte Einnahmequelle war Leinwand. Es wurde viel Flachs gebaut, die Frauen ſpannen und webten, und zu dem großen Leinwandmarkt in Lyck erſchienen fremde Händler, die mit barem Gelde zahlten. Ja, ſind doch die Maſuren mit ihrer Leinwand bis zum Wallfahrtsort Heiligelinde im Ermland gefahren, wo jährlich mehrere große Märkte ſtattfanden.

Das Getreide war ſo billig, daß es ſich nicht lohnte, mit einer Fuhre 20 bis 30 Meilen bis Königsberg zu fahren. Aber die Maſuren wußten ſich zu helfen. Sie ſtellten aus dem Getreide Grütze her. In jedem maſuriſchen Bauernhauſe ſtand damals eine Handmühle. Auf einem Mahlſtein lag ein zweiter, der mit einer Stange gedreht wurde, deren oberes Ende in einer Öffnung des Balkens ſteckte. Schon vor Tau und Tag mußten die Mägde aufſtehen und ſo viel Getreide mahlen, wie für den Tag gebraucht wurde. Die alten Mühlen, die auf der Lucht, d. h. auf dem Hausboden ein unrühmliches Ende gefunden hatten, wurden in dieſem Krieg, als die Zurückgebliebenen von aller Welt abgeſchnitten waren, wieder hervorgeholt und in Betrieb geſetzt.

Der Hausfleiß der Frau ſorgte noch für mehr. In der Hauptſache wurde abends in einem Kamin Kien zur Beleuchtung gebrannt oder es wurden trockene Fichtenſcheite in lange dünne Blätter zerſpalten, die in einem Geſtell ſchräg eingeklemmt mit ziemlich heller Flamme brannten. Für feierliche Gelegenheiten goſſen die Frauen Lichte aus Talg oder Wachs. Und ſie webten nicht nur Leinwand ſondern auch Wollzeug in lebhaften bunten Farben für Sommer und Winter. Für die Männerkleidung wurde ein

sehr dickes, stark gewalktes Tuch, das nahezu unverwüstlich war, gewebt, das sogenannte „Wand“.

Die Frauenkleider wurden im Hause selbst genäht. Für die Mannskleider wurde ein Schneider zu Hilfe genommen, der sein Gewerbe im Umherziehen betrieb und bald bei dem einen, bald bei dem anderen Bauern einige Tage arbeitete. In derselben Weise ließ auch der Bauer seine Sielen und seine Stiefel von Handwerkern, die zu ihm ins Haus kommen mußten, anfertigen. Viel Stiefel haben die Masuren nicht zerrissen, denn im Sommer gingen sie meistens barfuß, und im Winter trugen sie Chodakes, selbstgefertigte Schuhe mit dicker Wandsohle, die mit Bändern bis zum Knie festgeschnürt wurden. Zum größten Teile wurden diese Handwerker wohl mit Naturalien belohnt.

Die Masuren führten also ein Wirtschaftsleben, das im Reich schon seit einem Jahrhundert überwunden war. Ich habe es noch genau kennen gelernt, denn der Umschwung setzte erst nach dem Kriege 1870—71 ein. Bis dahin hatten die Masuren an ihren Wagen buchstäblich kein Lot Eisen. Selbst die Achsen der Wagen waren aus Holz und mußten reichlich mit Teer beschmiert werden. Die Lischke, in der sich dies Schmiermittel befand, hing unter jedem Wagen.

Auch in meinem Elternhause wurde Kien und selbstgegossenes Licht gebrannt. Nur für ganz feierliche Gelegenheiten gab es eine Photogenlampe, in der Rüböl gebrannt wurde. Es war ein Ereignis, nicht nur für das Dorf sondern für die ganze Umgegend, als in meinem Elternhause zum erstenmal die erste Petroleumlampe angezündet wurde. Es war ein kleiner Flachbrenner, aber von weit und breit kamen Leute, um dies Wunder anzustaunen.

Mit dem Postwagen durchs Land.

(Nach Bernstein. Aus: Th. Scharf, Lesebuch für gewerbliche Unterrichtsanstalten.)

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts verstand es sich ganz von selber, daß es jedem guten Bürger, der seinen Heimats-

ort einmal auf einige Tage verlassen und eine Reise antreten mußte, höchst vernünftig vorkam, hierzu die Erlaubnis der hohen Behörde nachzusuchen und sich von ihr einen hübsch gedruckten und wohlgestempelten Bogen auszubitten, den man Reisepaß nannte.

Darin stand dann angemerkt, daß der gute Bürger ein ganz ordentlicher, anständiger Mensch sei, der die Erlaubnis erhalten habe, innerhalb einer genauen angegebenen Zeit eine Reise nach N. zu machen. Sehr gewissenhaft war auch darin der „Zweck der Reise" bemerkt, und um jede Verwechslung zu vermeiden, wurden sorgsam Name, Geburtsort, Statur und Aussehen von Kopf bis zum Fuß verzeichnet. Wenn dann der Bürger mit seinem guten Fuhrwerk ganze acht Meilen den Tag über zurückgelegt und am Abend seinen Paß am Tore der fremden Stadt der Polizeiwache vorzeigte, nachdem er bloß zweimal auf der Landstraße von Gendarmen angehalten worden, um sich zu legitimieren, so pries er Gott für den Segen, in einem zivilisierten Staate zu wohnen und schlief im Gasthof in dem schönen Bewußtsein ein, daß er trotz der weiten Entfernung von der Heimat geborgen sei, weil das Auge der Obrigkeit über ihm wache.

Im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts kam die Fahrpost auf, die nicht nur am Tage, sondern auch nachts mit Pässen wohlbeglaubigte Passagiere im Hauptwagen und zuweilen — wenn die Reiselust sehr groß war — in einem oder zwei Beiwagen, je vier Personen in die Welt hinausbeförderte. Ja, es gab Tage, wo die Posthalter in kleinen Städten auf der Hauptstraße des Reiseverkehrs erschreckt und überrascht wurden durch drei Beiwagen, die weiter befördert werden mußten. Aber die gute Ordnung unseres Staatswesens half auch in solch außerordentlichen Fällen über alle Verlegenheit der Posthalter fort, wie sie sich dessen rühmten, wenn sie abends nach dem großen Ereignis am Solotisch im Kreise des Herrn Bürgermeisters, des ersten Kämmerers und des Herrn Apothekers einen Erholungstrunk genossen und mit

Stolz auf die Erfolge versicherten: wir legen jetzt in vierundzwanzig Stunden richtig unsere achtzehn Meilen zurück.

Da trat in der Mitte der zwanziger Jahre des 19. Jahrhundert gar die Schnellpost auf!" „Vier Pferde!" „Jede Stunde eine Meile!" „Und sie geht alle Tage und nimmt samt Beiwagen achtzehn wagehalsige Passagiere mit, die sich nicht scheuen, in so rasender Schnelligkeit Tag und Nacht durch die Welt zu jagen! Das muß man sehen, um es zu glauben!" Und wirklich: unser guter Lehrer, der davon gehört und sich beim Posthalter erkundigt hatte, teilte die Merkwürdigkeit uns Kindern in der Schule mit, daß morgen abend Punkt 5 Uhr 32 Minuten eine solche Schnellpost mit vier Pferden in unsrer Vaterstadt direkt von Berlin ankommen und bei dem Posthalter vor der Tür fünf Minuten halten werde, um sodann wieder davonzujagen, bis nach Königsberg, das in dreimal vierundzwanzig Stunden erreicht werde.

Nach ernstlicher Beratung mit dem strengen Herrn Hilfslehrer wurde uns dann noch am selbigen Tage bekannt gemacht, daß wir Kinder alle, wenn wir fest versprächen, morgen nicht auf der Straße neben der Schnellpost herzulaufen, mit den beiden Lehrern bis eine halbe Meile vor die Stadt hinausgehen würden, wo wir die Schnellpost „im vollen Fluge" würden vorbeijagen sehen. Wir sollten nur unsern Eltern noch ankündigen, wie alle nötigen Vorsichtsmaßregeln würden getroffen werden, daß niemand von uns in dem gefährlichen Augenblick die Landstraße betreten könne.

Die Expedition ging bei schönen Wetter ganz glücklich vonstatten. Die Lehrerin hatte eine Waschleine mitgenommen, die auf der Landstraße von Baum zu Baum gebunden wurde. Die ganze Gesellschaft, groß und klein, mußte sich hinter dieser Barriere aufstellen und geduldig verharren. Nur die beiden Lehrer, der Hauptlehrer mit der uns wohlbekannten dicken Taschenuhr in der Hand, wagten es, die Landstraße zu betreten und hinauszublicken in die Ferne, von wo der Zug herkommen sollte. Unsere Herzen pochten

vor Neugier und Wunderſucht. Die Unruhigen drängten dermaßen vorwärts, daß ſchier die ausgezeichnete Waſchleine hätte zerreißen können, wenn nicht die Schulmeiſterin mit dem Röhrchen ihres Gatten die Mutwilligſten von uns in Reſpekt gehalten hätte. Da, richtig — es war wirklich „auf die Minute“, wie unſer Lehrer zu Ehren der königlichen Schnellpoſt und ſeiner guten Taſchenuhr noch wochenlang nachher verſicherte — da erhob ſich eine Staubwolke auf der Landſtraße! Die Lehrer ſtürzten eiligſt hinter unſre Barriere und nahmen die Hüte ab. Wir Kinder nebſt Begleitung taten desgleichen. Und ſie kam näher und näher! Wir ſchwenkten die Mützen und ſchrien vor Begeiſterung unſer „Hoch und Hurra!“ aus vollſter Kehle. Sie flog vorüber. Ein Hauptwagen und ein Beiwagen, und ein Staubwirbel hinterher! Da war kein Halt mehr! Wir drängten vor, um ihr nachzuſehen, und — die gute alte Waſchleine war mitten durchgeriſſen.

Die Lehrerin wollte eben mit dem Röhrchen auf uns losfahren, aber unſer wackrer Lehrer wehrte ihr ab. „Bei ſolchen merkwürdigen Ereigniſſen müſſe man mit der Jugend Nachſicht haben.“

In der Tat machte der Anblick auf uns den Eindruck der raſendſten Geſchwindigkeit. Die Begeiſterten von uns behaupteten, daß die Schnellpoſt mit acht, zehn, zwölf Pferden vorbeigeſauſt ſei. Unſer Lehrer belehrte uns, daß es wirklich nur vier am Hauptwagen und zwei am Beiwagen geweſen; aber die Schnelligkeit wäre ſo groß, daß alles doppelt erſchienen wäre. Auch er ſelber hätte darauf ſchwören mögen, daß er mehr als vier Pferde geſehen habe.

Als wir uns wieder ordnungsvoll auf dem Heimwege unſrer guten Stadt näherten, kamen uns der Gendarm und der Stadtwachtmeiſter entgegen und verkündeten uns, daß ſie lange, lange ſchon wieder fort ſei. — „Das geht zu weit,“ ſagte der letztere und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Vom Revidieren der Päſſe,“ ſetzte ſein Begleiter hinzu, „konnte gar nicht mehr die Rede ſein! Wohin das noch kommen wird, mag der liebe Gott wiſſen!“ Unſer

braver Lehrer meinte zwar: „Solche Herren, die die königliche Schnellpost aufnimmt, die hätten sicher jeder einen guten Paß in der Tasche; darauf könne man sich wohl verlassen," — aber der Herr Stadtwachtmeister schüttelte so sehr den Kopf, daß wir wohl sahen, er traue selbst der Schnellpost nicht.

Chausseen und Eisenbahnen.

(Nach Richard Pape, Die Entwicklung des allgemeinen Wohlstandes in Ostpreußen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)

Bis zum Jahre 1820 hatte Ostpreußen überhaupt keine Chaussee, und 1831 waren erst 15,2 Meilen angelegt. Zu der Zeit hatten Schlesien 169,75 und das Rheinland 189,75 Meilen Chausseen. Seit dem Jahre 1842 zahlte der Staat den Kreisen 2000 bis 10 000 Taler Prämie für jede Meile einer neu gebauten Chaussee, und seit 1854 gab die Provinz dieselbe Summe. Nun bauten die Kreise mit großem Eifer, und schon 1861 betrug die Länge aller Chausseen der Provinz den 7. Teil sämtlicher Bezirks- und Kreischausseen des Staates. Davon kamen auf den Regierungsbezirk Gumbinnen 86,8 und auf den Regierungsbezirk Königsberg 162,2 Meilen. Besonders ungünstig waren die masurischen Kreise gestellt. Es hatten Angerburg 1,6; Goldap 3,4; Johannisburg 3,2; Lötzen 3,4; Lyck 2,1; Oletzko 3,9; Sensburg 1,6 Meilen Chaussee.

Die belebteste Chaussee Königsberg-Rastenburg-Lötzen brachte damals 2000—3000 Taler Chausseegeld für jede Meile. Im Jahre 1877 betrug die Länge aller ostpreußischer Chausseen 3814 und im Jahre 1905 6940 Kilometer. Davon kamen 1858 Kilometer auf die Provinz; 4953 auf die Kreise und 124 Kilometer auf die Gemeinden und Güter.

Auch mit dem Eisenbahnbau wurde in Ostpreußen spät begonnen. Erst 1857, als der Staat bereits ein Eisenbahnnetz von 385 Meilen Länge besaß, wurde die „Königliche Ostbahn" mit einem Kostenaufwande von 54 Mill. Talern erbaut. Sie ging nur bis Königsberg und wurde 1860

nach Eydtkuhnen gelegt. Von 1872—1882 stieg die Bahnlänge von 700 auf 988 Kilometer oder von 3,84 auf 5,11 Kilometer für je 10 000 Einwohner; im Jahre 1889 waren es 40,6 und 1905 schon 121,8 Kilometer vollspurige Bahn auf je 10 000 Einwohner.

Löhne und Preise im 19. Jahrhundert.

1. Löhne.

(Nach Richard Pape, Die Entwicklung des allgemeinen Wohlstandes in Ostpreußen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.)

Die Löhne waren in Ostpreußen niedriger als in anderen landwirtschaftlichen Gegenden des Staates. Die preußische Forstverwaltung der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg zahlte für die Frühjahrskulturen folgende Tagelöhne in Pfennigen:

	1810—19	1820—29	1830—39	1840—49	1850—59
Gumbinnen	51	55	56	57	69
Königsberg	52	54	61	65	80

Noch bis in die 60er Jahre wurden in der Provinz Ostpreußen an Tagelohn gezahlt in den Kreisen Ragnit 5, Gumbinnen 4—5, Oletzko 5, Lyck 4½ und Sensburg 4—5 Silbergroschen. (1 Taler = 30 Silbergroschen = 360 Pfennig.) Dieses waren die niedrigsten Sätze im preußischen Staate. Außerdem war es dem freien Arbeiter fast unmöglich, sich einen Teil der Lebensbedürfnisse durch eigenen Landbau zu verschaffen, weil die Pacht für kleinere Ackerstücke 8—10 Taler für den Morgen betrug.

Während der Ernte waren die Sätze höher. Nach einem Bericht des Generalkommissars für die Veranlagung der Grundsteuer von 1861 rechnete man auf einen männlichen Feldarbeiter 10, für die Frau 6 Silbergroschen durchschnittlichen Tagelohn, das sind bei 300 Arbeitstagen 100 oder 60 Taler für das Jahr. Etwas besser stand der Instmann, der von seinem Arbeitgeber noch beträchtliche Naturallieferungen erhielt; z. B. bekam eine Instmannsfamilie (aus 5—6 Personen bestehend) im Kreise Friedland 36 Taler Lohn und 50 Scheffel Getreide nebst freier Woh-

nung; im Kreiſe Tilſit an Geld, Wohnung und Naturalien 100 Taler als Deputat, dazu noch 180 Taler Tagelohn einſchließlich des Dreſcherlohnes. Die verheirateten Knechte erhielten im Kreiſe Pillkallen an Geld und Naturalien 110 Taler jährlich, die Gärtner nur 82—85 Taler. In Maſuren gab man einer Inſtmannsfamilie nur 40—50 Taler Lohn; dazu Wohnung, für 1 bis 2 Kühe Weide und Winterheu, $^3/_4$ Morgen Kartoffelland und 30—40 Scheffel Getreide.

In der Nähe größerer Städte ſtieg der Lohn für das Geſinde. Er betrug im Jahre 1861 im Regierungsbezirk

	für einen Knecht	für eine Magd
Königsberg	14—30 Taler	8—20 Taler
Gumbinnen	12—30 „	8—18 „

Für gewerbliche Arbeiter wurden bis in die 70er Jahre für die Woche gezahlt:

in den rein deutſchen Gebieten

bei freier Koſt und Wohnung 3—5 ℳ — ohne freie Koſt und Wohnung 8—10 oder 14 ℳ

in den litauiſchen Gebieten

2,50—4,75 ℳ — 8—12 ℳ

in Maſuren

2—4 ℳ — 6—10 ℳ

(A. Strukat. (Nach alten Wirtſchaftsbüchern.)

Im Jahre 1884 erhielten an Jahreslohn neben freier Wohnung und Verpflegung ein Knecht 75 Mark und ein Dienſtmädchen 54, ein Geſelle (Schmied, Stellmacher, Tiſchler) wöchentlich 6 Mark, ein Kaufmannsgehilfe 30 Mark monatlich. Landwirtſchaftliche Arbeiter erhielten freie Verpflegung und dazu die Männer 80, die Frauen 50 Pfennig Tagelohn.

2. Preiſe.

a) Taſchenbuch für Königsberg.

1829.

In Königsberg koſteten in den Jahren:

1807: 1 Scheffel Weizen 5 Taler, Roggen 4, Gerſte 3, Hafer 2, 1 Zentner Heu 3, 1 Pfund Butter $^3/_4$, 1 Stof

Branntwein 1 Taler, 1 Pfund Rindfleisch ½ Gulden, Kalbfleisch 1 Gulden.

1812: 1 Scheffel Weizen 3½, Roggen 2½, weiße Erbsen 4, 1 Schock Stroh 10 Taler, 1 Zentner Heu 2 Taler 20 Silbergroschen, 1 Pfund Rindfleisch 4 Sgr.

1821: 1 Scheffel Weizen 1 Taler 13 Sgr., Roggen 25 Sgr., Gerste 17, Hafer 14 Sgr., graue und weiße Erbsen 1 Taler. Im Juni kaufte man von den Polen den Scheffel Weizen für 20, den Scheffel Roggen für 16—18 Sgr.

1822 (Frühjahr): 1 Scheffel Gerste 12, Hafer 10, Erbsen 16 Sgr., 1 Pfund Rindfleisch 1 Sgr. 4 Pfg. bis 2 Sgr., Kalbfleisch 1 Sgr. bis 1 Sgr. 4 Pfg., ein Kalb 10—15 Sgr., ein zweijähriges Schwein 2 Taler, ein Schaf 25 Sgr. Ein Stein (33 Pfund) Landbutter galt im Mai 3 Taler, litauische Butter 2 Taler 2 Sgr., ein Pfund Stückbutter 3 Sgr., lebende gemästete Gänse 8 Sgr., Gänserümpfe 4—5 Sgr., fettere um Michaelis 8—12 Sgr., ausgewachsene Enten 3 Sgr. Auch das Obst war sehr billig. Ein Stück Leinewand in Ellenbreite galt 2 Taler bis 2 Taler 10 Sgr.

b) Nach den Festsetzungen des Kreisausschusses des Kreises Niederung (Heinrichswalde) aus dem Jahre 1876 kosteten ein Scheffel Roggen 5,50 Mark, Weizen 6—7 Mk., Gerste 3,85 Mk., Erbsen 6 Mk., Hafer 2—2,20 Mk., ein Zentner Heu 1,50 Mk., Roggenrichtstroh 1,25 Mk., Maschinenstroh 1 Mark.

Es kosteten im Jahre 1884 ein Raummeter Klobenholz (Weichholz) ohne Anfuhr 1,50 Mk.; ein Scheffel Kartoffeln 1—1,50 Mk.; Kirschen 5,50 Mk., Apfel und Birnen je 1—3 Mark. Gute Arbeitspferde kosteten 300—350 Mk., gute 5—7jährige Kühe 120—150 Mk.; Ferkel im Gewicht von ca. 25 Pfund 4—6 Mk.; Schweine, etwa 1 Zentner schwer, 21 Mk. Für Schafe zahlte man bis 20 Pfennig für das Pfund Lebendgewicht, für gemästete Gänse 50 Pfg. und für ungemästete 25 Pfg. für das Pfund. Ein gutes Huhn kostete 80—90 Pfennig, ein junges 20—40 Pfg., eine Ente 2,50—3 Mark.

Ein Schock Eier galt 1,80—2 Mk.; je ein Pfund Schweinefleisch 50 Pfennige, Rindfleisch 25 Pfg.; Hammelfleisch 25 Pfg.; Schweineschmalz 70 Pfg.; Rindertalg ungeschmolzen 35—40 Pfg.; Fettkäse (Tilsiter) 50 Pfg.; beste ungesponnene Schafwolle 80 Pfg. bis 1 Mark.

Die Mobilmachung in Königsberg.

(2. August 1914.)

(Königsberger Anzeiger Nr. 212 vom 2. August 1914.)

Wie eine Bombe schlug in der siebenten Abendstunde die Nachricht ein, die sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt verbreitete: „Der Kaiser hat die Mobilmachung angeordnet.“ Alles lief auf die Straße, um sich schwarz auf weiß von der Richtigkeit der alarmierenden Meldung zu überzeugen. Am Hauptpostamt verkündete ein kleiner weißer Zettel die inhaltsschweren Worte „Mobilmachung anbefohlen. Erster Mobilmachungstag der 2. August 1914!“ Im Nu drängte sich eine riesige Menschenmenge vor dem Gebäude unserer Hauptpost. Und o Wunder — die Stimmung, die bei dem langen Warten verloren gegangen zu sein schien, mit einem Male war sie wieder da! Wenn auch keine patriotischen Lieder gesungen, keine Umzüge veranstaltet wurden, — auf allen Gesichtern lag jetzt freudiger entschlossener Ernst und aus allen Augen leuchtete tapfere Zuversicht. Mit hellem Signal fahren Autos der Kommandantur, mit Fähnchen versehen, durch die Straßen. Taxen und Autodroschken sind unterwegs. In vielen sieht man Offiziere, die begleitet von ihren Damen, wohl noch in aller Eile Einkäufe machen, — auch die Gesichter der jungen Frauen und Mädchen sehen ernst, aber nicht trübselig aus. Nach dem stunden- und tagelangen Warten wirkt die Entscheidung trotz allem wie eine Erlösung. Immer größer wird der Andrang vor der Hauptpost. In Gefährten aller Art fahren stadtbekannte Persönlichkeiten, nach allen Seiten grüßend vor, um den Anschlagzettel mit der Mobilmachungsordre zu lesen. Alt und jung, hoch und niedrig

eint der gleiche Gedanke: Es gilt der Ehre unſers Vaterlandes. Der Wagenführer der elektriſchen Bahn, der ſich durch das Gewühl kaum einen Weg bahnen kann und der Offizier, der ſeinen kleinen Jungen an der Hand, eben aufſteigt, ſie beide müſſen morgen, am 2. Auguſt, dem erſten Mobilmachungstage, „ran," wie der brave Wagenlenker ſich ausdrückt. Schon jetzt ſieht man in den Straßen immer wieder die feldgrauen Uniformen, und bei ihrem Anblick denkt man daran, warum man gerade das unſcheinbare Graugrün für die Kriegsuniformen gewählt hat: damit unſere tapfern Jungen der deutſchen Erde gleichen, die ſie beſchützen ſollen und damit ſie geſund und als Sieger zurückkehren ſollen.

Wie die Ruſſen in Oſtpreußen hauſten.

(Nach verſchiedenem.)

Eine große Zuverſicht herrſchte bei Ausbruch des Krieges an unſerer Oſtgrenze. Man wußte wohl, daß die deutſche Heeresleitung ſich anfangs nur verteidigend verhalten wolle, glaubte aber nicht, daß ruſſiſche Truppen in Oſtpreußen eindringen würden. Groß war die Überraſchung, als man hörte, daß bereits am erſten Mobilmachungstage ruſſiſche Kavallerie den nördlich der Memel gelegenen Teil des Kreiſes Ragnit durchſtreifte, im Kreiſe Memel vor Laugallen und Dawillen erſchien und an demſelben Tage Schirwindt und Eydtkuhnen beſetzte. Auch im Kreiſe Johannisburg zeigten ſich am 3. Auguſt die Ruſſen an verſchiedenen Orten und gerieten am 5. Auguſt bei Soldau in ein Gefecht mit deutſchen Truppen.

Wenn man zuerſt glaubte, die Ruſſen führten keinen Krieg gegen die Bevölkerung, ſo hatte man ſich darin ſehr getäuſcht. Es waren weniger die Brandſtiftungen als das ohne jeden Grund ſo grauſame Verhalten der Feinde. In Schwiddern im Kreiſe Johannisburg war auf Anordnung des deutſchen Militärs eine Sperre von Wagen, Draht und Balken auf der Dorfſtraße errichtet worden. Am 3. Auguſt erſchien vor dem Dorf, das von deutſchen

Truppen verlassen war, eine Abteilung Kosaken, die sofort ein lebhaftes Gewehrfeuer auf die Bewohner begann. Sechs Tote und mehrere Verwundete zählt man. Das ganze Dorf wurde angezündet, und durch Schüsse hinderten die Russen die Leute an der Rettung ihrer Sachen. Sie warfen sogar die Leichen der Ermordeten in die Flammen, oder ließen sie liegen, den Krähen und Schweinen zum Fraße. Aus Kosuchen war an demselben Tage ein Teil der Einwohner auf etwa 40 Wagen geflüchtet. Sie wurden von Kosaken umstellt und beschossen, wobei ein dreizehnjähriges Mädchen getötet wurde. Zu derselben Zeit rückten die Russen in Bialla ein, schossen in die Fenster, stießen mit den Lanzen hinein und plünderten die Läden. Leute, die ihnen mit Lebensmitteln in den Händen freundlich entgegenkamen, wurden niedergeschossen und ebenso jeder Mensch, der aus der Tür trat oder aus dem Fenster sah. Nur schwer lassen sich die Zerstörungen schildern, welche die Russen in den Wohnungen anrichteten. Was sie nicht mitschleppten, zerstörten sie. Die Betten wurden aufgeschnitten, die Polstermöbel zerrissen, Schriftstücke zerfetzt, Glas und Porzellan zerschlagen, die Bücher zerschnitten und jedes Möbelstück zerstört. Wie die Wilden haben sie in Lyck gehaust. Dort haben sie nicht nur in den Zimmern geschlachtet und die Abfälle in den Wohnungen liegen gelassen sondern sich wochenlang in dem schlimmsten Unrat wohlgefühlt, ihn höchstens etwas mit Stroh bedeckt. Um sich in den Besitz von Zink zu setzen, erbrachen sie sogar auf dem evangelischen Friedhof ein Erbbegräbnis und nahmen die Särge mit, nachdem sie die Leichen hinausgeworfen hatten. In Ortelsburg wurde eine Familie in ihrem eigenen Hause eingeschlossen und verbrannt; die Tochter, die in das brennende Haus stürzte um die Angehörigen zu retten, wurde mit dem Gewehrkolben erschlagen. Solchen Greueltaten sahen die Offiziere nicht nur zu, sie hatten sogar ihre Freude daran; sie saßen zusammen mit den Feldgeistlichen vor den Häusern und aßen und tranken. Ohne jeden Grund wurden am 10. September in Angerburg 6 Männer in Gegenwart vieler Leute erschossen. Als am 12. September

die Russen durch Ostrokollen im Kreise Lyck zogen, trieben sie alle Bewohner aus den Häusern, banden die jüngeren, sperrten die älteren Männer in das Spritzenhaus und schleppten die Frauen und Kinder auf eine Wiese am Lyckfluß. Als diese niederknieten und um Gnade baten, schossen die Soldaten auf sie, töteten eine Bahnarbeiterfrau im Kreise ihrer acht Kinder und verletzten eine andere Mutter samt ihrem Säugling. Am anderen Tage erschossen sie vier andere Bewohner des Ortes und schleppten den Bahnarbeiter mit seinen acht Kindern nach Rußland. Am 8. und in der Nacht zum 9. September ermordeten sie in Prostken 18 Personen, darunter ein Kind von neun Monaten, das mit dem Kopf gegen den Erdboden geschleudert wurde und 10 Frauen und Mädchen. Außerdem verletzten sie durch Bajonettstiche ein Kind von vier Jahren, drei ältere Kinder, eine Frau und ein junges Mädchen, das an den erhaltenen 16 Wunden am 2. Oktober starb, brannten den Ort am 9. September nieder und führten 259 Einwohner in die Gefangenschaft. An demselben Tage zündeten sie Stroßnen, Skomatzko und Baranen an und töteten die Menschen oder schleppten sie nach Rußland. Als in Nauendorf eine Mutter ihr sterbendes dreijähriges Kind, das von den Soldaten verwundet war, auf den Arm nehmen wollte, stießen die Russen die Mutter fort und schlugen sie, so daß das Kind sterbend auf der Wiese liegen blieb. Wo man junge Männer traf, da hieb man ihnen eine Hand ab, um sie für den Heeresdienst unbrauchbar zu machen, falls man sie nicht erschlug.

Schrecklich hatten die Russen in Abschwangen gehaust. Dort hatte am 29. August eine preußische Kürassierpatrouille einen höheren russischen Offizier tödlich verwundet und sich zurückgezogen. Eine halbe Stunde später rückte eine größere Kosakenabteilung in das Dorf ein, die den Befehl hatte, alle männlichen Einwohner zu erschießen und den Ort anzuzünden. Sofort drangen die Soldaten in die Wohnungen und trieben die Bewohner mit Kolbenstößen auf die Straße. Dort wurden ohne jede Untersuchung über fünfzig Männer erschossen, und die Frauen und

Kinder mußten Zeugen dieses Mordes sein. Von den 104 Gebäuden wurden 78 verbrannt. An demselben Tage wurde Almenhausen verbrannt. Als das Auto mit dem toten russischen Offizier durch den Ort fuhr, erschossen die Russen ohne jeden Grund 9 Männer und verbrannten 73 von den vorhandenen 84 Gebäuden. Auch in Christiankehmen im Kreise Darkehmen wurden am 11. September ohne Grund 14 Menschen ermordet. Unter der Beschuldigung, daß aus dem Ort auf eine russische Patrouille geschossen sei, ließ am 9. September im Kreisorte Heinrichswalde ein russischer Stabsrittmeister alle Einwohner auffordern, sich vor ihm auf dem Platze vor dem Kreishause zu versammeln. Während die Leute mit entblößtem Haupte über eine Stunde vor ihm knien mußten, zündeten seine Soldaten das Landratsamt sowie die anderen Häuser an. Er selbst zielte mit einer Pistole auf die knienden Menschen und schoß auch zweimal dazwischen. Nur auf dringendes Bitten des Ortspfarrers verzichtete er darauf, die Leute erschießen zu lassen, aber 31 Männer wurden ausgewählt und in grausamer Weise ausgepeitscht. Bis zu dreißig Schläge erhielten sie auf den entblößten Rücken. Viele Gendarmen (Landjäger) und Förster wurden ermordet. Der Gendarm aus Bilderweitschen wurde von den Russen gefangengenommen. Auf einer Protze gefesselt wurde er durch Eydtkuhnen gebracht und dann erstochen. Auf dem Marktplatz in Kibarty fand man seine Leiche. Die evangelischen Pfarrer in Schareyken Kreis Oletzko und in Szittkehmen Kreis Goldap weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellungen der deutschen Truppen zu machen. Sie wurden durch den Mund geschossen. In einem Dorfe des Kreises Pillkallen wurden Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft getrieben, das man in Brand setzte, nachdem die Tore geschlossen waren. Erst als die Eingeschlossenen in die höchste Not gerieten, wurden die Tore geöffnet und die gequälten Leute herausgelassen. Auf einem Gutshof bei Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt

war, mußte ſie in einer Gaſſe, die von den Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten gebildet war, Spießruten laufen und wurde dabei ſchwer verletzt. In einem Dorfe des Kreiſes Stallupönen wurden unter der unwahren Behauptung, es ſei aus dem Dorfe geſchoſſen worden, eine Reihe von Bewohnern, auch Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erſchoſſen, ebenſo in Schillehnen im Kreiſe Pillkallen. In Radſchen Kr. Pillkallen wurden alle Gebäude gleichzeitig angezündet und die unglücklichen Bewohner mit Bajonetten und Säbeln überfallen; zwei Männer und acht Frauen wurden getötet und drei Männer ſchwer verletzt. Bis zum 18. Auguſt waren im Kreiſe Pillkallen über 15 Dörfer und Güter niedergebrannt.

Wie ſchlimm war aber das Los der nach Rußland Verſchleppten, beſonders bei dem zweiten Ruſſeneinfall, im Winter 1914. Wie man die Leute in den Wohnungen fand, in Hausкleidern und ohne Schuhe, ſo ſchleppte man ſie fort. Kein Alter wurde geſchont; vom Säugling bis zum Greis ſchleppte man alles in die Viehwagen, und in tagelangen Fahrten oft ohne Verpflegung ging es nach Oſten. Wer dann noch die weiten Märſche durch die Schneefelder aushielt, oft 50 Kilometer an einem Tage, der kam elend und zuſammengebrochen an ſeinem Ziele, einem ruſſiſchen Gefängniſſe an.

Es hat wohl auch ruſſiſche Truppen gegeben, die ein gutes Verhalten gezeigt haben; beſonders die aus den weſtlichen ruſſiſchen Bezirken. Sie warnten oft die Bewohner vor der rohen und grauſamen Geſinnung ſpäter eintreffender Kameraden, gegen die ſie aber machtlos waren. Leider konnten ſie das große Unglück, das über unſere Heimat hereinbrach, nicht verhindern.

Aufruf des Kommandierenden Generals des 2. ruſſ. Armeekorps an die Bevölkerung von Angerburg.

25. Auguſt 1914.

(In der Rechtſchreibung, wie ſie die Bekanntmachung zeigte.)

An Euch Preußen wenden wir Repreſentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slaventums

mit Worten der Vernunft: Haltet ein Ihr Unverständigen, bevor es zu spät wird! — Seht Euch um: die ganze Welt strotzt voller Waffen gegen Euch, die den Weltfrieden störten! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch, wie gegen wilde Hunnen, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euern Überfall. — Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt. — Schweres Leid schwebt über Euern Häuptern, die slavische Lawine von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen — umringen Euch durch eiserne Fesseln. — Die deutsche Regierung, im blinden Eifer, betrügt sein eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht sich umschaut.

Welche Siege sind Euer vor Lüttich?

Wo die russ. Revolution und Aufständigkeit? Das alles sind Utopien!

In West und Ost verliert Ihr Kampf auf Kampf. — Dieses alles wird Euch streng verheimlicht. Ganz Rußland erstand wie ein Mann für die allgemeine slavische Frage und wird sein Schwert nicht niederlegen, bevor dieser Kampf bis zur Neige ausgekämpft ist. Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur stillen kulturellen und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unnützen Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes.

Der Russe ist friedliebend und großmütig und wir werden nicht Rache üben für Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czenstochau und für Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landbevölkerung.

Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk.

Die in Rußland lebenden Polen sind uns slavische Anverwandte. —

Seid unbesorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unanfaßbar. — Der friedliebenden Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hand.

Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euern Staat per Gewalt in die Hände gedrückt sind! Gebt Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen conventionell milde.

Ein Gefangener ist für uns kein Feind mehr.

Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt.

Die Russen vor der Feste Boyen.

(A. Strukat.)

Lötzen und die kleine Seenfeste Boyen waren von den nach Westen dringenden Russen eingeschlossen. Jeden Tag war mit einem feindlichen Angriff zu rechnen. Da näherten sich am 27. August 1914 drei russische Reiter den deutschen Vorposten. Ein Major war es mit seinem Adjutanten und einem Trompeter. Von einem deutschen Posten wurden sie beschossen, wobei der Major und der Adjutant verwundet wurden. Als man sie in das Festungslazarett brachte, stellte es sich heraus, daß es Unterhändler waren. Der Trompeter hatte eine weiße Fahne bei sich, die er zusammengerollt im Stiefelschaft trug, statt sie hoch zu halten und zu schwenken. Sie hatten einen Brief an den Kommandanten der Festung abzugeben, der folgenden Wortlaut hatte.

14. August 5^{40} Vorm.

An Herrn Kommandanten von der Feste Lötzen.

Lötzen ist schon von den Truppen der Russischen Kaiserlichen Armee ganz eingeschlossen. Unnützlich ist eine weitere Verteidigung der Feste. Mir ist befohlen, Sie zu beauftragen, die Festung freiwillig uns zu übergeben — damit kann vermeiden unnützlichen Verluste.

Sie haben zu ihrer Verfügung vier Stunden um die unsere Bedingung zu überlegen. Wenn sie nicht wollen mit dieser Bedingung zufrieden sein, so wird man mit offener Kraft die Festung nehmen und in diesem Falle dort kein Stein aufm Steine nicht gelassen wird.

Chef der Kolonne Kondratjew.

Das Datum des Briefes ist nach russischer Zeitrechnung; es würde der 27. August nach unserer Rechnung sein. Ein Offizier des 147. Infanterieregiments überbrachte bald darauf dem russischen Führer die Antwort. Im Kraftwagen, in dem die weiße Flagge hoch aufgerichtet war, fuhr er hinüber. Oberst Busse, der Kommandant der Feste Boyen, schrieb:

Feste Boyen. Lötzen, 27. August 1914, 10 Uhr Vorm.

Ew. Exzellenz!

Ew. Exzellenz bringe ich mein lebhaftes Bedauern zum Ausdruck, daß die von Ew. Exzellenz vorgeschickten Parlamentäre

— 1 Major, 1 Adjutant, 1 Trompeter —

von meinen Truppen angeschossen worden sind. Ein vorgeschobener Posten hat sie von der Seite, bzw. vom Rücken aus gesehen und will die Parlamentärflagge nicht bemerkt haben.

Ich werde den Vorfall peinlich untersuchen und stelle strenge Bestrafung in Aussicht.

Ew. Exzellenz können versichert sein, daß von meinen Truppen streng nach den Gesetzen des Völkerrechts gehandelt wird.

Die Verwundeten sind in das Lazarett aufgenommen; sie erhalten dort die beste Pflege und werden nicht als Gefangene behandelt.

Sobald es deren Zustand erlaubt, werden diese ausgeliefert werden.

Was Ihre Aufforderung anbetrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapfere Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück.

Die Feste Boyen wird nur als Trümmerhaufen übergeben.

Der Kommandant der Feste Boyen, Busse.

Der russische Führer gab dem deutschen Offizier folgende Antwort mit:

Seine Exzellenz dem Kommandanten der Feste Lötzen.

1914. 14. August 1 Uhr — Min. des Tages.

Ihre Parlamentäre sind angekommen und Ihr Schreiben ist in Empfang genommen. Der schmerzliche Vorfall hat in unsern Herzen sehr starken Widerhall gefunden. Ich bin davon überzeugt, daß die deutsche Nation das internationale Abkommen nicht verletzt und mit unsern Parlamentären gemäß den zwischen den Mächten geschlossenen Vereinbarungen verfahren wird.

Der Kommandant der Kolonne, Kondratjew.

Noch am Abend dieses Tages griffen die Russen an, aber vergeblich. Sie haben den Angriff nicht wiederholt, und als wenige Tage darauf ihr Heer bei Tannenberg vernichtet wurde, da mußte auch Kondratjew verzichten, die Fest Boyen „mit offener Kraft" zu nehmen.

Die zweite Schlacht bei Tannenberg.

(F. Requadt, Wie wir Ostpreußen befreiten.)

Als der denkwürdige 26. August dämmerte, wurden wir in starker Kampfformation aufgestellt; es hieß, Allenstein solle zurückerobert werden. In den Vormittagsstunden geschah das auch. Ich war nicht mit dabei, denn mein Regiment blieb zunächst in Reserve-Sturmstellung stehen. Die Russen vermochten dem Anprall der kampf- und wutentbrannten Sturmtruppen nicht standzuhalten; sie gaben Allenstein unter großen Verlusten frei und zogen sich in südöstlicher Richtung zurück. Nachdem der Schlag gelungen war, wurden wir östlich neben Allenstein aufgestellt und griffen mit in den Kampf ein.

Soviel ich weiß, war es der russische Flügelstützpunkt der Allensteiner Stellung, vor dem wir standen. Er lag auf einer kleinen, sanft anlaufenden und stellenweise mit halbhohem Gebüsch bewachsenen Anhöhe, an deren Fuße

ein seichtes Nebengewässer der Alle dahinfloß. Die Russen hielten die Stellung gut besetzt; sie war vor allen Dingen mit Maschinengewehren stark ausgestattet.

Als wir zum Angriff übergingen, hatte unsere schwere Haubitzenartillerie bereits die Hauptarbeit getan. „— flu lululuuu —", sausten die Geschosse heulend über unsere Köpfe dahin, und „— bumm ratsch! —" krepierten sie in der feindlichen Stellung. Nach einem halbstündigen Bombardement war der ganze Rücken der Anhöhe in riesige Staub- und Rauchwolken gehüllt; das Feuer, mit dem die russische Infanterie uns belegte, war beinahe völlig verstummt, und nur noch ab und zu blitzten gelblich-fahle Gewehrschüsse in der Wolke auf. Dann wurde Sturm gelaufen; wir brüllten Hurra, so laut und begeistert wir nur konnten, setzten mit gewaltigen Sprüngen über den Bach und die Anhöhe hinauf. Es fielen nur wenige.

Wir waren sehr erstaunt, als wir, droben angekommen, fast gar keinen Widerstand fanden. Nur noch vereinzelt raffte sich dieser oder jener der Russen zur Gegenwehr auf; aber nur einen Augenblick, und alles war niedergeschlagen, was sich noch wehrte. Die meisten der noch lebendig vorhandenen Russen streckten wie wahnsinnig winselnd und jammernd die Hände hoch und ergaben sich. Unser Regiment konnte annähernd 1200 Gefangene machen, zwei unversehrte und eine große Anzahl zerschlagener Maschinengewehre erbeuten.

Die Gefangenen wurden rasch gesammelt und unter ganz schwacher Bewachung abgeschoben; es waren gesunde, starke und kräftige Männergestalten.

Wir ließen die eroberte Stellung alsbald in unserm Rücken und drängten dem Feinde, der vor uns nach Osten zu auf Passenheim und Mensgut zurückging, nach. Aber wir kamen sofort in ein furchtbares Artilleriefeuer, mit dem die Russen unter ganz enormer Munitionsverschwendung ihren Rückzug von Allenstein deckten. Trotzdem rückten wir ununterbrochen vorwärts, bis wir die Bahnlinie Allenstein-Ortelsburg südöstlich von Allenstein erreicht

hatten, an der wir uns sofort festsetzten und den immer noch zurückgehenden Feind unter wohlgezieltes Schützenfeuer nahmen.

„ — flu lulululuuu — —", heulte es bald wieder über unsere Köpfe dahin; unsere Artillerie hielt von neuem in den Feind hinein, der sich vor uns an einem Waldrande unter geschickter Benutzung der Wasserläufe und Seen mit staunenswerter Schnelligkeit eingebuddelt hatte.

Es war am Nachmittag gegen 6 Uhr, als wir die Bahnlinie einnahmen. Wir bekamen Befehl, die Stellung zu halten, weder vorzurücken noch zurückzugehen.

Bald merkten wir, daß sich der Brennpunkt des Gefechtes immer mehr nach Osten zu auf Passenheim vorschob; wir drangen somit in dieser Richtung siegreich vor; auch unsere schwere Artillerie verlegte ihre Haupttätigkeit immer mehr nach Osten; das waren gute Zeichen.

Hinter unsern Stellungen vorbei zogen immer neue Infanterieverstärkungen dem Osten zu, jubelnd und singend; aber auch Artillerie donnerte vorüber, und Kavallerie galoppierte hin und her. Es war ein großes Treiben, und wir begriffen allmählich, daß das Oberkommando versuchte, die Russen in die sogenannte Zange zu fassen.

In der folgenden Nacht bekamen wir bereits die Folgen dieses in der Ausführung begriffenen Planes zu fühlen. Die Russen versuchten in der Richtung Osterode, oder richtiger zwischen Allenstein und Gilgenburg, durchzubrechen, und damit den Kessel zu sprengen und die drohende Niederlage in einen Sieg umzuwandeln. Bei diesem Bestreben drückten sie seitwärts zur Flügeldeckung auch unsere Stellung ein.

Der Feind eröffnete eine furchtbare Kanonade; in erster Linie allerdings auf die zu durchbrechende Front, aber auch wir bekamen ein gut Teil mit ab. Der Himmel war hell erleuchtet, teils von brennenden Dörfern und Städten, teils vom Geschützfeuer. Die Erde erdröhnte und zitterte in einem fort, und ein ungeheures Donnern und Geknatter lag über uns.

Das ging die ganze Nacht so; im Morgendämmern des 27. August verminderte es sich zu einer erträglicheren Art, und russische Infanterie versuchte nun den Durchbruch auf der ganzen Front.

Man erzählte mir, der Feind habe ungeheure Massen zum Sturm herangeführt, und mehr als einmal habe der Ansturm zum Nahkampf geführt. Aber der Durchbruch gelang nicht, obwohl die Russen vom frühen Morgen bis zum späten Abend in erbitterter und verzweifelter Kampfeswut gegen uns anstürmten.

Auch gegen unsere Stellung setzte der Feind im Laufe des Tages mehrmals an; aber die hinter uns aufgefahrene Feldartillerie hielt ihn stets nieder. Wenn er sich zum Angriff anschickte, gab es einige wohlgezielte Ladungen dazwischen, und ganze Kolonnen wälzten sich tot oder verwundet im Staube, während die übrigen schleunigst in ihre Gräben zurückliefen.

Außer der leichten Artillerie, die nur zu unserm Schutze operierte, lag irgendwo hinter uns versteckt eingegraben schwere Artillerie, die über unsere Köpfe hinweg der russischen Durchbruchstellung in die Flanke feuerte.

Am Abend des 27. August wurde es in unserer Gegend ruhiger; wir hatten dem Feinde erfolgreich getrotzt, und er schwieg nun ohnmächtig und abgemattet.

An unsern beiden Flügelstellungen aber wurde ununterbrochen heftig weitergekämpft; der rechte Flügel ging in der Neidenburger Gegend vorwärts, und der linke, also also von uns ausgegangene Flügel, von Passenheim auf Ortelsburg zu.

In der Nacht kam vor unserer Front Bewegung in den Feind; er machte einige Infanterievorstöße, die aber durchweg sehr schwächlich waren, und da sie sich in einem gewissen System wiederholten, die Annahme berechtigten, daß sie nur zur Verschleierung irgendeiner Truppenbewegung angesetzt waren.

Es war in Wirklichkeit der Rückzug, den sie vertuschen sollten, und am Morgen des 28. erhielten wir Befehl zum Vorgehen. Nachdem unsere Feldartillerie den zurück-

gehenden Feind nochmals gehörig unter Feuer genommen, stießen wir auf der ganzen Linie vor.

Der Gegner überließ uns die erste Stellung unter Zurücklassung einiger Rückzugsdetachements beinahe kampflos, diese wenigen ergaben sich und wurden abgeschoben. Die nächste Stellung des Feindes lag einige Kilometer rückwärts, vor uns hielt er eine waldige, für ihn außerordentlich günstige Schlucht besetzt.

Wir bekamen den Befehl, sie zu stürmen. Nachdem unsere Artillerie eine Weile in ihr herumgeschossen hatte, eroberten wir sie, stießen dabei jedoch auf hartnäckigen Widerstand, der aber rasch überwunden wurde und dem Feind starke blutige Verluste zufügte.

Als wir kaum diese Stellung eingenommen hatten — auf einigen Stellen wurde sogar noch gekämpft —, wurden wir sofort wieder mit einem außerordentlich heftigen Artilleriefeuer belegt. Wir gingen aber unbehindert weiter vor und stießen dabei fortwährend zurückgehender russischer Infanterie in den Rücken, die dadurch des öfteren in eine heillose Verwirrung geriet. Wir machten im Laufen Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre mit Bedienung, Bespannung und Munition.

Diese Art Verfolgung dauerte eine geraume Zeit. Auf einmal erhielt der Feind scheinbar einen heftigen Gegenstoß; große Kolonnen stockten, andere machten kehrt und kamen mit hochgehobenen Gewehren auf uns zugerannt, wieder andere suchten durch Seitwärtsgehen freie Bahn zu bekommen. In diesen beginnenden Wirrwarr hinein feuerte unsere Artillerie. Die Wirkung war furchtbar; ganze Reihen wurden niedergemäht, wurden zerschmettert und zertrümmert.

Wir mußten sehr aufpassen, daß wir bei unserm Vorgehen nicht in das eigene Artilleriefeuer gerieten, und es war unsere Hauptaufgabe, den geschlossenen Kessel fest zusammenzuhalten. Die große Vernichtung überließen wir den Brummern.

Bisher war das russische Artilleriefeuer gut geleitet gewesen, aber jetzt bei der beginnenden Verwirrung konnten wir auf einmal feststellen, daß es in die eigene Truppe fehlging; öfter verstummte es stellenweise völlig.

Gegen Mittag gelangten wir an das Städtchen Wuttrienen (es ist ein Kirchdorf, keine Stadt), östlich von der Alle. Der Feind hielt es noch besetzt; es wurde umfaßt und von drei Seiten erstürmt. In den Vorstadtstraßen hatten wir einen heftigen Bajonettkampf auszufechten. Die Russen hatten die eigentliche Stadt angesteckt, teilweise wurden sie auch ein Opfer der eigenen und feindlichen Granaten; sie brannte jedenfalls lichterloh. Das wurde den Russen zum Verhängnis; wir drängten sie in das brennende Stadtinnere, die Artillerie nahm sie hier unter Feuer, und als sie aussetzte und wir auch dorthin vordrangen, trafen wir nur noch vereinzelt auf unversehrte Russen. Und diese liefen meistenteils wie wahnsinnig zwischen dem brennenden Häusermeer umher, öfter rasenden, unsinnigen Widerstand leistend, bis sie niedergemacht wurden oder sich widerstandslos ergaben.

Auf den Straßen lagen große Haufen toter oder verwundeter Russen; es war ein unsagbar trauriges, erschütterndes Bild. Wir waren daher froh, als wir das zerstörte Städtchen hinter uns hatten.

Bei Wuttrienen begann das eigentliche große Seen- und Sumpfgebiet; es ist ein flaches, weit übersehbares Land, bewachsen mit halbhohem Gebüsch und auch größeren Waldgebieten; mit unzähligen kleinen Seen übersät, die sich stellenweise durch große, schilfbewachsene Sümpfe miteinander verbinden.

In dieses bodenlose Gelände hinein wurde der Russe von drei Seiten gepreßt, während die vierte nach Südost hin offene Seite unter unserm Artilleriefeuer stand, so daß der einzige Rückzugsweg der Russen ein Todesweg war und auch wurde.

Wir gingen östlich neben dem Lansker See vor. Der Lansker See ist das Gewässer, aus dem die Alle entspringt, an Umfang einer der größten Masurens; an

seinen Rändern liegen eine Unmenge kleiner und ganz kleiner Seen, dessen Zwischengebiete aus schwankendem Moos- und Schilfboden bestehen.

Die Russen hatten den Lansker See als Flügelstützpunkt ihrer flüchtig zusammengerafften östlich davon gelegenen Rückzugsdeckung gewählt, während der rechte Flügel in die Gegend von Ortelsburg hinausreichte. Von hier aus griffen gleichmäßig mit uns starke deutsche Kräfte den Feind in die Flanke, rollten ihn nach uns hin auf und warfen ihn in das eben beschriebene Gebiet neben dem Lansker See. Hier wurde er derartig eingeschlossen, daß drei seiner Fronten von deutschen Truppen bedrängt waren, während der Lansker See die vierte Front und zugleich ein unüberbrückbares Hindernis bildete.

Ähnliche Kessel sollen in dem Kampfgebiet noch mehrere geschlossen worden sein.

Während die Infanterie von allen drei Seiten vorging und den Feind immer enger an den See zusammenpreßte, schoß die Artillerie wieder über ihre Köpfe hinweg in die Russen hinein.

Der schon bei ihnen herrschende Wirrwarr wurde dadurch immer größer. Wir sahen, wie Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Train regellos hin und her wogten, wie sie einen Ausweg zu suchen schienen, aber keinen fanden, wie ganze Kolonnen durch unser Artilleriefeuer weggefegt wurden, wie andere von Nachdrängenden in Sümpfe und Seen geschoben wurden, wie die russische Kavallerie und Artillerie das eigene Fußvolk wie rasend überritt, niederschlug und wie die verschiedenen Truppengattungen im Kampf um trockenen Boden sich blind dahinmordeten.

Der Kreis wurde immer enger.

Als wir uns gerade in eine Stellung zwischen zwei Seen gedrängt hatten, löste sich plötzlich etwa 1000 Meter vor uns feindliche Kavallerie und Artillerie von der hin und herwogenden Menge ab und hielt scheinbar blindlings auf uns zu.

Dieser Trupp war in beträchtlicher Stärke, und als sich ihm auch Infanterie nachdrängte, wurde uns die Lage wirklich etwas unbehaglich, zudem die hinter uns stehende Artillerie eben die Stellung wechselte, so daß wir allein mit der Masse wahnsinnig Gewordener fertig werden mußten.

„Visier 800! Schnellfeuer!“ wurde kommandiert; es setzte sofort ein, auch die Maschinengewehre, und die Folge war, daß sich drüben Pferde und Menschen reihen- und schwadenweise überschlugen und auf der Erde wälzten. Das hielt die Nachfolgenden aber nicht auf; sie ritten, jagten und stürzten über die Zusammengeschossenen rücksichtslos hinweg, wahnsinnig und wild in unsern Kugelregen hinein; immer neue fielen, aber immer neue drängten nach.

So kamen sie auf etwa 500 Meter heran; plötzlich setzte unsere Artillerie wieder ein. Mit furchtbarer konzentrischer Gewalt ließ sie ihre Granaten und Schrapnells auf den sich heranwälzenden Knäuel niederregnen. Ich glaube, die Geschosse fielen hageldicht; denn wo eben noch der Feind zu sehen war, mit einem Male ein Meer von Explosionen, Feuerstrahlen und Rauchwolken. In wenigen Minuten war von ihm weiter nichts mehr übrig als große Haufen von Leichen und Verwundeten, zerschossenen Batterien und zappelnden und schlagenden Pferden.

Diejenigen, die aus dem Artilleriefeuer heil und gesund wieder herauskamen, machten schleunigst kehrt, andere, aber vereinzelte, kamen auf uns zu und ergaben sich.

Die Masse des Feindes versuchte nun scheinbar in entgegengesetzter Richtung durchzubrechen, aber auch das mißlang. Der Kessel wurde derweil immer enger gezogen, neue Unmengen der Russen wurden zusammengeschossen oder versanken in den Seen und Sümpfen; es schien kein Ende nehmen zu wollen.

Die Russen hatten scheinbar alle den Verstand verloren; anstatt sich zu ergeben, rannten sie von einer Hölle in die andere, völlig kopflos, blind und rasend.

Spät am Nachmittag, ging die Vernichtung zur Neige. Jetzt erst, als die Masse uns nicht mehr gefährlich werden konnte, begannen wir, größere Mengen von Gefangenen zu machen; die meisten ergaben sich dumpf und zusammengebrochen, etliche laut weinend.

Am Abend erreichten wir die Linie Ortelsburg-Neidenburg. Der Feind war aus diesem Teile Ostpreußens vertrieben, und wir wandten uns jetzt wieder der Angerapplinie zu.

Ostpreußisch.

(29. August 1914.)

(Rudolf Herzog.)

Ein Meldereiter, am Helm die Hand:
„Herr General — der Feind im Land!
Tausende von Kosaken!
Die Dörfer brennen, die Städte loh'n —"
der General winkt ab. „Schon gut, mein Sohn,
und steht mit steifem Nacken.
Kein Muskel spielt in dem Erzgesicht.
„Nur ein paar Tausend? . . Das lohnt sich nicht."

Ein Meldereiter in blutigem Hemd,
sein Ackergaul keuchend die Beine stemmt:
„Ostpreußens Bürger und Bauern
auf der Flucht, und der Feind hunderttausend rund!"
Starr steht der General. Nur um Aug' und Mund
ein leises, lachendes Lauern.
„Gewehr bei Fuß. Es bleibt beim Verzicht.
Hunderttausend — die genügen mir nicht."

Ein Meldereiter —. So reitet der Tod.
Ostpreußens Himmel wie Blut so rot.
„Heraus! Was bringst du dem Herrn?"
„Eine Sündflut Russen — eine Viertel Million!"

In den Sattel ſchwang ſich der Führer ſchon
und donnert: „An die Gewehre!
Kinder, nun hab' ich die Ratzen zu Hauf'!
Nun lohnt es, nun ſchmettert die Tatzen drauf!“

Ein Meldereiter auf ſchweißendem Tier
durch Deutſchlands Fluren ins Hauptquartier
wild ſchwingt er die Siegesreiſer.
„Meldung aus Oſtpreußen!“ „Schnell — ſie beſagt?“
„Eine Viertel Million Ruſſen zum Teufel gejagt!“
„Das lohnt ſich!“ lachte der Kaiſer.
Und der Reiter, mit letzter Atemqual:
„Majeſtät —: ganz die Meinung — vom Herrn
General . . .“

Die Winterſchlacht in Oſtpreußen.

7.—15. Februar 1915.

(A. Strukat [Nach den Generalſtabsberichten] und Stegemann, [Geſchichte des Weltkrieges.])

Am 5. Februar 1915 erhob ſich in Livland ein gewaltiger Schneeſturm und fegte mit Brauſen und Klirren durch Kurland, durch die Urwälder von Suwalki und durch Maſuren. Die letzten Wegſpuren wurden überſtäubt von feinem Pulverſchnee, der ſich in alle Ritzen ſetzte und gleich breiten Brandungsſchauern über die eingeſchneiten maſuriſchen Felder und Seen dahinfuhr. Die Paprotker Berge wurden mit weißen Tüchern zugedeckt; im Johannisburger Forſt klirrte brechendes Geäſt, und über die Heidelandſchaft zwiſchen Pillkallen und Goldap tanzten Schneewirbel von den ruſſiſchen Linien zur Angerapp hinüber, als ſchritten Geſpenſter auf dem begrabenen Kriegsfelde zum Totentanz.

In einer Länge von 160 Kilometer von der Memel öſtlich Tilſit bis Johannisburg zog ſich die ruſſiſche Front hin; es war die etwa 200 000 Mann ſtarke 10. Armee unter General Sievers. Reich mit Artillerie verſehen,

richtete sie sich zu Winterquartieren ein, denn beim Einsetzen des besseren Wetters sollte der Vorstoß nach Ostpreußen beginnen.

In aller Stille hatte die deutsche Heeresleitung den Schlag gegen den Feind geplant, wofür etwa 100 000 Mann zur Verfügung standen. Die Truppen waren mit warmer Bekleidung ausgestattet, Tausende von Schlitten und Hunderttausende von Schlittenkufen für die Fahrzeuge waren bereitgestellt. Die Mitte der deutschen Front bildete die 8. Armee, welche an ihrem rechten Flügel durch ein Armeekorps unter General von Litzmann und die 2. Infanterie-Division unter General von Falk verstärkt wurde, während sich links von ihr eine in aller Stille neugebildete 10. deutsche Armee unter General von Eichhorn anschloß.

Am Sonntag, dem 7. Februar morgens 7 Uhr traten die Abteilungen Litzmann und Falk den Vormarsch an. Es war ein kalter, stürmischer Wintertag. Allmählich wich das Schneegestöber einem langsamen, kräftigen Schneefall. Die Waldwege des Johannisburger Forstes waren kaum gangbar. Alt-Ukta und Rudczanny wurden durchmarschiert, und um 2 Uhr nachmittags entwickelte sich die Truppe vor Snopken zum Gefecht. Nach zwei Stunden war das Dorf besetzt und die vollständig überraschte russische Abteilung gefangen. In den Häusern brodelten noch die Teekessel mit russischem Tee. Inzwischen war es Nacht geworden. Das Schneegestöber hatte aufgehört, starke Kälte war eingetreten. Bis zum Ostrande der Johannisburger Forst stieß die Truppe vor und hob Stellungen aus, in denen sie die Nacht verbrachte.

Am Montag morgens 8 Uhr begann die Artillerie die Beschießung der befestigten russischen Schützengräben am Westrande von Johannisburg. Vier Stunden lang streute sie den Eisenhagel auf die russische Stellung, und dann ging das 4. Grenadier-Regiment zum Sturm auf Johannisburg vor. Trotz schwerster Verluste wurde die russische Besatzung, die bis zum letzten Mann tapfer kämpfte, gefangen. Es war ein Ehrentag der vierten Grenadiere;

3000 Gefangene, 8 Geſchütze und 12 Maſchinengewehre waren ihre Beute.

Der deutſche Nordflügel hatte die Aufgabe, den rechten Flügel des ruſſiſchen Heeres zu umfaſſen und zunächſt deſſen befeſtigte Stellungen zwiſchen Spullen, der Schoreller Forſt und der ruſſiſchen Grenze zu nehmen. Für den Angriff auf dieſe mit Drahthinderniſſen befeſtigten Stellungen war der 9. Februar in Ausſicht genommen. Da man aber merkte, daß ſich die Ruſſen bereits zurückzogen, ſo begann man ſchon am Nachmittag des 8. Februar mit dem Angriff, trotzdem Maſchinengewehre und Geſchütze fehlten. Die Koſaken flüchteten nach den Wäldern ſüdöſtlich von Lasdehnen. Hier wurde der Feind zwiſchen Weßkallen und Schorellen feſtgehalten und zu blutigem Kampf gezwungen. Es war der 9. Februar. Die Ruſſen leiſteten heftigſten Widerſtand; Maſchinengewehre und Geſchütze hatten ſie herangeführt und waren dadurch im Vorteil. Den Deutſchen blieb nur eins: ſie mußten den Feind überrennen. Keuchend und ſchweißdampfend, ausgekältet vom eiſigen Atem des Oſtwindes, ſo rangen ſie ſich durch den Schnee. Wer verwundet niederfiel, der fand ein weißes Sterbebett; wer erſchöpft liegen blieb, der ſah die Winterſchlacht geſpenſterhaft nach Oſten wandern und nichts zurücklaſſen als Hunderte von zuſammengebrochenen Wagen und Pferden.

Obwohl dem Feinde der Anmarſch der deutſchen Kräfte bekannt war, ſo hielt er es für ausgeſchloſſen, daß die Deutſchen bei dem ſchrecklichen Schneeſturme an dieſem Tage noch herankommen konnten. Sogar das Ausſtellen der Poſten hatten die Ruſſen unterlaſſen. So konnte es geſchehen, daß die deutſche Infanterie am 10. die Linie Pillkallen-Wladislawow erreichte. Es war Abend, als Eydtkuhnen, und es war Mitternacht, als Wirballen überfallartig angegriffen und erſtürmt wurde. Auf der Chauſſee ſtanden zwei ruſſiſche Batterien mit 12 Geſchützen und einer großen Anzahl von Munitionswagen, anſcheinend raſtend. An ſie kam die deutſche Infanterie bis auf 50 Meter heran, ohne einen Schuß zu tun. Die Pferde wurden

niedergeschossen, die Geschütze und Munitionswagen genommen. Der Rest der Besatzung flüchtete. In Eydtkuhnen und auch in Wirballen kam es zu nächtlichen Straßenkämpfen, bei denen 10 000 Russen gefangen wurden. Die Zahl der Gefangenen wurde so groß, daß man nicht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. Auf dem Bahnhof standen drei Lazarett- und einige Verpflegungszüge. Auch der von der Zarin gestiftete Lazarettzug, begleitet von Baron von Lieven und zahlreichem Personal, befand sich darunter. Die Verpflegungszüge waren beladen mit einer großen Menge Hafer, ausgezeichneten Konserven, sehr viel Schokolade, ferner mit Stiefeln und Pelzwesten in großer Zahl, so daß jeder berittene deutsche Soldat eine Pelzweste erhalten konnte. Noch erfreulicher waren für die Truppen die 110 russischen Feldküchen, fast durchweg mit warmem Essen gefüllt. Groß waren da Freude und Jubel bei der jungen Truppe, die an diesem Tage teilweise zum ersten Male ins Gefecht gekommen war und sich glänzend geschlagen hatte.

Unterdessen hatte auch die Mitte des deutschen Heeres unter General von Below den Kampf begonnen. Während der deutsche Nordflügel in Eilmärschen auf Suwalki und Sejny rückte und der Südflügel sich über Grajewo auf Augustowo Bahn brach, folgte Below den Meldungen der Flieger, welche den überstürzten Rückzug der Russen festgestellt hatten, und griff an. Der Feind hatte die Engen zwischen dem Laszmiaden-See und dem Dorfe Wosczellen und zwischen diesem und dem Lycker See besetzt. Lyck mußte von Norden erreicht und dazu erst das Dorf Wosczellen genommen werden. Landwehrtruppen und die 33er Füsiliere waren dazu ausersehen. Als die 33er auf Wosczellen rückten, flatterte auf einer Höhe westlich von Grabnick die Kaiserstandarte. Kaiser Wilhelm war nach Masuren geeilt und verfolgte jetzt am 13. Februar von Grabnick aus den Kampf bis zur einbrechenden Dunkelheit. Allmählich ließ der Feuerkampf nach. Mathildenhof war erobert und rechts die Lücke von Sybba erkämpft. Nur um Wosczellen wurde noch gestritten, und abends wurde

die Seeenge vom Füsilier-Regiment 33 genommen. Noch kurz vor der Abfahrt nach Lötzen konnte der Kaiser die Meldung von dem Sieg erhalten. Am 14. wurden die letzten Grabenlinien genommen; die Russen räumten fechtend die Stellung und gingen durch Lyck nach Osten zurück. Wieder war der Kaiser in Grabnik eingetroffen und beobachtete das Gefecht, diesmal vom Ostausgang. Auf russisch sprach er Gefangene an und fragte sie nach ihrer Heimat. Auf die Meldung, daß Lyck genommen sei, eilte er nach der Stadt, in welcher gerade hanseatische und mecklenburgische Landwehr sowie die 33er Füsiliere von Westen her einrückten. Als diese Truppen am Kaiser vorbeizogen, kamen von Süden die Regimenter der Generale von Falk und von Butlar in die Stadt. Lyck war angefüllt mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen, mit Soldaten, welche die Häuser nach versteckten Russen durchsuchten und zum Zeichen des Sieges schwarz-weiß-rote Fahnen heraushängten, als der Kaiser auf dem Marktplatz eintraf. Die Soldaten umringten und umjubelten ihn und sangen „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutschland über alles." Alle ausgehaltenen Strapazen schienen vergessen zu sein. Hunderte von russischen Gefangenen mit ihren verschiedenartigen Kopfbedeckungen standen hinter den Deutschen. Der Kaiser kommandierte „Stillgestanden" und hielt eine kurze Ansprache an die lautlos dastehenden Truppen. Besonderen Dank sprach er dem Füsilier-Regiment 33 aus. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote, im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren Dachstuhl zerstört und deren mächtiger Turm ganz ausgebrannt war. Die Häuserreihen waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt; nur verkohlte Balken ragten zum Himmel. Allein das Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1870 bis 1871, geschmückt mit dem Friedensengel und dem eisernen Kreuz, war erhalten geblieben.

In Wolkenbrüchen schlug der Regen herab und stieg mit dem schmelzenden Schnee zu Nebelwolken geballt wieder auf, als die russischen Kolonnen von allen Seiten nach Suwalki und Augustowo drängten. Dort schloß sich die

große Zange, mit der Hindenburg das Russenheer gepackt hatte. Über 100 000 Mann mit 7 Generalen, über 150 Geschütze und unermeßliches Heeresgerät waren die Beute der ostpreußischen Winterschlacht. Am 17. Februar traf bei dem Oberpräsidenten von Batocki in Königsberg ein Telegramm des Kaisers ein: „Die Russen vernichtend geschlagen, unser liebes Ostpreußen vom Feinde frei. Wilhelm."

Ostpreußische Flüchtlinge.

(A. Strukat.)

Schon in den ersten Mobilmachungstagen war der Feind im Lande und drängte mit immer neuen Scharen nach. Nichts war geschehen, um die reichen Bestände an Vieh und Wirtschaftsgeräten in Sicherheit zu bringen. Als die Russen schon den größten Teil der Provinz besetzt hatten, da warnten noch immer Behörden vor der Verbreitung des Gerüchts, die Feinde wären im Anmarsch.

So brach das Unglück unvorbereitet über die Bevölkerung herein. Hunderte und Tausende, besonders Landbewohner, ergriffen die Flucht vor den Mordbrennern, um das Leben und die notwendigste Habe in Sicherheit zu bringen. Die Straßen waren bedeckt mit flüchtenden Menschen, die auf schwer bepackten Wagen Betten, Hausrat und Lebensmittel mitschleppten. Neben den Straßen zogen die Viehherden, soweit man die Tiere mitnehmen konnte. Herrenlose Haustiere aller Art irrten durch die Felder. In der Nähe der Städte und Dörfer rasteten die Flüchtlinge am Lagerfeuer. Rot wie Blut leuchtete der Nachthimmel vom Brande der verlassenen Gehöfte, und dazu dröhnte der Kanonendonner der feindlichen Artillerie. Oft sprengten Kosaken in diese Massen, zwangen die in den Wagen Sitzenden zum Aussteigen und zur Rückkehr und raubten, was ihnen gefiel.

Nun versuchten auch die deutschen Behörden zu helfen. Sammelstellen, die von der Heeresbehörde oder der Landwirtschaftskammer eingerichtet waren, übernahmen das

Vieh, um es über die Weichsel zu bringen, falls Rindvieh und Pferde nicht von den Truppen selbst gebraucht wurden. Über Westpreußen, Pommern, Brandenburg, bis Berlin, ja bis Hamburg kamen die Scharen der ostpreußischen Flüchtlinge. Königsberg war bald überfüllt. Hier und in allen anderen größeren Städten wurden Unterkunftsplätze besorgt und Beratungsstellen eingerichtet. Besonders hilfsbereit zeigte sich die Stadt Berlin.

In einem Telegramm, das er am 27. August aus dem Felde an das Staatsministerium sandte, forderte der Kaiser die Behörden zu sofortiger Hilfe auf. Als Zeichen der Dankbarkeit gegen das schwergeprüfte Ostpreußen sollte alles geschehen um die Not zu lindern. Nun veranstalteten Provinzen, Städte, Vereine, Behörden, kurz alle Schichten des deutschen Volkes in brüderlichem Einvernehmen Sammlungen, welche den notleidenden ostpreußischen Landsleuten zugute kommen sollten. Die Spenden kamen so reichlich, daß in kurzer Zeit Hunderttausende zur Verfügung standen. Die wohlhabenden Städte Westfalens und des Rheinlandes und besonders wieder Berlin stellten dem Ministerium immer wieder große Geldsummen zur Verfügung.

Nach den Siegen bei Tannenberg und an den Masurischen Seen kehrten die Flüchtlinge in die Heimat zurück und richteten sich notdürftig ein. Der Winter kam, und vor der russischen Übermacht mußten die deutschen Truppen hinter die Angerapplinie zurückgenommen werden. Da verließen wieder Tausende von Menschen ihre Heimat und zogen nach Westen. Diesmal nahmen sie kein Vieh mit. Nur auf einzelnen Flüchtlingswagen schwankte ein Korb mit Gänsen oder Hühnern. Auf großen Leiterwagen, mit zwei oder vier Pferden bespannt, waren die Habseligkeiten verpackt. Aus Bettlaken, Zelten und Decken hatte man sich ein Dach zum Schutze gegen Regen, Schnee und Wind gemacht. Darunter lagen in Heu und Stroh, das gleich als Pferdefutter diente, die wenigen Habseligkeiten, die man mitnahm. Auf den Wagen saßen die Leute bis über die Ohren vermummt und doch blaugefroren, denn viele

waren zehn bis zwölf Tage unterwegs, bis sie mit der Eisenbahn verladen wurden. In solchen Verladeorten standen die Wagen in langen Reihen auf dem Markt und in den Straßen. Immer neue kamen hinzu, und Tag und Nacht herrschte da lebhaftes Treiben. Pferde und Wagen wurden von den Vertretern der Landwirtschaftskammer übernommen, und die andern Habseligkeiten brachte man zum Bahnhof. Da lagen sie bergehoch, zum Schutze gegen Schneetreiben mit leichten Decken verhüllt. Überall standen frierende Leute umher, die weinende Kinder zu beruhigen suchten. So wartete man, bis der Zug zur Stelle war, der die Flüchtlinge weiterführen sollte, oft bis nach Westfalen hin.

Wieder vertrieb Hindenburg das Russenheer, und wer seine Heimat verlassen hatte, kehrte zurück. Nun begann der Wiederaufbau in Dorf und Stadt, und kein Feind hat mehr die Heimat betreten.

Ostpreußens Wiederaufbau.

(A. Strukat.)

Zweimal im Weltkriege ist das Kriegsunglück über unsere Provinz hereingebrochen, und Ostpreußen hat Opfer gebracht, so groß, wie kein anderes deutsches Land, denn 31 896 Gebäude sind durch den Krieg zerstört worden. Da sagte man sich bald im deutschen Vaterlande, der Wiederaufbau ist keine Angelegenheit der Provinz sondern eine allgemeine Volkssache. Der frühere Landrat von Gumbinnen und spätere Polizeipräsident von Schöneberg, Freiherr von Lüdinghausen erließ im Mai 1915 einen Aufruf an die deutschen Städte, Kriegspatenstelle beim Wiederaufbau der zerstörten ostpreußischen Kleinstädte aufzunehmen. Der gute Gedanke fand eine gute Aufnahme, man wollte sich sogar beim Aufbau der zerstörten Dörfer beteiligen. Unsere schönsten Großstädte wurden Paten für ostpreußische Städte und Dörfer. Staat und Reich hatten in erster Linie die Pflicht, zu helfen, und das geschah auch; die Kriegshilfsvereine wollten vielmehr den Staat und das Reich in ihrer Tätigkeit unterstützen.

Diese Ostpreußenhilfe fand einen solchen großen Beifall, daß sogar Unterstützungen von den deutschen Brüdern aus Amerika kamen. Auch die Kirche gab ihre Hilfe, und der Bund Heimatschutz lieferte Ackergeräte und Kleinvieh. Die Rheinprovinz übernahm die Versorgung der Kreise Insterburg, Tilsit und Darkehmen, der Regierungsbezirk Düsseldorf die Kreise Oletzko (Treuburg) Angerburg, Wehlau und Heilsberg als „Patenkinder". Die Städte Duisburg, Essen, Hamborn und Mühlheim a. d. Ruhr hatten sich den am schwersten betroffenen Kreis Wehlau ausgewählt; Düsseldorf hatte den Kreis Heilsberg übernommen, Krefeld und die übrigen niederrheinischen Städte den Kreis Angerburg und das bergische Land (Stadt- und Landkreis Solingen) den Kreis Oletzko (Treuburg). Am 12. Juni 1915 übernahm Berlin die Patenschaft für Ortelsburg und bald darauf auch Wien. Der Wiener Kriegshilfsverein beschloß, der Stadt ein neues Rathaus zu stiften. Auch für Gumbinnen wollte Berlin sorgen, das Herzogtum Braunschweig übernahm die Kriegshilfe für Goldap, und Köln wurde die Patenstadt für Neidenburg. Eine Menge anderer Städte spendete größere Geldbeträge für den Wiederaufstieg. Die Gelder der Großstädte sollten nicht an die einzelnen Notleidenden verteilt werden, sondern zu allgemeinen Zwecken, wie Anlage von Straßen und Wasserleitungen, Kanalisationen, Bau von öffentlichen Gebäuden und ähnlichen Zwecken verwendet werden. Einen besonderen Weg ging München. Diese Stadt hatte sich kein „Kriegspatenkind" gewählt, aber die Münchener Ostpreußenhilfe stiftete schöne Wohnungseinrichtungen, die von Münchener Künstlern entworfen waren. Für den billigen Preis von 250 Mark wurde eine solche Zimmereinrichtung, die doppelt soviel wert war, an jede kriegsgeschädigte Ostpreußenfamilie abgegeben.

Die schöne Saat ging auf. Ostpreußens Städte und Dörfer standen bald in schönster Pracht da, und wieder wogten die goldgelben Getreidefelder zwischen den dunkeln Wäldern und blauen Seen. Man lernte Ostpreußen kennen und fand, daß es ein altdeutsches Land war, so wie alle

andern Gegenden unseres Vaterlandes. Als dann später die Not in die großen Städte kam, da zeigte unsere Provinz, daß sie helfen konnte und wollte. Notleidende unterernährte Großstadtkinder aus dem Reich wurden aufgenommen, und wenn sie dann frisch und fröhlich wieder heimkehrten, dann erzählten sie, wie gut und wie schön sie es bei uns gefunden hatten.

Die Heimkehr der Königsberger Truppen.

Nach Nr. 567 und 569 der Königsberger Hartungschen Zeitung vom 4. und 5. Dezember 1918.)

Nachdem in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember das ganze Grenadier-Regiment Kronprinz mit den Maschinengewehr- und Minenwerferkompagnien in Königsberg angelangt war, hielt das alte, stolze Regiment, das in unzähligen Schlachten und Gefechten in Ost und West das Vaterland gegen die Übermacht der Gegner verteidigt hat, am 4. Dezember 2 Uhr nachmittags vom Produktenbahnhof geschlossen seinen Einzug in die alte Garnison. Voran den Regimentskommandeur, so marschierten die kampferprobten Bataillone unter den Klängen altpreußischer Regimentsmärsche mit wehenden Fahnen durch das Brandenburger Tor in die Stadt.

In den todbringenden Rohren steckten von zarter Hand gespendete Blumensträußchen. Allenthalben wurde die Truppe von einer zahlreichen, die Straßen umsäumenden Menge jubelnd begrüßt. Sträuße, Päckchen mit Zigaretten und Fähnchen wurden den Braven aus den Fenstern zugeworfen. Es war ein erhebender Anblick, die tadellose Truppe im strammen Gleichschritt marschieren zu sehen. Schon in der Karlstraße empfing eine jubelnde Menschenmenge die Truppen, hing sich an die Arme der Soldaten, schob sich zwischen die Gruppen und jubelte ihnen zu. Hoch- und Hurrarufe, Tücherwinken aus den Reihen der Tausenden an den Straßen übertönte die Marschweisen der Regimentskapelle. Durch die reich geschmückte Vorstadt ging es, am Schloß vorbei über den Schloßplatz, die Französische und Königsstraße nach dem Herzogsacker, wo ein

Vorbeimarsch vor dem Regimentskommandeur den Einzug beschloß. Vergeblich wurde versucht, die Leute von dem Vorbeimarsch abzuhalten; mit seinen Waffen und Kokarden ist das Regiment in den Krieg gezogen, es hat sie auch bei seinem Einmarsch behalten.

Aus dem Friedensvertrag von Versailles.

Nach Artikel 28 läuft die Grenze Ostpreußens von einem Punkte an der Ostseeküste etwa 1½ Kilometer nördlich der Kirche des Dorfes Pröbbernau und in einer ungefähren Richtung von 159° (von Norden nach Osten gerechnet):

eine im Gelände zu bestimmende Linie von ungefähr 2 Kilometer Länge;

von dort in gerader Linie auf das Leuchtfeuer, das an der Biegung der Fahrrinne nach Elbing ungefähr in 54° 19½′ nördlicher Breite und 19° 26′ östlicher Länge von Greenwich gelegen ist;

von dort bis zur östlichen Mündung der Nogat in einer ungefähren Richtung von 209° (von Norden nach Osten gerechnet);

von dort der Lauf der Nogat aufwärts bis zu dem Punkte, wo dieser Fluß die Weichsel verläßt;

von dort die Hauptfahrrinne der Weichsel aufwärts, dann die Südgrenze des Kreises Marienwerder, dann die Südgrenze des Kreises Rosenberg nach Osten bis zu ihrem Treffpunkt mit der alten Grenze Ostpreußens;

von dort die alte Grenze zwischen West- und Ostpreußen, dann die Grenze zwischen den Kreisen Osterode und Neidenburg, dann der Lauf der Skottau abwärts, dann der Lauf der Neide aufwärts bis zu einem Punkte, der ungefähr 5 Kilometer westlich von Bialutten zunächst der alten russischen Grenze gelegen ist;

von dort nach Osten bis zu einem Punkte unmittelbar südlich des Schnittpunktes der Straße Neidenburg — Mlawa mit der alten russischen Grenze:

eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, die nördlich von Bialutten verläuft;

von dort die alte russische Grenze bis östlich von Schmalleningken, dann die Hauptfahrrinne der Memel (des Njemen) abwärts, dann der Skierwieth-Arm des Deltas bis zum kurischen Haff;

von dort eine gerade Linie bis zum Schnittpunkt der Ostküste der Kurischen Nehrung mit der Verwaltungsgrenze etwa 4 Kilometer südwestlich von Nidden;

von dort diese Verwaltungsgrenze bis zum Westufer der Kurischen Nehrung.

Abschiedsgruß der preußischen Staatsregierung an die Ostmarkdeutschen.

Die preußische Regierung veröffentlichte am 12. Januar 1919 folgenden Aufruf:

An die aus Preußen ausscheidenden Staatsbürger!

Anknüpfend an die Kundgebung, die der Reichspräsident und die Reichsregierung an die deutsche Bevölkerung der aus dem Reichsverband ausscheidenden Reichsteile gerichtet haben, wendet sich die Regierung des Freistaates Preußen noch besonders an ihre von der Abtretung an fremde Staaten betroffenen Mitbürger. Der dem deutschen Volke aufgezwungene Frieden von Versailles trifft Preußen ganz besonders schwer. Gebiete mit kerndeutscher Bevölkerung, die in jahrhundertelanger Zugehörigkeit zu Preußen seine Schicksale geteilt und an seinem ruhmvollen Aufstiege Anteil genommen haben, die es durch sorgsame Verwaltung unter Einsetzung der finanziellen Kräfte des gesamten Staates auf eine hohe Stufe wirtschaftlicher Blüte und menschlicher Kultur geführt hat, muß es preisgeben.

Das Band staatlicher Zugehörigkeit wird nun gelöst, das Band der Zusammengehörigkeit der Geister und der Herzen kann keine Macht dieser Erde lösen. Was gemeinsame Arbeit der Kultur und des Wirtschaftslebens in

Jahrhunderten geschaffen hat, ist durch keine äußere Gewalt zu zerstören. Wir geloben euch Treue! Haltet sie uns und pflanzt sie in die Herzen eurer Kinder.

Das Recht der Selbstbestimmung, das zur Unterlage des Friedens werden sollte, ist euch versagt worden. Mit der Reichsregierung setzt auch die preußische Regierung ihre Hoffnung darauf, daß dieses natürliche Grundrecht jedes freien Menschen sich mit der Zeit durchsetzen muß. In diesem Sinne gilt auch für euch das Wort: Immer daran denken, niemals reden!

Die Volksabstimmung am 11. Juli 1920.

1. Im Bezirk Allenstein.

(Nach Max Worgitzki, Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen. — Der Kampf um Ermland und Masuren.)

Im südlichen Teile Ostpreußens, den beiden Landschaften Ermland und Masuren, sollten die Bewohner durch Volksabstimmung entscheiden, ob sie zu Deutschland oder Polen gehören wollten. Zum Abstimmungsbezirk gehörten die Kreise Allenstein, Rössel, Osterode, Ortelsburg, Sensburg, Johannisburg, Lyck, Lötzen und der nordöstliche Teil des Kreises Neidenburg aus dem Regierungsbezirk Allenstein und der Kreis Oletzko vom Regierungsbezirk Gumbinnen. Ohne jeden Grund war den Polen der südwestliche Teil des Kreises Neidenburg mit der Stadt Soldau zugesprochen, obgleich er sich der Bevölkerung noch in nichts von dem übrigen Südostpreußen unterscheidet. Mit Ausnahme der beiden ermländischen Kreise Allenstein und Rössel hat das Abstimmungsgebiet nie zu Polen gehört, und im Ermland war der Bischof selbständiger Herrscher und deutscher Reichsfürst unter der Oberhoheit des Hochmeisters, später des Königs von Polen. Wohl waren im 15. und 16. Jahrhundert auf Anregung der Hochmeister polnische Kolonisten nach Masuren eingewandert; sie verloren aber den Zusammenhang mit Polen und wurden Preußen und Evangelische. —

Die Polen waren sich doch bewußt, daß ihre Behauptung, Masuren und Ermländer wären Polen, auf recht schwachen Füßen stünde. Sie verlangten daher, das Abstimmungsgebiet sollte erst 150 Jahre unter polnische Verwaltung gestellt werden, und dann erst sollte man abstimmen; schließlich ermäßigten sie ihre Forderung auf fünf Jahre polnischer Verwaltung. Leider wurden die Polen in ihren Forderungen unterstützt durch die sogenannten Revolutionsbehörden, die Arbeiter- und Soldatenräte. Sie bestanden aus den unzuverlässigen Soldaten, die man nicht an die Front zu schicken wagte, und aus den fremden Arbeitern, die beim Wiederaufbau beschäftigt waren. An der ersten polnischen Volksversammlung am 24. November 1918 nahmen auch Mitglieder des Soldatenrats teil und erklärten, die sozialistische Republik Deutschland würde die gerechten Ansprüche der Polen unterstützen. Im Januar 1919 begab sich sogar eine Abordnung des 20. Armeekorps (Allenstein) nach Polen, um aus eigener Machtvollkommenheit mit dem obersten polnischen Volksrat zu verhandeln. Leider gab es damals in Deutschland keine Staatsgewalt, welche diese Leute als Hochverräter hätte zur Verantwortung ziehen können.

Nachdem am 10. Januar der Friedensvertrag unterzeichnet war, mußte man sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß in kurzer Zeit eine fremde Kommission die Verwaltung des Abstimmungsgebietes übernehmen würde. In der Woche vom 1. bis 6. Februar verließ die Reichswehr unser Gebiet; ein herzliches „Auf Wiedersehen!" rief man ihr nach. Am 12. Februar traf bereits die Kommission ein, die aus englischen, französischen, italienischen und japanischen Beamten bestand. Die später eintreffenden Soldaten wurden so verteilt, daß die Engländer in Allenstein und Osterode und die Italiener in Allenstein, Lyck und Lötzen lagen.

Schon am Tage ihres Eintreffens wurden der Kommission von den Polen Beschwerden über die Deutschen vorgebracht, und so ging es täglich fort mit allerlei Bitten, Wünschen und Klagen, die von den fremden Beamten

gewissenhaft untersucht wurden. Da es sich aber immer wieder herausstellte, daß es sich nicht um ernsthafte Sachen, sondern um Kindereien handelte, oft um Lügen, so wurden die Kontrolloffiziere bald gereizt. Stets wurden die Polen unterstützt von ihren französischen Freunden, besonders den Truppenoffizieren und anderen Soldaten.

Auf deutscher Seite hatten sich zwei Kampfvereinigungen gebildet, der Ostdeutsche Heimatdienst und der Masuren- und Ermländerbund. Der Heimatdienst hatte seinen Hauptsitz in Allenstein. Jeder Kreis hatte einen Kreisleiter und jedes Dorf 5 bis 8 Vertrauensleute. Bald hatte sich die ganze deutschdenkende Bevölkerung in diesen Heimatvereinen zusammengefunden. Treue zum Deutschen Reich, das heißt, bei der Abstimmung deutsch stimmen und deutsche Kultur und deutsches Wesen zu pflegen, dazu sollten sich die Mitglieder verpflichten. Dagegen fanden die Polen fast gar keine Hilfe in Ostpreußen; aus Warschau und Galizien mußten sie Leute senden, und die versuchten durch allerlei Lügen, oft auch mit Gewalt, für Polen Stimmung zu machen.

Am 15. April wurde das Reglement über die Abstimmung veröffentlicht. Es enthielt folgende Bestimmungen: Abstimmungsberechtigt ist jede Person, die das 20. Lebensjahr vollendet hat, im Abstimmungsgebiet geboren oder in ihm seit dem 1. Januar 1905 dauernd ansässig ist. Die Abstimmung erfolgt gemeindeweise, jede Gemeinde stellt einen Wahlbezirk vor. Die Durchführung der Abstimmung in den einzelnen Gemeinden liegt in den Händen eines aus zwei Deutschen und zwei Polen zusammengesetzten Abstimmungsausschusses. Als Aufsichtsbehörde dient in jedem Kreise eine ebenfalls aus Deutschen und Polen in gleicher Zahl zusammengesetzte Kontrollkommission. Nun kamen die Polen in große Verlegenheit. In den masurischen Kreisen und in dem größten Teile des Kreises Rössel fanden sich nur in einigen wenigen Orten Polen für die Abstimmungsausschüsse. In einzelnen Kreisen konnten sie nicht einmal die Kontrollkommission besetzen. An ihre Stelle mußten Deutsche treten.

Nun übernahm der Heimatdienst die Feststellung und Einladung der Abstimmungsberechtigten. Wenn auch Leute mitstimmen durften, die früher im Abstimmungsgebiet wohnten, dann hatte der Hohe Rat in Paris angenommen, daß diese wegen ihrer polnischen Gesinnung von den deutschen Behörden ausgewiesen waren und irgendwo in Polen säßen. Das war aber wieder ein Irrtum. — In jedem Orte ließ der Heimatverein feststellen, wer ausgewandert und abstimmungsberechtigt war. In einem Flugblatt wurden die Landsleute in herzlichen Worten dann aufgefordert, hierherzukommen und ihre Pflicht der bedrohten Heimat gegenüber zu erfüllen. Und die Bitte hatte Erfolg. Es half den Polen nichts, daß sie überall das Gerücht verbreiteten, die Züge würden im Korridor in die Luft gesprengt werden. Die Masuren und Ermländer ließen sich dadurch nicht abschrecken. In hellen Scharen eilten sie herbei über See und durch den polnischen Korridor, und unsere Heimatvereine hatten vollauf zu tun, um all die lieben Gäste, 128 000, unterzubringen. Wir boten, so gut wir es konnten, und unsere Gäste nahmen es, wie es geboten war, mit herzlicher Freude. Unser ganzes Abstimmungsgebiet hatte Festschmuck angelegt. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Bahnhof prangten im Schmuck des Laubes, des Tannengrüns, der lustigen Flaggen. Und überall dazwischen, an jedem Haus, bis zur kleinsten Dorfkate herab, der weiße Schild mit dem ernst mahnenden schwarzen Kreuz, das Zeichen der Heimatvereine. Am Vorabend des Abstimmungstages wurde in allen Heimatvereinen unsern Gästen ein würdiges und doch fröhliches Willkommenfest gegeben. In den Städten geschah es in Form von deutschen Tagen, prachtvoll gelungenen Festumzügen, Musik und Ansprachen. In Allenstein fanden Festaufführungen statt, darunter „Tell“. Der Berliner Lehrergesangverein hatte die weite Reise durch das Abstimmungsgebiet nicht gescheut und uns allen durch seine herrliche Kunst Zuversicht und Erhebung gespendet.

Die Polen hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben. Sie erlebten noch das Mißgeschick, daß ihr polnischer „Bund

zur Erhaltung des Ermlandes" sich 14 Tage vor der Abstimmung dem deutschen Masuren- und Ermländerbunde anschloß, da seine Mitglieder sich als Deutsche fühlten und mit den Warschauern und Galiziern nichts zu tun haben wollten.

So brach der Abstimmungstag, Sonntag, der 11. Juli an. Er brachte der deutschen Sache einen glänzenden Sieg. Die Niederlage der Polen war vollständig, niederschmetternd, ja fast ein wenig lächerlich. 97,5 Prozent der Bevölkerung hatten für Deutschland gestimmt und nur 2,5 Prozent für Polen. Das Ergebnis in den einzelnen Kreisen war folgendes:

Kreis	Anzahl der Gemeinden, die stimmten für		Anzahl der abgegebenen Stimmen für	
	Ostpreußen	Polen	Ostpreußen	Polen
Oletzko . . .	121	—	28625	2
Lötzen . . .	116	—	29378	9
Rössel . . .	117	1	35252	758
Allenstein (Stadt)	1	—	16742	342
Osterode . .	244	4	46385	1043
Johannisburg .	198	—	34036	14
Allenstein (Land)	179	3	31486	4902
Sensburg . .	190	—	34334	25
Neidenburg .	142	1	22233	330
	Eine Gemeinde mit gleichen Stimmen			
Ortelsburg .	197	—	48204	511
Lyck	190	—	36534	44
Insgesamt	1695	9	363209	7980

Der Abstimmungstag selbst verlief in völliger Ruhe. Die Warschauer und Galizier hatten in aller Stille das Land verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen verhielten sich ruhig. Als dann aber der Abend herniedersank, begannen die Straßen und Plätze sich zu füllen. Eine froh erregte Menge harrte geduldig der Bekanntgabe der Ereignisse. Und als dann die ersten Nachrichten ausgegeben

wurden und sich der gewaltige Sieg herausstellte, da flog ein Jubelsturm durch das ganze Land, von Dorf zu Dorf.

Man hatte geglaubt, das Endresultat etwa am Dienstag erwarten zu können. Aber die allgemeine Begeisterung und Erregung hatte auch die Kommission gepackt. Im Regierungsgebäude saßen die Beamten der Kommission und der Regierung und nahmen unermüdlich die Meldungen entgegen, die auf Tausenden von Drähten aus dem letzten Dorf über die Kreisstadt nach Allenstein flogen. Die ganze Nacht wurde gearbeitet, und als morgens um ½6 das Endergebnis heraus war, da drückten wir uns bewegt, dankbar und stolz die Hände.

Und was sagte die Kommission dazu? Der Japaner blickte äußerlich unbeweglich drein, wie immer. Der Engländer lächelte sein liebenswürdiges Diplomatenlächeln. Der Italinier sann ein wenig nach, als er das Abstimmungsergebnis in Händen hielt und sagte mit einem feinen Lächeln: „Wo waren da eigentlich die Sachverständigen von Versailles?“ Die Franzosen aber machten strenge Gesichter und sagten untereinander: „Das ist unglaublich!“

Und dann kam noch ein Tag, da wir wieder die Fahnen hervorholten, der Tag, an dem die Kommission die Verwaltung des Abstimmungsgebietes in die Hände des heimgekehrten Regierungspräsidenten zurücklegte. Nur drei kleine Ortschaften an der Grenze des Kreises Osterode, die Dörfchen Klein-Steppern, Lobenstein und Groschken hatten wir verloren. Zwei Tage später war die Kommission bereits abgereist, die fremden Truppen folgten ihr auf dem Fuße, und an demselben Abend noch rückte, freudig begrüßt, unsere Reichswehr ein.

Aus Berlin trafen dann der Reichsminister und Vizekanzler Heinze und der preußische Minister des Innern Severing ein, um das bisherige Abstimmungsgebiet feierlich als wiedergewonnenes Glied des deutschen Vaterlandes zu begrüßen. Das geschah am 19. August des Jahres 1920.

Wir waren wieder heimgekehrt!

2. Im Bezirk Marienwerder.

(Nach Gerhard Lawin, Abstimmungszeit in Stadt und Land Marienburg.)

Am 10. Januar 1920 war endlich der Friedensvertrag von den Feinden angenommen; zwei bis drei Wochen später mußte das Eintreffen der fremden Kommission und Truppen erwartet werden. Beruhigend wirkte es, daß nicht Franzosen, sondern Italiener nach Marienburg kommen würden. Die Garnison Marienburg verließ am 2. Februar den Ort. Der Auszug wurde zu einer ernsten Feier. Die ganze Ordensstadt war in Fahnen gehüllt. Am Platz vor dem Marientor hielten in einem Viereck eine Maschinengewehr- und eine Minenwerferkompagnie sowie eine Batterie Artillerie mit Musik, dazu die Vereine der Stadt. Nach der Feier verließen die Truppen die Stadt. In aller Augen schimmerte die Hoffnung: Sie kommen wieder, und wir bleiben deutsch. — Während der Feier kam die Nachricht, daß der Marienburger Bahnhof von den Polen besetzt sei. Eine furchtbare Erregung bemächtigte sich der Menge. Sofort wurde eine Abteilung Soldaten hingesandt, und diese entwaffnete zwei polnische Offiziere und 20 Soldaten. Da sie angaben, sie hätten in Marienburg eine polnische Ortskommandantur vermutet, die ihnen die Pässe beglaubigen sollte, so wurden sie über die Grenze abgeschoben. Man weiß nicht, ob es ein Irrtum war, oder ob sie sich der Stadt bemächtigen wollten, die sie frei von Truppen glaubten.

Mitte Februar trafen die fremden Besatzungstruppen ein, in der Hauptsache italienische Soldaten. Nach Marienburg kamen am 18. Februar 150 Mann. Im allgemeinen war ihr Verhalten der Bevölkerung gegenüber anständig.

Am 12. Juni hatte die Kommission den Abstimmungstag bekannt gegeben. Es sollte der 11. Juli 1920 sein. Stimmberechtigt war, wer am 10. Januar 1920 das 20. Lebensjahr vollendet hatte und im Abstimmungsgebiete geboren war oder dort seit dem 1. Januar 1914 seinen Wohnsitz hatte. Nun galt es doppelt, alle Hände zu rühren, zumal man viele Gäste aus dem Reich erwartete, die als Kampf-

genossen zur Seite stehen sollten und wollten. Für den Kreis Marienburg wurden 7459 Gäste erwartet; 3572 für die Stadt und 3887 für das kleine Werder. Diese mußten empfangen, untergebracht, verpflegt und unterhalten werden. Soweit Privatquartiere nicht ausreichten, waren Massenquartiere eingerichtet. Auf dem Lande stellten die Heimatvereine die Männer und Frauen für den Empfang und den Abtransport nach den Dörfern. Der Deutsche Schutzbund hatte Decken geliefert, weil die einzelnen Häuser mehr Gäste bekamen, als sie Betten hatten. Bis ins kleinste wurde alles bedacht, besprochen und vorgesorgt. Der Heimatdienst und der Volksrat hatten den Christusfilm und die beiden anderen „Zwischen zwei Feuern" und „Der Geiger von Marienburg" besorgt. Der Heimatverein traf auch die Vorbereitungen, die Gäste zu unterhalten.

Mitten in diese rastlosen Arbeiten fiel ein Feiertag: der Deutsche Tag in Marienburg am 20. Juni. Das war ein machtvolles Aufgebot. Mit Blumen und Fahnen geschmückt, von Laubgewinden durchzogen war die alte Ordensstadt. Nachmittags 3 Uhr begann der Festzug. Zwei Herolde mit einem Bannerträger bildeten die Spitze, 12 Reiter in Deutsch-Ordenstracht folgten. Und dann ein Zug, wie ihn Marienburg noch nicht gesehen hatte: Tausende und Abertausende, Männer und Frauen, Arme und Reiche, Besitzer und Arbeiter, Kaufleute und Beamte, dazwischen die Festwagen, auf denen die einzelnen Gewerbe dargestellt waren, Lützower Jäger und Radfahrer, und dann die staubbedeckten Bewohner des Werders, die auf Leiter und Festeswagen von ihren Dörfern gekommen waren, mehr als 5000 Menschen. Vom Kleinbahnhof nach der Stadt ging der Zug, um das Friedrichsdenkmal nach den Lauben und nach dem Markt. Zwei Stunden dauerte es, bis die Aufstellung fertig war, 3 Uhr war es geworden. 35 000 Menschen füllten den Markt. „Ich hab' mich ergeben," stimmten die Kapellen an, und entblößten Hauptes sangen alle mit. Fünf Redner sprachen zu gleicher Zeit. Verschönt wurde dieser Tag durch die Anwesenheit des Berliner Lehrergesangsvereins, der in Marienburg zwei

Konzerte gab, nachdem er es schon an anderen Orten des Abstimmungsgebietes getan.

Anfang Juli trafen die Abstimmler ein. Auf Grund des Wahlberechtigungsscheines hatten sie freie Fahrt. Extrazüge und Fahrplan waren sichergestellt, selbst Flugzeuge wurden benutzt, und mehrere alte Mütterchen kamen durch die Luft in ihre alte Heimat geflogen. Alles klappte glänzend. Die fürchterliche Enge auf den Schiffen wurde mit Humor getragen, besonders war durch den Schutzbund für gute und reichliche Verpflegung gesorgt. Von Pillau wurden die Westpreußen mit Extrazügen in ihre Heimat gebracht, andere von Danzig mit Schiffen nach Marienburg geleitet. An der Schiffbrücke legte der Dampfer an mit der schwarz-weiß-roten Flagge am Heck. Auf ihm stand dichtgedrängt die Menge. Tücher wehten, und die Kapelle spielte „Deutschland über alles", die einen sangen mit, die andern weinten vor Ergriffenheit. Ordnungsmäßig stieg alles aus. Hilfsbereite Schüler nahmen das Gepäck ab und luden es auf bereitstehende Wagen, und dann ging es mit einer Kapelle voran zum Denkmal des alten Fritz, wo die Gäste begrüßt wurden. Von da zog man zur Verpflegungsstelle am ehemaligen Kaiserbahnhof. Hier gab es Kaffee, Selter, Bier, Butterstullen, selbst Milch für die die Mutter begleitenden Säuglinge war nicht vergessen. Vom Bahnhof Marienburg wurde den Bahnhöfen des Werders rechtzeitig mitgeteilt, wann ein Zug mit Abstimmungsberechtigten abging, damit die Besitzer rechtzeitig Wagen zur Abholung stellen konnten. Tag und Nacht währte der Dienst. Alle Dörfer des Abstimmungsgebietes waren herrlich geschmückt. Fahnen, besonders schwarz-weiße wehten aus den Fenstern, Musikkapellen spielten, Reden wurden gehalten, und es wurde wacker gesungen. An verschiedenen Orten fanden Deutsche Abende statt, und alle waren überfüllt. Überall herrschte freudige Gewißheit: der 11. Juli wird zum Siegestag! So geschah es auch. Die Polen hatten am Vorabende im Werder ungültige Stimmzettel verteilt, aber die Vertrauensleute waren auf dem Posten, und der Anschlag

mißlang. Die Abstimmung war für die Zeit von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends festgesetzt. Bald kam das Ergebnis für unsern Kreis heraus: In Marienburg 9641 deutsche und 165 polnische Stimmen, im Werder 8164 und 26. Der Jubel steigerte sich, als auch die Ergebnisse der anderen Kreise bekannt wurden: Marienwerder 25 607 Deutsche und 1779 polnische Stimmen, Rosenberg 33 498 und 1073, Stuhm 19 984 und 4904, zusammen 96 894 deutsche und 7947 polnische Stimmen, also von letzteren nur 7,58 Prozent. Ein gewaltiger Sieg war errungen, und trotz Verbot der Kommission zog die Volksmenge in langem Festzuge zum Blumedenkmal, wo Bürgermeister Pawelcik mannhafte Worte sprach. Dann ging's zur katholischen Probstei, wo die Führer des Deutschtums versammelt waren. Probst Pingel und Pfarrer Lawin mußten reden. Es war 1 Uhr nachts. Unten auf dem Markte standen Tausende und lauschten, und die Sternlein am Himmel glänzten doppelt hell, als ob sie sich mit uns freuten.

Bald nahmen unsere lieben Gäste Abschied; sie schieden froh, weil sie wußten, daß die liebe Heimat deutsch blieb, wie sie es immer war.

Im August kam die Entscheidung des obersten Rates. Das ganze Abstimmungsgebiet mit Ausnahme der Ortschaften Johannisdorf, Außendeich, Neu-Liebenau, Klein-Felde, Kramersdorf und dem Hafen von Kurzebrack wurde Deutschland zugesprochen. Am 16. und 17. August verließen die fremden Truppen das Land, und alles atmete auf, als wieder deutsche Soldaten einzogen und die deutsche Regierung am 20. August das Land übernahm.

Verlag von Julius Beltz in Langensalza
Berlin — Leipzig

Strukat, Albert, Geschichtliches Lesebuch für die Grenzmark Posen-Westpreußen
Preis broschiert Rm. 1,75

„ Geschichtliches Lesebuch für die Mark Brandenburg Preis broschiert Rm. 2,—

„ Grenzmarksagen (illustriert)
Preis broschiert Rm. 1,50

„ Lehrplan für den Geschichtsunterricht an den ein-, zwei-, drei- und sieben- (acht-) klassigen Schulen der Grenzmark Posen-Westpreußen Preis geheftet Rm. —,75

„ Deutsche Weihnachten (Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur, 159./160. Band)

„ Sagen und Märchen von Tieren und Pflanzen (Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur, 185. Band)

„ Grenzmark-Bogen zum Bogen-Lesebuch

ROTANOX
oczyszczanie
maj 2015

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
im. C. NORWIDA
Strukat A.
KR IV.4.3
nr inw. 34845